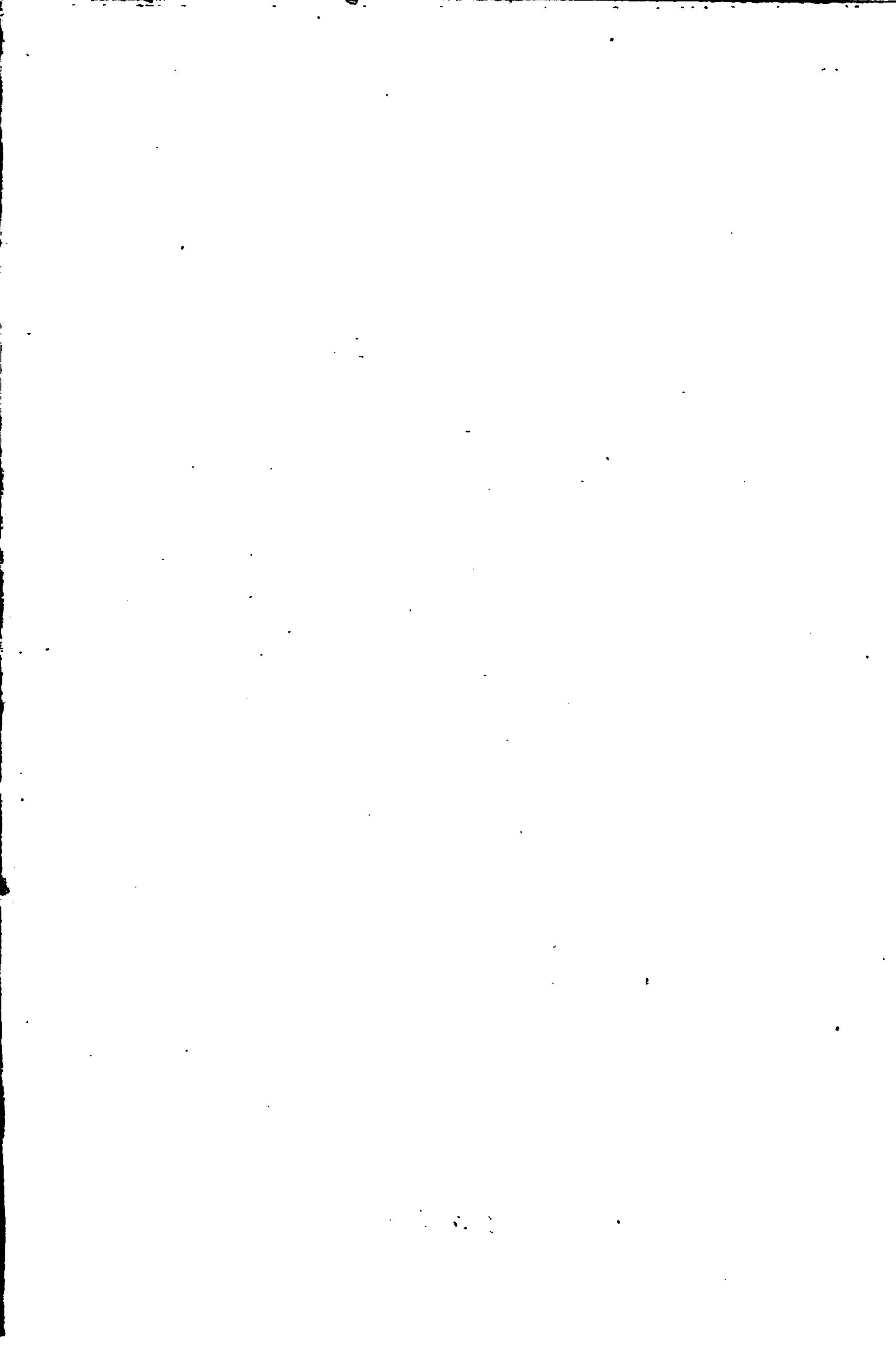



HARVARD COLLEGE LIBRARY
VE RI TAS
HOHENZOLLERN COLLECTION





Schriften

des

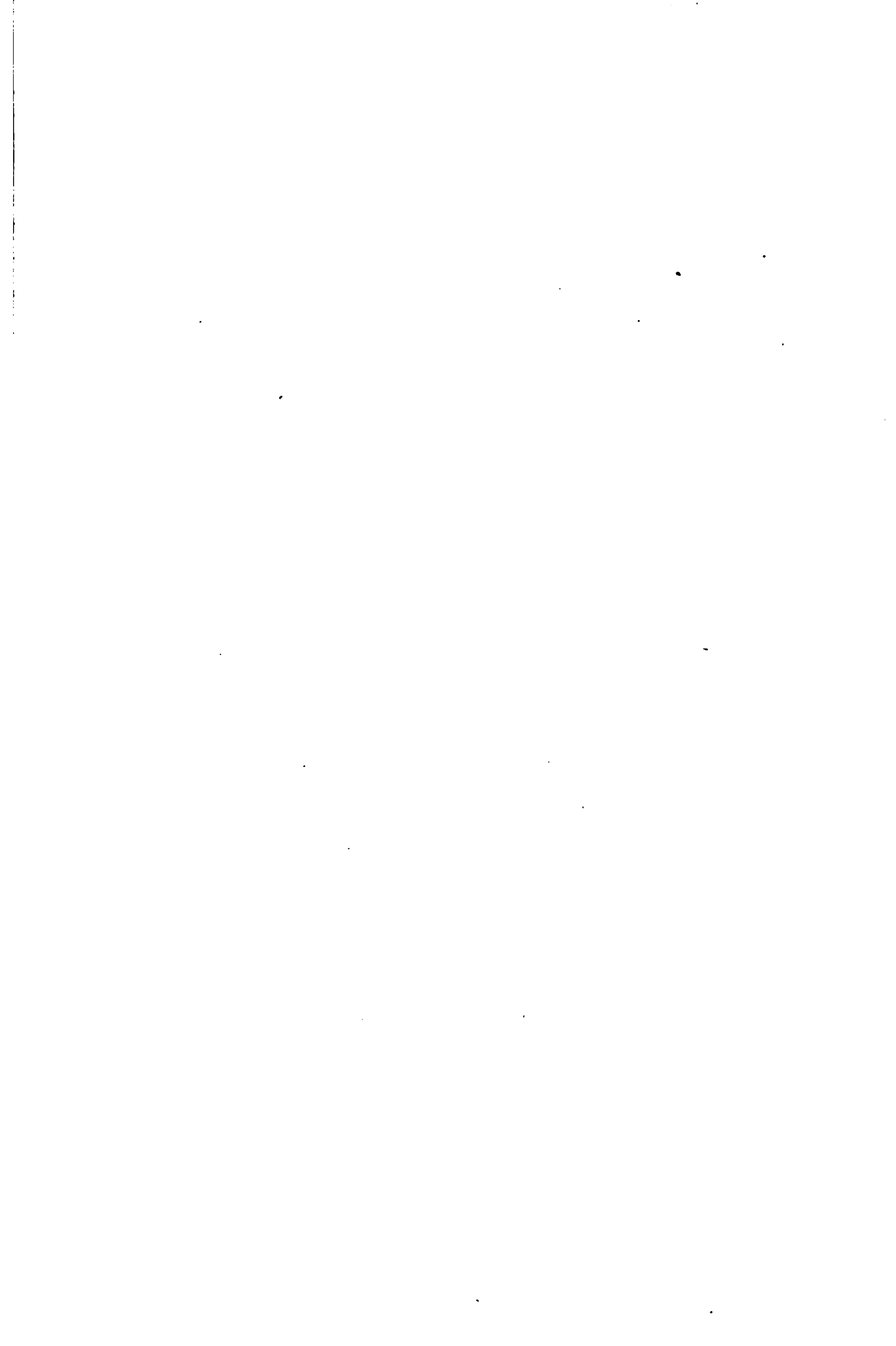
Vereins für die Geschichte Leipzigs.

7. Band.



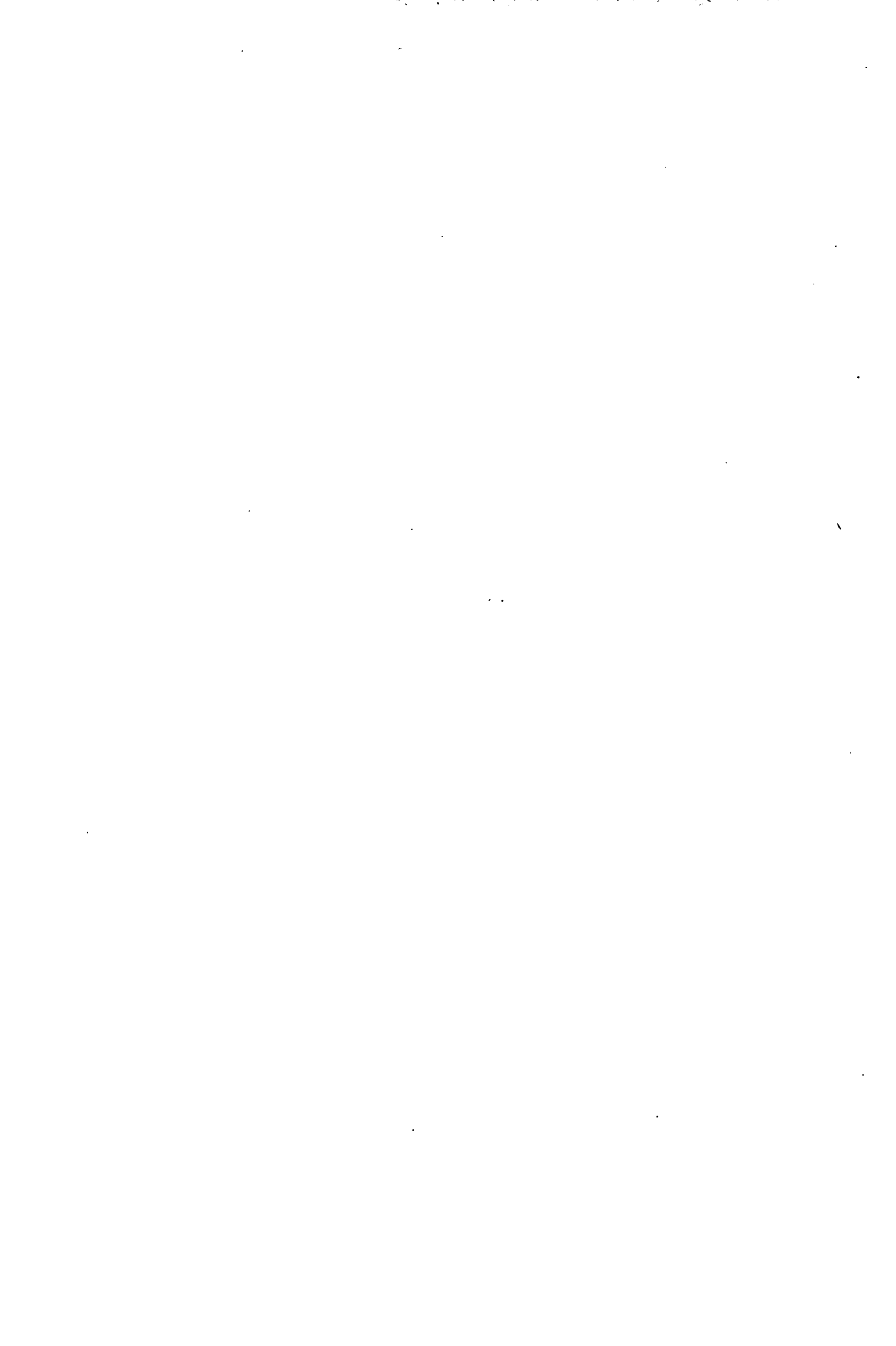
Leipzig
Selbstverlag des Vereins
1904.

Inhalt.



Die vorgeschichtliche Besiedlung der Leipziger Gegend.

Von F. Max Näbe.





Unser Vaterland tritt verhältnismäßig spät in die Geschichte ein. Erst gegen Ende des ersten nachchristlichen Jahrtausends ist die Rückeroberung des Landes durch die Deutschen und die Unterwerfung der heidnischen Slawen vollendet. Wir können also heute auf eine nur ungefähr neunhundertjährige geschichtliche Vergangenheit zurückblicken.

Alles, was sich vor diesem Zeitabschnitt an menschlicher Tätigkeit in unserem Lande abgespielt hat, gehört in das Gebiet der Vorgeschichte. Wir sind bei deren Erforschung, da schriftliche Quellen fast gänzlich fehlen, in der Hauptsache auf die Reste menschlicher Kultur angewiesen, die der Schoß der Erde bis auf unsere Tage bewahrt hat, und die nun meist durch Zufall, seltener durch wissenschaftliche Nachgrabungen zu Tage gefördert werden.

Wohl sind schon in früheren Zeiten auf dem Gebiete Leipzigs öfters vorgeschichtliche Funde gemacht worden, doch da man damals mit der Aufeinanderfolge der vorgeschichtlichen Perioden noch unbekannt war, so begnügte man sich, die Fundobjekte mit dem Namen heidnisch oder wendisch zu bezeichnen, da man die Wenden oder Sorben als erste Bewohner unseres

Landes überhaupt anzusehen gewohnt war. Erst die Fortschritte der nordischen Altertumskunde und die grundlegenden Ergebnisse deutscher Forscher, an denen besonders das letzte Viertel des 19. Jahrhunderts reich ist, versetzen uns in die Lage, die prähistorischen Funde unserer Heimat mit Sicherheit zu deuten und uns ein Bild der vorgeschichtlichen Vergangenheit unseres Landes zu entwerfen. Bevor wir aber die Kulturreste, die der vorgeschichtliche Mensch auf dem Gebiete unserer engeren Heimat hinterlassen hat, näher betrachten, müssen wir erst kurz die Frage zu beantworten suchen: Was wissen wir von dem ersten Auftreten des Menschen in Mitteldeutschland überhaupt?

In dem uns benachbarten Thüringen, sowie in Süddeutschland treffen wir den Menschen bereits in einer Erdperiode an, die der unseren vorausgegangen ist, im Diluvium. Ich kann auf jenen Zeitraum, den man als paläolithische Periode oder ältere Steinzeit bezeichnet, nicht näher eingehen. Der Mensch tritt uns hier als Zeitgenosse längst ausgestorbener Tiergeschlechter entgegen, so an der berühmten Fundstelle von Taubach bei Weimar als Jäger des Mammuts und des Rhinozeros, des Höhlenbären und des Riesenhirsches; an der Schussenquelle in Schwaben finden wir ihn als Renntierjäger. Auch die Lindenthaler Höhle bei Gera hat Funde geliefert, die sicher dem paläolithischen Menschen zuzuschreiben sind. In unserer Heimat fehlen bis jetzt solche Funde. Wir müssen deshalb zu der Annahme gelangen, daß unser Vaterland damals noch unbewohnt und größtenteils überhaupt unbewohnbar war.

Wie ganz Norddeutschland, war auch die sächsische Tiefebene mit Eismassen überdeckt, und zwar erstreckte sich diese Vergletscherung südlich von Leipzig

bis in die Gegend von Altenburg. Erst als gegen Ende der diluvialen Erdepoche ein allmähliches Abschmelzen der Gletscher und ihr Zurückgehen nach dem Norden erfolgte, wurde unsere Ebene eisfrei. Nachdem sie eine Zeitlang steppenartigen Charakter getragen hatte, trat allmähliche Bewaldung ein, es entwickelte sich ein reiches Tierleben, und damit war auch die Möglichkeit einer dauernden menschlichen Besiedlung gegeben. Die erste Einwanderung des Menschen in unsere Heimat kann nach dem oben angeführten nur von Westen aus, also von Thüringen und Süddeutschland her, erfolgt sein.

Die Flüsse haben von jeher in dem Leben des Menschen eine große Rolle gespielt. An ihren Ufern entwickelte sich ein reiches Tierleben; der Mensch fand also ein ergiebiges Jagdgebiet. Die an den Flüssen anzutreffenden Waldungen gewährten ihm Schutz und lieferten ihm Bau- und Heizmaterial und die erhöhten Ufer geeignete Plätze zu der Anlage seiner Wohnungen. Ferner stellten in jenen frühesten Zeiten die Flüsse jedenfalls die einzigen Verbindungswege dar, längs denen sich die Wanderungen des Menschen vollzogen. Der beste Beweis für die Bedeutung der Flußläufe in vorgeschichtlicher Zeit ist jedenfalls der, daß wir, außer im Tal der Elster und Luppe im Westen, auch im Tal der Elster und Pleiße im Süden und am Ritschkebach im Norden sowie an der Parthe im Nordosten reiche prähistorische Funde antreffen, während der wasserarme Osten und Südosten solche nur spärlich aufweist. Am wichtigsten ist das Tal der Elster und Luppe, weil es vermöge seiner westöstlichen Richtung ein Bindeglied zwischen Thüringen und dem Saaltal einerseits und dem sächsischen Flachlande bis zum Mulden- und Elbtal andererseits darstellt, und so ist

jedenfalls das Tal der Elster und Luppe die Eingangspforte geworden, durch welche die ersten Bewohner Sachsens eingewandert sind.

Bei seinem ersten Auftreten in unserer Heimat sehen wir den Menschen bereits im Besitz einer gewissen Kultur. Während der Mensch der älteren Steinzeit seine Steinwerkzeuge nur durch Schlagen herzustellen verstand, weiß er ihnen jetzt durch Glätten und Polieren eine gefälligere und praktischere Form zu geben. Er hat ferner gelernt, aus Ton Gefäße zu bereiten, und versieht sie mit gefälligen Ornamenten, die einen entwickelten Schönheitssinn verraten. Er betreibt einen primitiven Ackerbau und versteht die Kunst des Flechtens, Spinnens und wahrscheinlich auch des Webens. Man bezeichnet diesen Kulturzustand als neolithische Periode oder jüngere Steinzeit.

Wie schon erwähnt, sind die Steingerätfunde am zahlreichsten im Westen Leipzigs, im Tal der Elster und Luppe. Sie beginnen hier bei Lindenau und im Elster-Saal-Kanal. In der Burgaue fand man 1878 einen 5 kg schweren Steinhammer, bis jetzt das umfangreichste Steingerät in unserer Gegend. Zahlreiche Funde lieferten dann die Lehmgruben in der Elsteraue bei Wahren, Böhlitz-Ehrenberg, Dölzig; aber auch auf den Uferrändern längs der Aue, bei Möckern, Lützschena, Schkeuditz, Möhritzsch und Dölzig wurden zahlreiche Funde gemacht. Es sind zum Teil Einzelfunde, Stücke, die gelegentlich verloren gegangen sind, zum Teil stehen sie in Verbindung mit den weiter unten zu besprechenden Ansiedlungen und Herdstellen. Die Gesamtzahl der im Elster-Luppental gefundenen größeren Steingeräte beträgt über 400.

Ein weiteres ergiebiges Fundgebiet sind die nördlich von Eutritzsch am Ritzschkebach gelegenen Boden-

wellen. Hier wurden auf räumlich sehr begrenztem Gebiete zirka 40 Stück Steinartefakte gefunden. Sie sind größtenteils zerbrochen und stehen in Beziehung zu der hier entdeckten großen steinzeitlichen Ansiedlung, die uns weiter unten beschäftigen wird.

Verhältnismäßig wenig lieferte das eigentliche Stadtgebiet, was wohl seinen Grund darin hat, daß der Boden hier seit langem bebaut ist, so daß sich nur schwer vorgeschichtliche Funde in ungestörter Lagerung erhalten konnten. Zu erwähnen sind hier die Funde von Stötteritz (2 Steinbeile), von Reudnitz (2 Steinbeile, 1 Schleifstein), im Johannistal (1 Beil) und in der Hainstraße. Auch im südlichen Elster-Pleißental sind Funde von Steingeräten spärlicher. Mir sind nur etwa 1 Dutzend bekannt, die in der Aue bei Knautkleeberg und Cröbern gemacht worden sind. Sehr arm an Funden ist das Gebiet östlich von Leipzig; nur im Parthental wurden Steinartefakte zutage gefördert.

So interessant jene Steingeräte auch sind, so genügen sie doch nicht, um uns ein Bild von der Kultur der ersten Bewohner unserer heimischen Fluren zu geben. Wenn wir näheren Aufschluß über die Kultur des Steinzeitmenschen haben wollen, so müssen wir unsere Aufmerksamkeit auf die Wohnplätze richten.

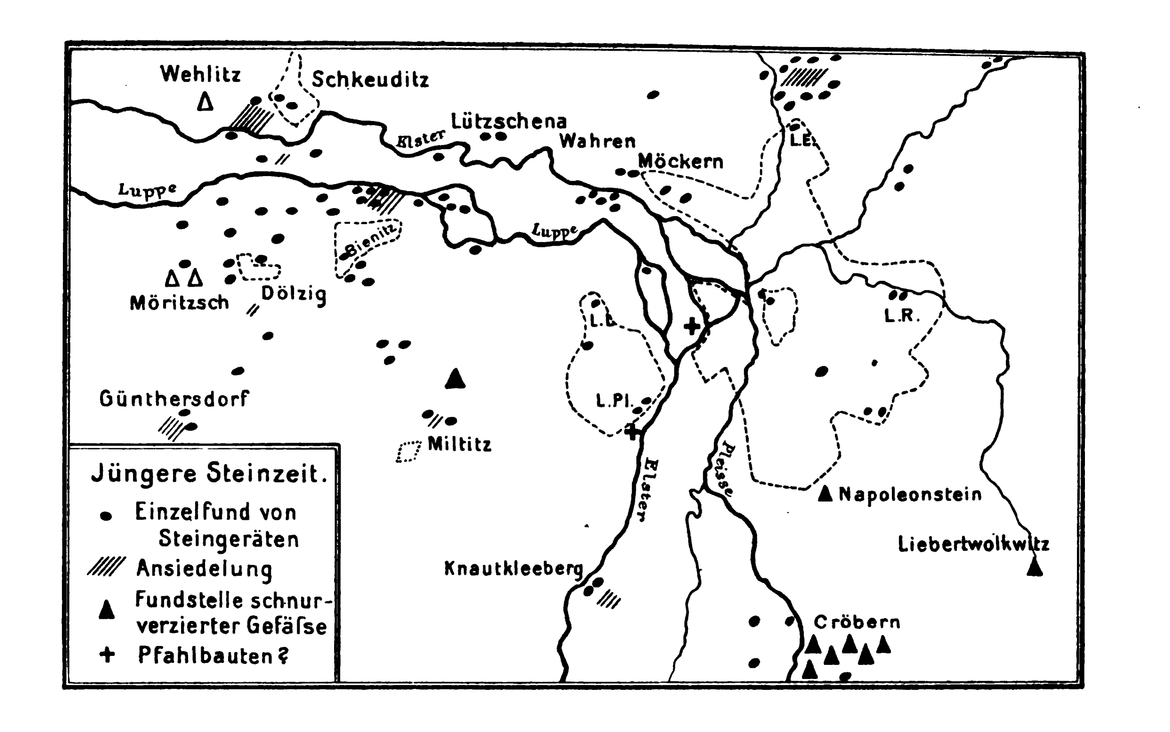
Bei Erdarbeiten in den Lehmgruben, von denen eine ganze Anzahl im Aulehm unserer Flußtäler in Betrieb sind, zeigen sich oft in den abgegrabenen Wänden dunkle Stellen von wannen- oder trichterartiger Gestalt. Bei näherem Zusehen gewahrt man, daß die schwarze Färbung von holzkohlen- und aschereicher Erde herrührt. Darin zerstreut findet man große Steine, denen man ansieht, daß sie lange im Feuer gelegen haben, Scherben von groben, unverzierten Gefäßen, die zuweilen an Stelle der Henkel warzenartige An-

sätze tragen, zerbrochene Werkzeuge aus Stein oder Knochen, endlich Knochen von Pferd, Rind, Hirsch, Reh, Schwein, und zuweilen auch angebrannte Muschelschalen. Es sind dies die Reste der Herdstellen des Steinzeitmenschen; hier brannten seine Herdfeuer, hier wurde das erlegte Wild zubereitet und verzehrt.

Solche Herdstellen wurden in der Elster-Luppen-Aue mehrfach aufgedeckt, hauptsächlich nördlich von Dölzig, ferner im Walde südlich von Schkeuditz beim Holzroden, auch im südlichen Elster-Pleißental fanden sich solche bei Knautkleeberg.

Zu dauerndem Aufenthalte waren jene Herdstellen, soweit sie in der Niederung lagen und den häufigen Überschwemmungen ausgesetzt waren, freilich nicht geeignet. Sie dienten wohl nur auf eine beschränkte Zeit, etwa während eines Jagdzugs als Koch- und Wohnplatz. Die dauernden Ansiedlungen können sich nur auf den Hochufern längs der Täler befunden haben. Es wird uns nicht leicht, hier solche nachzuweisen, da das in Frage kommende Terrain oft bebaut ist, und da sich dort, wo das nicht der Fall ist, über den neolithischen Ansiedlungen solche aus jüngeren prähistorischen Perioden befinden, welche die älteren Spuren stark verwischt haben, so daß sich nur wenig aus der ältesten Zeit erhalten hat. So war es der Fall an der Fundstätte am Westende von Schkeuditz und in der Sandgrube von Günthersdorf. In beiden Fundorten befindet sich eine starke bronzezeitliche Kulturschicht über den steinzeitlichen Resten. Auch die steinzeitlichen Siedlungen bei Miltitz und südlich von Dölzig lieferten nur spärliche Reste.

Um so fördernder für unsere Kenntnis der heimischen steinzeitlichen Kultur war die in den Jahren 1901—1903 erfolgte Aufdeckung einer rein steinzeit-



Wehlitz
Schkeuditz
Lützschena
Elster
Wahren
Möckern
Luppe
Luppe
Bienitz
Möritzsch
Dölzig
Günthersdorf
Miltitz
L.E.
L.E.
L.R.
L.Pl.
Elster
Pleisse
Napoleonstein
Liebertwolkwitz
Knautkleeberg
Cröbern
Jüngere Steinzeit.
Einzelfund von Steingeräten
Ansiedelung
Fundstelle schnurverzierter Gefäſse
Pfahlbauten ?

lichen Niederlassung (siehe Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung 1903, Nr. 67) nördlich von Eutritzsch. Sie befindet sich auf einer Bodenwelle, die auf zwei Seiten vom Ritzschkebach umflossen wird, und die einen weiten Überblick über das umliegende Gelände gestattet. Hier wurden etwa 75 Feuerstellen aufgedeckt. Die Ausbeute an Gefäßscherben, Werkzeugen aus Stein, Schleifsteinen, Mahlsteinen und Kornquetschern war überaus reich. Die Gefäße sind zum Teil reich und geschmackvoll verziert. Zahlreich findet sich die Linear- und Spiralbandkeramik vertreten. Als weitere Motive kommen hinzu Zickzacklinien, die zum Teil auf der Innenseite der Gefäße angebracht sind, Reihen von Fingereindrücken, Tonleisten, warzenartige Ansätze und mächtige Henkel. Verschiedentlich sind die Ornamente tief eingeschnitten und mit weißer Masse ausgefüllt, so daß sie sich schön von dem schwärzlichen Ton der Gefäße abheben. Ein solches Gefäß zeigt 3 Hakenkreuzfiguren, ein uraltes, allen arischen Völkern gemeinsames Symbol. Ein kleines Hängegefäß aus Ton ist wohl als Lampe zu deuten. Weiter fanden sich mehrere Spinnwirtel, Feuersteinmesser, Splitter und Pfeilspitzen, große runde Rollsteine und endlich ein Stück fettige rote Farbpaste.

Auf Grund aller dieser Funde können wir uns nun ein gutes Bild des Menschen der jüngeren Steinzeit und seiner Kultur entwerfen. Auf der die Gegend beherrschenden Höhe liegt das Dorf der Steinzeit. Die Hütten, halb in die Erde eingelassen und aus Holzflechtwerk errichtet, das mit einem Lehmbewurf überzogen war, boten wohl genügend Schutz, um beim Schimmer der von der Decke niederhängenden Lampe auch den Stürmen des nordischen Winters trotzen zu können. Messer und Bohrer von Feuerstein, Pfriemen von Horn, Meisel und Hämmer aus hartem Diorit,

Tassen, Schüsseln, Krüge und flache Teller bildeten neben Schleifsteinen, Mahlsteinen und Kornquetschern den Hausrat. Die langen Winternächte boten Muße genug zum Spinnen und Flechten, zum Schleifen, Bohren und Polieren der Steingeräte. Der Ackerbau wurde bereits betrieben und versorgte die Bewohner mit dem wichtigsten Nahrungsmittel. Daneben lag man der Jagd in der Niederung am Flusse fleißig ob. Kriegerisch mit roten Farben bemalt, tritt uns der Mann entgegen; durchbohrte Tierzähne und Anhänger aus Stein, sowie Perlen aus Ton bilden seinen Schmuck. Seine Hauptwaffe ist das gewichtige Steinbeil, doch auch der mit scharfer Steinspitze bewehrte Pfeil und der rund polierte Kiesel seiner Schleuder wissen gut ihr Ziel zu treffen. Daß aber auch bereits der Sinn für das Schöne rege war, zeigen uns die gefälligen Ornamente der Gefäße, während uns das allen Ariern gemeinsame Hakenkreuzsymbol vielleicht bereits von religiösem, sicher aber von einem über die täglichen Bedürfnisse hinausgehenden Fühlen und Denken kündet. So beweist uns dieser schöne Fund, daß jene ersten steinzeitlichen Ansiedler unserer Gegend, deren Herdfeuer vor zirka 3500 Jahren auf den Eutritzscher Höhen emporflammten, bereits im Besitze einer achtenswerten Kultur waren und als seßhafte Ackerbauer bereits in größerer Gemeinschaft lebten.

Bevor wir nun die steinzeitlichen Ansiedlungen verlassen, müssen wir kurz noch eine ältere Entdeckung erwähnen, die angeblichen Leipziger Pfahlbauten (siehe Vereinsschrift, I. Bd., S. 218. Mothes, Die Elsterniederung in vorhistorischer Zeit). Der eine Fund wurde bereits 1832 auf den Lindenauer Wiesen gemacht, der andere 1873 im Elsterflußbett auf den Schleußiger Wiesen bei Plagwitz. Da leider die mit gefundenen Scherben nicht mehr erhalten sind, so ist uns die Mög-

lichkeit einer Zeitbestimmung abgeschnitten. Drei Steinbeile aus dem zweiten Funde, die sich im Vereinsmuseum befinden, machen es aber allerdings wahrscheinlich, daß auch diese Anlage der neolithischen Zeit angehört.

Nach dem Zeugnis der Funde müssen zur jüngeren Steinzeit zwei verschiedene Völkergruppen in unserer Heimat gewohnt haben. Die bandkeramische Gruppe haben wir bereits in der Eutritzscher Ansiedlung kennen gelernt. Deutlich unterscheidet sich von ihr nach der Verzierungsweise, Technik und Farbe der Gefäße die Schnurkeramik. Als Hauptverzierungsmotiv tragen ihre Gefäße reihenweise in dem frischen Ton eingepreßte Schnurabdrücke; ihre ganze Technik steht hinter der der anderen Gruppe zurück.

In unserem Gebiet sind nur wenige Funde zu erwähnen, die der schnurkeramischen Gruppe zuzurechnen sind. Es sind mir folgende bekannt: Ein schnurverzierter Becher von Lindnaundorf, zwei schnurverzierte Amphoren bei Machern, eine Amphore (allerdings ohne Schnurverzierung) am Napoleonstein, ein Becher mit Fischgrätenornament bei Liebertwolkwitz, endlich als bedeutendster Fund die zahlreichen schnurverzierten Gefäße von Cröbern. Obwohl alle diese Gefäße ohne Beigaben und Skelettreste isoliert in der Erde stehend gefunden wurden, wird man sie doch mit Wahrscheinlichkeit als Grabfunde zu deuten haben. Wir wir aus außersächsischen Funden mit Bestimmtheit wissen. war während der Steinzeit die Leichenbestattung üblich, und zwar setzte man die Verstorbenen in hockender Stellung und unter Beigabe von Gefäßen, Steinwaffen und anderen Gegenständen bei. Der einzige sächsische Fund derart ist das Skelettgrab von Großdalzig, doch liegt dieser Ort schon außerhalb unserer kleinen Karte. Ähnliche Gräber scheint man bei Wehlitz und Möritzsch bei Schkeuditz aufge-

funden zu haben, doch ist uns aus beiden Funden nur je ein schönes durchlochtes Steinbeil erhalten geblieben; die Gefäße sind leider verloren gegangen.

Ansiedlungsreste der Schnurkeramik (in unserem Gebiet bloß zwei kleine Bruchstücke in Herdstellen südlich von Dölzig) sind äußerst selten. Vielleicht gibt uns diese Tatsache einen Anhalt zu der Lösung einer oder der anderen der vielen Streitfragen, die mit dem Wesen der Schnur- und Bandkeramik und ihrem Verhältnis zu einander zusammenhängen.

Wenn es richtig ist, daß Sachsen zuerst von Westen aus bevölkert worden ist, so muß, da die Bandkeramik über ganz Westeuropa und besonders in Westdeutschland verbreitet ist, die bandkeramische Kultur für unsere Gegend die ältere sein. Dies schließt natürlich nicht aus, daß die Band- und Schnurkeramik während eines großen Teiles der neolithischen Periode in unserer Heimat nebeneinander bestanden haben können. Die vielen und großen Ansiedlungen der Bandkeramik beweisen uns, daß wir es mit einer zahlreichen, ziemlich kultivierten Bevölkerung zu tun haben, die Ackerbau trieb und durchaus seßhaft war. Die Schnurkeramik dagegen kommt von Nordosten zu uns. Wir müssen uns diesen Stamm als ein weniger zahlreiches, nomadisierendes Jägervolk vorstellen. Dadurch wird dann auch die Seltenheit schnurverzierter Ansiedelungsfunde erklärt, denn die flüchtigen Kochplätze eines Jägervolkes konnten nur geringe Spuren hinterlassen. Die großen schnurkeramischen Grabfelder, wie Rössen bei Merseburg, brauchen nicht dagegen zu sprechen, da sie als Kult- und Begräbnisstätten, zu denen ganze Stämme die Toten hinbrachten, gedeutet werden können. Endgültigen Aufschluß über diese Streitfragen können wir erst von neuen Funden erwarten, die die Lücken, die unser

Fundmaterial heute noch aufweist, ausfüllen und die Tatsache an die Stelle der Hypothese setzen werden.

Gegen das Ende der steinzeitlichen Periode findet nun das Metall vereinzelt bei uns Eingang. Die Bekanntschaft mit dem Metall ist, abgesehen von den Mittelmeerländern, auch im Norden schon früher als bei uns verbreitet gewesen. Vielleicht sind von Norden her schon frühzeitig einzelne Metallgegenstände zu uns gekommen. Als ältestes Stück, vielleicht ganz Sachsens, muß ein in Dölzig gefundener Dolch bezeichnet werden. Er besteht wahrscheinlich aus Bronze, hat einen 8 cm langen Handgriff, an den sich eine fast genau dreieckige, sehr dünne und nur 7 cm lange Klinge ansetzt. Die ganze Form ist sehr altertümlich und hat nichts mit der späterer Zeiten gemein.

Zugleich mit der Einführung des Metalls hat jedenfalls in unserer Gegend die Zuwanderung einer neuen Bevölkerung stattgefunden. Dies beweist vor allem der Wechsel in der Art der Bestattung, früher Beerdigen, jetzt Verbrennen der Leichen, ferner auch die in der Keramik neu auftretenden Formen und Verzierungsweisen.

Diese Einwanderung hat sich wahrscheinlich allmählich und in der Weise vollzogen, daß die neuen Einwanderer, die höher kultiviert und mit der Kenntnis der Metallbearbeitung vertraut waren, die alte Bevölkerung nach und nach in sich aufgenommen haben.

In diese Übergangszeit oder doch in die älteste Bronzezeit gehört ein Skelettgrab, das bei Schkeuditz aufgedeckt wurde. Das Skelett lag ausgestreckt von Westen nach Osten und hatte als einzige Beigabe einen starken Bronze-Armring. Für eine Übergangsperiode spricht der Umstand, daß der Tote hier wie in der neolithischen Periode unverbrannt beigesetzt worden ist,

während die nun folgende Bronzezeit ihre Toten verbrannte.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die neuen Einwanderer Germanen waren. Es geht dies daraus hervor, daß sich in Gegenden, wo uns deren Aufenthalt geschichtlich verbürgt ist, die gleichen oder doch ähnliche Kulturreste, Gefäßformen und Ornamente finden, wie bei uns. Der Inhalt unserer Siedlungsfunde gleicht in vielen Beziehungen dem der vorhergehenden Periode. Der Bau der Hütten ist, wie Lehmbewurfstücke beweisen, derselbe geblieben; Tierknochen, Scherben, Mahlsteine bilden, wie in früherer Zeit, den Inhalt der Herdstellen. Dazu kommen noch Webstuhlgewichte und Spinnwirtel, die auf eine genaue Kenntnis der Weberei hindeuten. Die Töpferei ist zu hoher Vollendung gelangt, obwohl die Drehscheibe noch unbekannt ist. Die Metalltechnik wird vollständig beherrscht.

Solche germanische Niederlassungen finden sich bei Schkeuditz auf dem Elsterhochufer, bei Dölzig, Günthersdorf, Dölkau, ferner bei Gautzsch und Oetzsch, teilweise von sehr großer Ausdehnung. Sie beweisen uns, daß auch die alten Germanen als seßhafte Jäger und Ackerbauer in gemeinsamen Ansiedlungen wohnten, die sich meist auf den vor Überschwemmungen gesicherten Hochufern längs der Flüsse befanden.

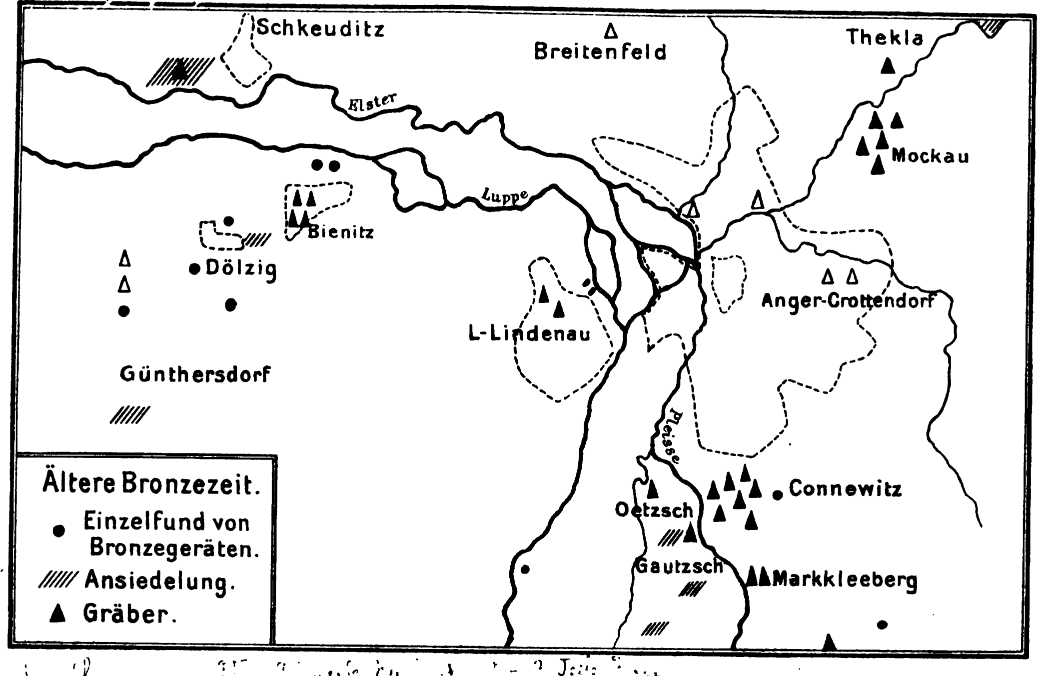
Die Funde von Bronzewerkzeugen und Waffen sind allerdings nur spärlich in unserem Gebiete. Doch ist dies leicht erklärlich, denn während ein zerbrochenes Steingerät keinen Wert mehr hatte und beiseite geworfen wurde, behielt auch ein zerbrochener oder abgenutzter Bronzegegenstand seinen Metallwert und wurde sorgfältig aufbewahrt, um später eingeschmolzen zu werden. Bei Einzelfunden von Bronzewerkzeugen wird es sich daher wohl meist um zufällig verlorene Stücke

handeln. Mir sind aus dem hier in Frage kommenden Gebiete folgende bekannt:

Dölzig	ein Bronzedolch
Günthersdorf	eine Bronze-Lanzenspitze
südl. von Dölzig	zwei Bronze-Celte
Elster-Luppen-Aue	zwei Lappen-Celte
Plagwitzer Brücke	zwei Bronze-Beile?
Connewitz	Bronzesicheln
Knautkleeberg	ein Bronze-Flach-Celt
Störmthal	ein Bronze-Celt

Diese Tabelle, die natürlich keinen Anspruch auf Vollständigkeit machen kann, zeigt, daß wir immerhin nicht ganz arm an Bronzen sind. Depotfunde von Bronzen, wie sie anderwärts gemacht worden sind, z. B. in Carsdorf bei Pegau, sind aus unserer Gegend nicht bekannt.

Wie schon erwähnt, verbrannten die Menschen der Bronzezeit ihre Toten und setzten die Überreste in Urnen unter Beigabe von Schmucksachen teils in Flachgräbern, seltener in Hügelgräbern bei. In die ältere Bronzezeit gehören jedenfalls die Hügelgräber am Bienitz. Sie finden sich zuerst in den Mitteilungen der deutschen Gesellschaft in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts erwähnt. Man ist dadurch auf sie aufmerksam geworden, daß die wilden Kaninchen Scherben daraus hervorgewühlt haben. Die Grabhügel liegen auf der Höhe des Bienitzwaldes an der Südwestecke. Ich habe im ganzen 5 Hügel gezählt, doch können noch weitere in dem dichten Unterholze verborgen sein. Der Durchmesser der einzelnen Hügel


Schkeuditz
Breitenfeld
Thekla
Elster
Mockau
Luppe
Bienitz
Dölzig
Anger-Crottendorf
L-Lindenau
Günthersdorf
Pleisse
Connewitz
Oetzsch
Gautzsch
Markkleeberg
Ältere Bronzezeit.
Einzelfund von Bronzegeräten.
Ansiedelung.
Gräber.

ist 15 bis 20 m, die Höhe 1½ bis 2 m. Interessant ist, daß sich bei der umwohnenden Bevölkerung bis heute die Sage erhalten hat, daß im Bienitzwalde der „Hunnenkönig“ mit vielen Schätzen begraben sei. Diese Hügelgräber harren noch der Untersuchung, wir können also über ihren Inhalt noch nichts sagen. Höchstwahrscheinlich gehören sie der älteren Bronzezeit an.

Ein gutes Bild der Kultur unserer altgermanischen Urbevölkerung geben uns aber die zahlreich in Leipzigs Nähe aufgedeckten Flachgräberfelder. Der bedeutendste derartige Fund ist das große Gräberfeld am Connewitzer Friedhof, das 200 Gefäße lieferte. Ihm zur Seite zu stellen ist der Fund von Mockau mit etwa 50 erhaltenen Urnen, die aber nur einen kleinen Teil des ganzen Fundes ausmachen. Ferner fanden sich Grabfelder bei Gautzsch, Oetzsch, Markkleeberg, Thekla, Lindenau, Günthersdorf, Breitenfeld, wozu vielleicht noch die schon früher gemachten, aber nicht genau beschriebenen Funde von Anger-Crottendorf, bei der Gasanstalt Nr. 1 und auf dem Gohliser Exerzierplatz zu rechnen sind.

Die Ausbeute der Grabstätten an keramischen Erzeugnissen und kleinen Bronzebeigaben ist meist sehr reichhaltig. Die Hauptgefäße, welche die bei der Verbrennung zurückgebliebenen Knochenreste enthalten, haben häufig die Form eines doppelkonischen Napfes von oft bedeutender Größe; Durchmesser von 35 bis 45 cm sind nichts seltenes. Zuweilen ist auch das eigentliche Grabgefäß in ein zweites, stärkeres hineingestellt oder zu besserem Schutze von Steinsetzungen umgeben. Verhältnismäßig spärlich sind die Ornamente angebracht. Parallellinien oder Furchen, die das Gefäß in horizontaler Richtung umziehen, senkrechte radiale Striche auf dem unteren Teil der Gefäße, Tonleisten mit Fingereindrücken bilden den ein-

zigen ornamentalen Schmuck. Außer den großen Hauptgefäßen findet man häufig noch kleine Beigefäße in den Gräbern vor. Sie haben Becher-, Schalen-, Dosen- oder Kannenform. Seltener finden sich trichterartige Gefäßchen mit drei Füßen oder durch eine Scheidewand in zwei Fächer geteilte oder auch solche in Gestalt von Vögeln oder anderen Tieren. Letztere, sowie hohle Kinderklappern sind wohl als Kinderspielzeug zu deuten.

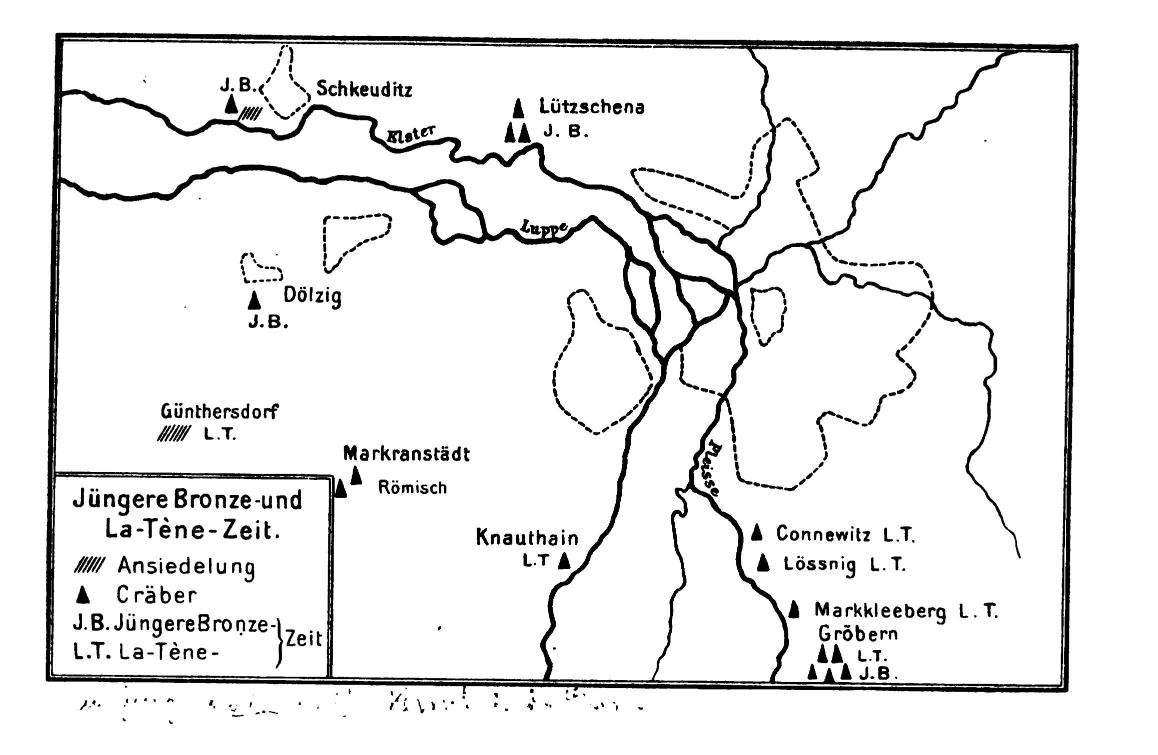
Selten kommen in unserer Gegend Buckelgefäße vor. Sie haben ihren Namen von den zitzenartig aus der Gefäßwand heraustretenden Buckeln, mit denen sie verziert sind. Das Mockauer Gräberfeld lieferte eine gut erhaltene Buckelurne, ein zierliches, mit Buckeln versehenes Kännchen und Reste von vier anderen Buckelgefäßen. Die Buckelurne hat ihre Heimat in der Lausitz und ist das charakteristische Leitgefäß eines über das ganze östliche und mittlere Sachsen in zahlreichen großen Urnenfeldern verbreiteten Typus. Bis in die Wurzener Gegend finden sich solche Grabfelder vor. In unserem Gebiete sind Mockau und Gautzsch die einzigen Fundorte, während sich unsere übrigen bronzezeitlichen Gefäßfunde an die in Thüringen und Westdeutschland heimischen Formen anlehnen. Wir können daher recht wohl die Vermutung aussprechen, daß sich in der älteren Bronzezeit wiederum zwei Kulturkreise in unserer Heimat berührt haben, ein westlicher, der zugleich der überwiegende ist, und ein östlicher, jener oben erwähnte Lausitzer Typus, der sich nur durch einige vorgeschobene Posten belegen läßt.

An Bronzebeigaben finden sich in den Gräbern selten große, wertvolle Stücke, etwa Waffen. Dazu war das Metall noch zu kostbar. Doch finden sich schöne Gewandnadeln, Ohr- und Fingerringe, Knöpfe

mit angelöteter Öse, Spiralen von Hals- oder Armschmuck, Bronzepfeilspitzen, zuweilen auch Spinnwirtel und Knochennadeln vor. Meist ist allerdings alles mehr oder weniger vom Feuer beschädigt.

In den letzten vorchristlichen Jahrhunderten gelangt nun ein neues Metall in Aufnahme, das Eisen. Die Bekanntschaft mit diesem Metall hat aber keine durchgreifenden Änderungen in den Sitten und Gebräuchen unserer Vorfahren hervorgebracht. Ein Fortschritt und größerer Formen- und Ornamentenreichtum tritt lediglich in der Keramik hervor. Die Profile der Gefäße nehmen weichere und gefälligere Formen an; häufig werden hübsche Ornamente angewandt. Auch finden sich in den Urnenfeldern reichlich kleine Beigefäße von zuweilen fast klassisch schönen Formen.

Gräber aus dieser Periode, die man als jüngere Bronzezeit bezeichnet, fanden sich bei Schkeuditz, Dölzig, Lützschena, Connewitz und Cröbern. Besonders der Lützschenaer Fund ist sehr instruktiv. Man entdeckte in einer Sandgrube bei diesem Orte eine Anzahl Flachgräber. Die Urnen sind durch Steinsetzungen geschützt, zahlreiche hübsche Beigefäße finden sich vor. Besonders ein kleines Kännchen mit einem großen Henkel und dem Flechtmusterornament zeigt beinahe klassisch schöne Formen. Von großem Interesse sind nun die Metallbeigaben. Es finden sich solche von Bronze und von Eisen vor. Das praktischere Eisen hat aber die Bronze zum Teil schon verdrängt. Waffen und Werkzeuge, wie Messer und Lanzenspitzen, sind aus Eisen; von Bronze finden sich nur noch Schmucksachen, wie Ohr- und Fingerringe, Haken und Nadeln. Eine blaue Glasperle deutet auf Export vom Auslande hin. Dieser ganze Fund steht vielleicht schon an der Grenze zur nächsten Periode, der La-Tène-Zeit.


J.B.
Schkeuditz
Elster
Lützschena
J. B.
Luppe
Dölzig
J.B.
Günthersdorf
L.T.
Markranstädt
Römisch
Knauthain
L.T
Pleisse
Connewitz L.T.
Lössnig L.T.
Markkleeberg L.T.
Gröbern
L.T.
J.B.
Jüngere Bronze-und
La-Tène-Zeit.
Ansiedelung
Cräber
J.B. JüngereBronze-
L.T. La-Tène-
Zeit

Dieselbe hat ihren Ursprung in der Schweiz und blühte besonders in Süddeutschland. Das Eisen ist vollständig das herrschende Metall geworden und wird jetzt auch viel zu Schmucksachen, großen Fibeln, Nadeln, Haken und Gürtelbeschlägen verwandt. Nebenbei kommt aber auch noch die Bronze vor. Funde aus jener Zeit sind weniger häufig in unserer Gegend. — Ansiedlungsreste fanden sich bei Günthersdorf, Gräber bei Connewitz, Lößnig, Cröbern, Markkleeberg und Knauthain. Man möchte fast zu der Annahme gelangen, daß bereits in jener Zeit, also um den Beginn unserer Zeitrechnung und in den ersten christlichen Jahrhunderten, eine Abnahme der germanischen Bevölkerung unserer Heimat stattgefunden hat. Es wird dies ohne weiteres klar, wenn man die wenigen Grabfunde der jüngeren Bronzezeit und der La-Tène-Zeit, die selten mehr als eine oder einige Grabstätten umfassen, mit den ausgedehnten, Hunderte von Gefäßen liefernden Gräberfeldern der älteren Bronzezeit vergleicht. Die kommende Völkerwanderung warf wohl schon ihre Schatten voraus und trieb unsere Bevölkerung nach dem reichen, viel versprechenden Westen.

Römische Funde, die sich in Thüringen und dem Saaltal vielfach in Grabfeldern finden, die aus dieser Zeit stammen, sind unsrer Gegend fremd geblieben. Ein einziger derartiger Grabfund wurde bei Markranstädt gemacht, ist aber leider ins Ausland gelangt und verschollen.

Gegen Ende des 5. nachchristlichen Jahrhunderts gehen nun in unsrer Heimat gewaltige Veränderungen vor sich. Die große Völkerbewegung, die man mit dem Namen Völkerwanderung (ein großes Gräberfeld jener Zeit zu Eula bei Pegau) bezeichnet, zieht ihre Kreise bis in unsere Gegend. Das altersschwache Reich der Römer hatte seine ausgedehnten Grenzen

nicht länger gegen die immer wiederholten Anstürme jugendkräftiger Germanenstämme schützen können; es brach endlich ganz zusammen, und dem alten germanischen Wandertriebe folgend, verließen zahlreiche deutsche Stämme ihre tausendjährigen Wohnsitze und fluteten nach Westen, um auf dem Boden klassischer Kultur neue Germanenreiche zu gründen. Waren auch die auf unserem Gebiete sitzenden Germanen zunächst nicht in erster Linie an jenen Zügen beteiligt, so wurden sie doch auch von der allgemeinen Bewegung mit fortgerissen und besetzten die verlassenen Gaue ihrer westlichen Nachbarn, der Thüringer. In die nur noch schwach besiedelten Gebiete zwischen Saale und Elbe wanderten nun aus dem Osten von jenseits der Weichsel und Oder Menschen einer anderen Rasse und einer anderen Kultur ein: die Slawen.

Die Kultur, die die neuen Ankömmlinge mit sich brachten, steht in vieler Beziehung hinter der germanischen zurück. Roh und primitiv sind ihre Geräte, meist nur von Holz, Knochen und Horn. Eiserne Werkzeuge waren in Gebrauch, finden sich aber ziemlich selten. In die slawische Zeit dürften zwei eiserne Sicheln zu setzen sein, deren eine bei Schkeuditz, die andere bei Eutritzsch zusammen mit slawischen Scherben gefunden wurde. Von anderen eisernen Werkzeugen dieser Zeit sind Messer, Lanzenspitzen und eiserne Bügelscheren zu nennen.

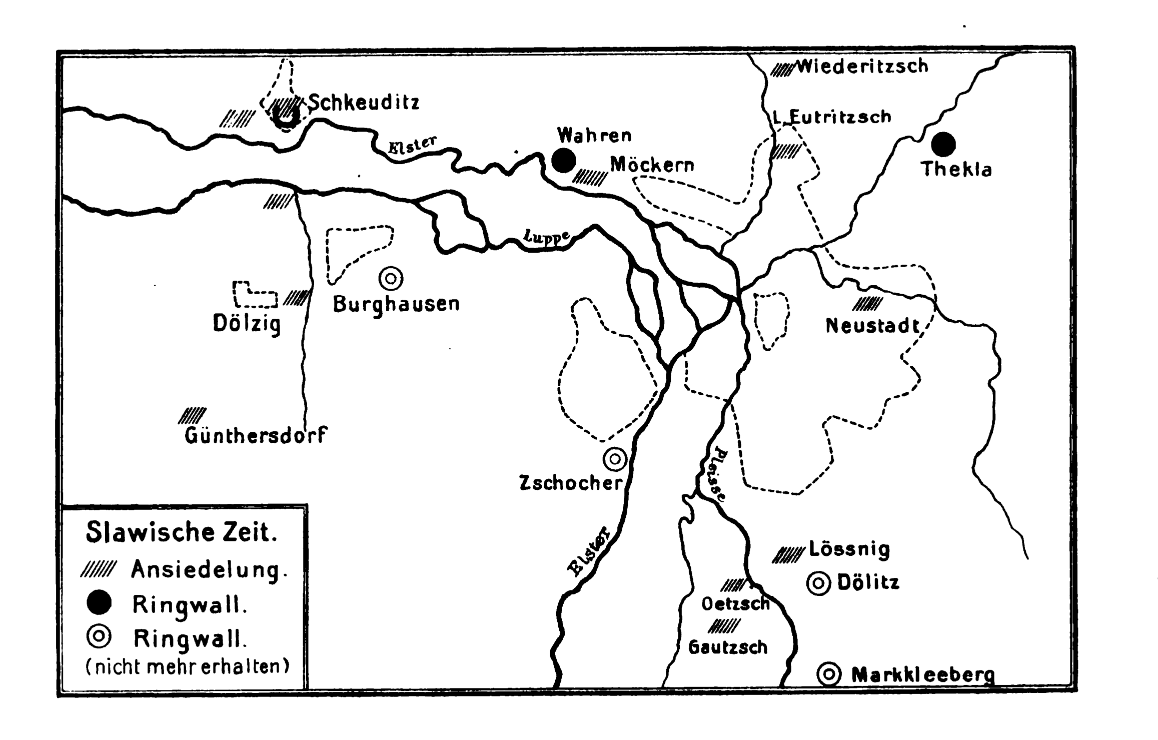
An Edelmetall finden sich selten offene, an einem Ende flach gehämmerte und zu einer *S* förmigen Öse gebogene, silberne Schläfenringe.

Die Slawen sind die Erbauer der meisten unserer Burgwälle gewesen. Diese Erdbefestigungen, vom Volke oft Schwedenschanzen genannt, finden sich über einen großen Teil Sachsens zerstreut. Am zahlreichsten

sind sie im Osten unseres Landes. Aber auch in der Leipziger Ebene fehlen sie nicht. Natürlich sind die Reste solcher Wälle hier im Flachlande leichter verwischt worden, als in gebirgigen Gegenden. So erwähnt Preusker noch einen Wall bei Burghausen, der heute vollständig, selbst aus der Erinnerung der Landleute, verschwunden ist. Ferner sollen Wälle vorhanden gewesen sein bei Dölitz, Markkleeberg und Kleinzschocher, auch die hochgelegenen Kirchen von Thekla und Wahren stehen in slawischen Rundwällen, die allerdings nur noch in Resten erhalten sind. Über die Bestimmung dieser Wälle gehen die Ansichten der Forscher auseinander; die einen sehen darin Cultstätten, andere Zufluchtsorte. Vielleicht dienten sie beiden Zwecken.

Slawische Ansiedlungen, allerdings ohne Wallanlagen, lassen sich zahlreich in unserer Umgegend nachweisen. Es wurden solche aufgedeckt bei Schkeuditz, Dölzig, Günthersdorf, Wiederitzsch, Leipzig-Eutritzsch, Leipzig-Neustadt, Oetzsch, Gautzsch und Lößnig. Der Inhalt dieser Fundstellen ähnelt sehr dem der früheren Perioden. Wir finden wiederum die Herdgruben, angefüllt mit Holzkohlen, Asche, den Knochen der erlegten Tiere, zerbrochenem Werkzeug und Lehmbrocken mit Abdrücken von Flechtwerk. Wir ersehen aus letzterem Umstande, daß sich die Hütten der Slawen während der ersten Jahrhunderte in nichts von denen der früheren germanischen Einwohner unterschieden. Die charakteristische Dorfform, die man als Rundling bezeichnet, gehört erst der spätslawischen Zeit an.

Wie schon erwähnt, hatten die Slawen in der Töpferei große Fortschritte gemacht. Ihre Gefäße haben einen vorzüglichen Brand, so daß sie beim Zusammenschlagen klingen, und sind fast ausnahmslos mit der Töpferscheibe hergestellt.


Wiederitzsch
Schkeuditz
L. Eutritzsch
Wahren
Möckern
Thekla
Elster
Luppe
Burghausen
Dölzig
Neustadt
Günthersdorf
Zschocher
Pleisse
Elster
Lössnig
Dölitz
Oetzsch
Gautzsch
Markkleeberg
Slawische Zeit.
Ansiedelung.
Ringwall.
Ringwall.
(nicht mehr erhalten)

Alle slawischen Ansiedlungen zeigen einen immensen Reichtum an Gefäßscherben, dagegen sind ganze Gefäße sehr selten. Ihre Form ist, abgesehen von einigen tellerartigen Gefäßen, immer eine kegel- oder eimerförmige, der Hals ist nach innen eingeschnürt, während der eigentliche Rand nach außen umgeklappt ist. Was den Gefäßen aber an Mannigfaltigkeit der Form abgeht, das sucht der slawische Töpfer durch die reichlich und in den mannigfaltigsten Mustern angebrachten Ornamente zu ersetzen.

Den wichtigsten Bestandteil in der Ornamentik bildet die Wellenlinie, die auch als Burgwallornament bezeichnet wird. Sie findet sich in der verschiedensten Weise angewendet, bald steil, fast als gebrochene Linie, dann wieder ganz verflacht, zuweilen ineinandergezogen oder zu komplizierten Mustern zusammengestellt. Auch noch andere Ornamentmotive finden sich, so Punkte, die mit einem gabelartigen Instrument eingestochen zu gewissen Mustern angeordnet sind. Charakteristisch für die slawische Keramik ist auch das Fehlen der Henkel. Ihre Stelle vertreten unter dem Gefäßhals angebrachte Durchbohrungen, durch die jedenfalls eine Schnur gezogen wurde. Auf dem Gefäßboden finden sich zuweilen kreuz- oder radförmige Figuren eingezeichnet, die als Töpfermarken gedeutet werden.

Die Slawen begruben ihre Toten in sehr tiefen Gräbern. Dies ist wohl der Grund, daß man aus Sachsen nur wenige, aus unserem Gebiete noch keine slawischen Grabfunde kennt.

400 Jahre ungefähr haben die Slawen unangefochten in unserer Gegend gesessen. Im 9. Jahrhundert beginnen dann die Kämpfe mit den Deutschen, welche die Gebiete jenseits der Saale behauptet hatten

und nun ihre alten Wohnsitze wieder zu erobern trachteten. Über ein Jahrhundert haben mit wechselndem Erfolge diese oft mörderischen Kämpfe der Deutschen mit den heidnischen Slawen gedauert, bis sie schließlich mit dem Siege des Christentums und des Deutschtums endeten.

Damit ist auch die Vorgeschichte unseres Vaterlandes abgeschlossen, und die Geschichte, die schon in die letzten vorhergehenden Jahrhunderte einzelne Streiflichter gesandt hat, tritt ganz in ihre Rechte.

Wir sind am Schluß unserer Betrachtungen angelangt. Ein langer Zeitraum ist an unserem Auge vorübergerollt, ein Zeitabschnitt, der mindestens 3000 Jahre, also das dreifache unserer geschichtlichen Entwicklung umfaßt. Wohl zeigt unser Wissen über die vorgeschichtliche Vergangenheit unseres Landes noch manche Lücken, und manche Streitfrage harrt noch ihrer Lösung. Doch in großen Zügen ist der Entwicklungsgang des vorgeschichtlichen Menschen mit Sicherheit für unsere Heimat festgelegt, und die immer neuen Funde lassen uns hoffen, daß es der Wissenschaft mehr und mehr gelingen wird, volles Licht über die dunkeln Kinderjahre des Menschengeschlechts zu verbreiten.

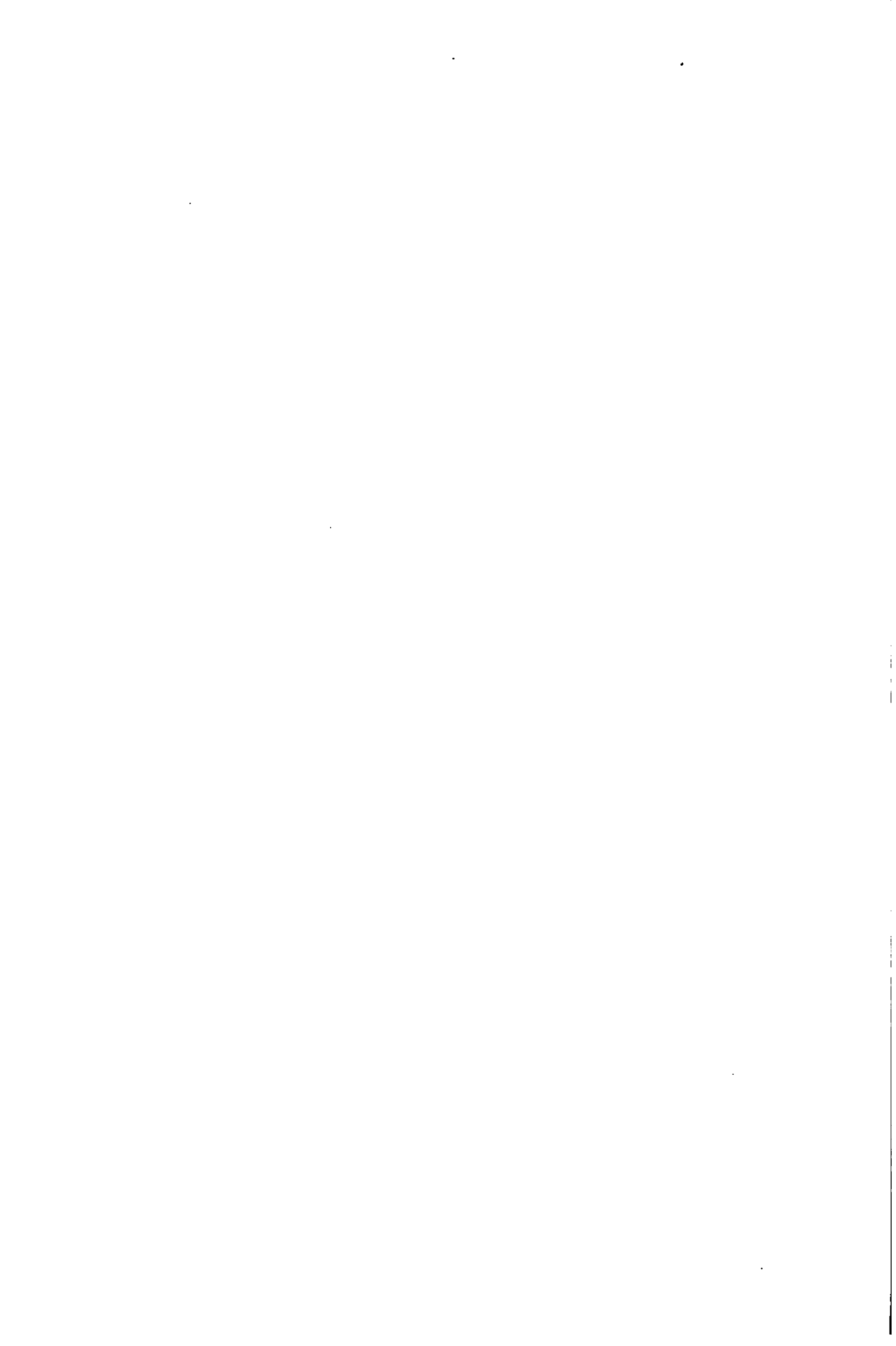


Das Innere der alten Thomasschule.

Von

Bernhard Friedrich Richter.







Ehe ich an die Behandlung des mir gestellten Themas gehe, gestatte ich mir darauf hinzuweisen, daß ein Eingehen auf die inneren Verhältnisse der Thomasschule und ihres Alumnates hier nicht erwartet werden darf. Wir wollen uns lediglich mit dem Gebäude beschäftigen. Wollte man näher auf die Geschichte der Schule eingehen, so würden wohl die sämtlichen Vortragsabende des Winters nötig sein, um das Thema einigermaßen zu erschöpfen. Denn die Thomasschule hat in ihrer Doppelnatur als gelehrte Schule und zugleich älteste musikalische Anstalt Deutschlands wohl von allen deutschen Schulen die reichste Geschichte. Die Schwierigkeit, den Stoff nach beiden Richtungen hin, nach der gelehrten, wie nach der musikalischen, genügend zu beherrschen, mag daran schuld sein, daß wir noch keine Gesamtgeschichte der Schule haben. Doch ist durch Einzelschriften schon fleißig für eine solche vorgearbeitet worden, und gerade in neuerer Zeit sind wichtige Arbeiten auf dem Gebiete einer Schulgeschichte erschienen, so in den Schulprogrammen, die Prof. Dr. Sachse namentlich über die älteste Geschichte des Klosters und der Schule und über den Rektor Thomasius geschrieben hat, und in den drei Programmen 1897

bis 1899, in denen Prof. Dr. Brause eine Biographie des Rektors Stallbaum und damit einen äußerst wertvollen Beitrag zur Geschichte der Thomasschule in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gegeben hat. Von Prof. Sachse rührt auch ein Aufsatz in der Leipziger Zeitung vom 19. April 1902 über das alte Schulgebäude her, der für diesen Aufsatz von großem Nutzen war.

Nicht jederzeit hat die Thomasschule so ausgesehen, wie wir sie kannten. Die älteste Schule, deren Gründungsjahr uns nicht überliefert ist, von der wir nur voraussetzen können, daß sie bald nach der Erbauung des Thomasklosters im Jahre 1212 entstanden sein wird (sie wird 1254 zum erstenmal erwähnt), war ein kleines, unscheinbares Gebäude. Nach dem Bildchen[1]), das dem Programm zur Einweihung der neuen Thomasschule (1877) beigegeben ist, stand die Schule ungefähr auf demselben Platze, wie die jetzt abgebrochene, vielleicht ein wenig weiter hinter der Kirche nach der alten Superintendentur zu. Sie war im Laufe der Zeiten alt und so baufällig geworden, daß der verdienstvolle Caspar Borner, Rektor der Schule 1522—39, sie auf eigene Kosten ausbessern ließ. Viel scheint aber diese Reparatur nicht genützt zu haben, und als im Jahre 1553, wie Vogel in seinen Annalen berichtet, der Turm über dem „Thomastore", also dem Thomaspförtchen, das ja direkt neben der Schule lag, einstürzte und den diesen Turm bewohnenden Küster samt seinem Weibe und einer alten Nonne totschlug,

---

[1]) Es findet sich auch in G. Wustmanns Bilderbuch aus der Geschichte der Stadt Leipzig, Blatt 62. Eine Abbildung der Schule vom Jahre 1868 enthält ebenfalls das Thomasschulprogramm von 1877.

da entschloß sich der Rat, der seit 1543 in den Besitz des Klosters und der Schule gelangt war, die alte Schule, die durch den Einsturz des Turmes jedenfalls auch sehr beschädigt worden war, abzubrechen und eine neue zu bauen. Über diesen Neubau sind wir gut unterrichtet durch die im Ratsarchive vorhandenen Bauakten: „Einname und Ausgabe der neuen erbaweten Schuele tzu sant Thomas Bei Regierung Johan Schoffels der rechte doctor und Bürgermeister tzu Leiptzk. Anno domini 1553."

Die Kosten des Neubaues betrugen 2808 fl. 11 gr. 6 pf. und wurden ungefähr zur Hälfte von der Stadt gedeckt, zur anderen Hälfte aber durch freiwillige Beiträge der Bürger aufgebracht. Wer kein Geld zahlte, verpflichtete sich wohl zu anderen Leistungen. Einer versprach, 8 Tage lang umsonst zu fahren; ein Glaser will auf seine Kosten zwei Fenster mit Glas und Blei machen; ein anderer, ein Maler, ist bereit, die Schultüre zu malen und die Sprüche an Wänden und Mauern zu schreiben usw. Man sieht, welche Liebe schon damals die Bürgerschaft für ihre Thomasschule hegte, daß sie zu solchen Opfern bereit war. In dem für die damalige Zeit erstaunlich kurzen Zeitraum von 28 Wochen wurde der Bau ausgeführt, um so erstaunlicher, als die Grundmauern in ganz besonderer Stärke aufgeführt werden mußten, „das man in Zeit der Nott daz hauß zur Were brauchen kont", also um es für den Fall einer Belagerung widerstandsfähiger zu machen.

Diese neue Schule hatte außer dem Erdgeschoß zwei Obergeschosse und im Dachstuhle noch drei weitere Geschosse, war somit für die damalige Zeit schon ein recht ansehnliches Gebäude. Die Schule nahm den mittleren Teil des Hauses ein, die Alumnen wohnten

in den Mansarden, die Kantorwohnung lag auf der linken Seite (vom Kirchhof aus) und die Rektorwohnung auf der rechten Seite, wohl mehr in den Nebengebäuden, zu denen auch ein Turm gehörte, als in dem eigentlichen Schulgebäude.

Fast zwei Jahrhunderte hat die Schule so ohne weitere Veränderung gestanden. Als im Jahre 1730 der große Rektor Joh. Matthias Gesner an die Spitze der Schule getreten war und die Schule einen großen Aufschwung auch in der Frequenz nahm, machte sich eine Vergrößerung dringend nötig. Die verfallene Rektorwohnung bezog Gesner nach seiner Übersiedlung von Ansbach nach Leipzig gar nicht erst, sondern mietete sich privatim ein. Ostern 1731 wurde mit dem jedenfalls von ihm ganz besonders angeregten und geforderten Umbau begonnen, und die Alumnen wurden einstweilen in einem Bürgerhause untergebracht. Auch Sebastian Bach, der seit 1723 Kantor der Schule war, wohnte inzwischen in einem anderen Hause auf dem Thomaskirchhofe. Die Schule wurde im Dachstuhle abgetragen, und es wurden „auf das alte Mauerwerk (also auf die 2. Etage) noch 2 Geschoß, nehmlich ein ordentliches steinernes und ein Mezanin-Geschoß, darüber ein Mansard Dach gesetzt und die Behältnisse vor die Knaben dergestalt eingerichtet, daß in jedes 2 Knaben gebracht werden können“. Auch ein neues steinernes Nebengebäude wurde errichtet, hauptsächlich für die Ökonomie der Schule. Ende Mai 1732 war der Umbau vollendet, und am 5. Juni wurde das erneute Gebäude, das seine äußere Gestalt nicht wieder geändert hat, eingeweiht und bei dieser Feier eine Kantate Sebastian Bachs aufgeführt, von der sich leider nur der Text erhalten hat.

Zum letztenmal erfuhr die Thomasschule eine

Umgestaltung im Jahre 1829, die aber nur die Wohnungen der Alumnen im vierten und fünften Stockwerke betraf. Über die damals getroffenen Änderungen soll später noch gesprochen werden.

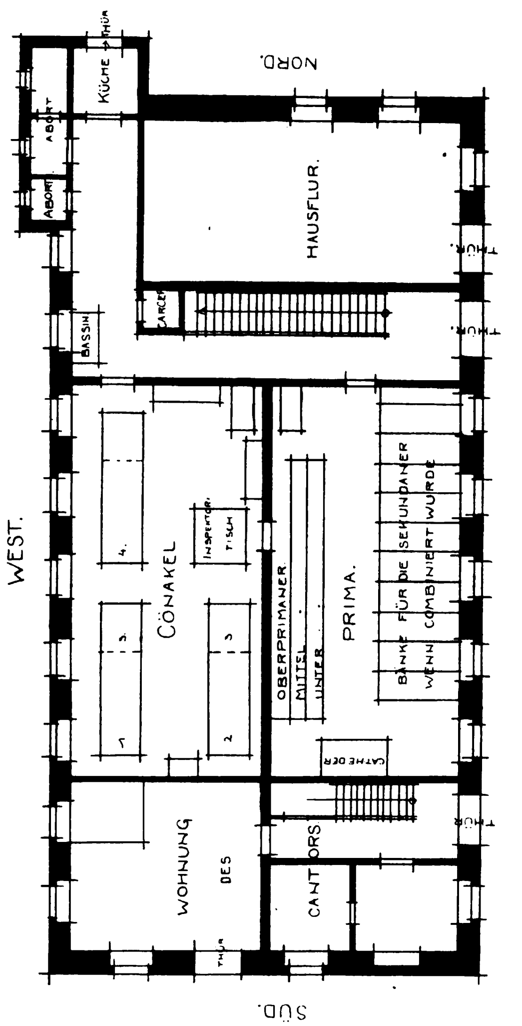
Indem ich jetzt meiner eigentlichen Aufgabe, die innere Einrichtung der Schule kurz zu beschreiben, näher trete, gestehe ich, daß ich geschwankt habe, welche Zeit ich wohl meiner Darstellung zu Grunde legen sollte. Die allerletzte Zeit der Benutzung der alten Schule doch wohl kaum. Da war bei dem Anwachsen der Schülerzahl eine solche Not um den Platz, daß die Kantorwohnung nach Hauptmanns Tode, so wenig sie sich auch dazu eignete, der Singsaal, das Cönakel, ja sogar das Krankenzimmer im Nebengebäude als Schulräume benutzt werden mußten. Einzelne Klassen sind in den letzten Jahren sogar in der alten Nikolaischule (die Glückliche lebt noch!) untergebracht gewesen. Diese mißlichen, dabei fortwährender Veränderung unterliegenden Verhältnisse darzustellen, konnte doch nicht meine Aufgabe sein. Es war also eine frühere Zeit mit größerer Beständigkeit in den Verhältnissen für die Darstellung zu wählen.

Nun hat uns ein alter Alumnus der Schule, August Schumann, früher Lehrer an der Ratsfreischule, in fünfbändigen handschriftlichen Aufzeichnungen aus seiner Schulzeit ein lebensvolles Bild der Schule aus den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts hinterlassen. Gerade die Veränderungen, die die innere Schule und namentlich das Alumnat bei dem Umbau 1829 erlitten hatten, veranlaßten ihn, alles zu sammeln und aufzuschreiben, was ihm für seine Zeit und die Vergangenheit von Wichtigkeit erschien. Im dritten Bande seiner Aufzeichnungen hat er genaue Pläne der einzelnen Stockwerke gegeben, wie sie vor

und nach dem Umbau eingerichtet waren, und wir sind durch diese Pläne in den glücklichen Stand gesetzt, uns ein genaues Bild von den inneren Einrichtungen der Schule zu machen, wie sie von 1732 bis 1829 und von da wieder bis zur letzten Benutzung bestanden.

An Schumanns Hand wollen wir nun auf den Thomaser Kirchhof treten und uns noch einmal im Geiste das alte Gebäude anschauen. Alles äußeren Schmuckes bar, steht er vor uns, der liebe alte Kasten, so bescheiden und unscheinbar und doch von so reicher Geschichte! Die Stätte des Wirkens so vieler großer und größter Männer, durch viele Jahrhunderte hindurch die klassische Bildungsstätte vieler Tausende von Schülern! Er hätte wohl einen anderen Dank verdient, als abgebrochen zu werden, der alte Kasten!

Drei Türen führen in das Gebäude. Die Tür rechts, der Kirche zunächst, dient für die Rektorwohnung; die Tür links, vor der einige Stufen liegen, gehört zur Kantorwohnung; die mittlere Tür führt in die eigentliche Schule. Durch diese wollen wir eintreten. Gleich rechts vom Eingang in dem schmalen Hausflur befand sich die sog. Kreuzköthe, in der früher die bei den Leichenbegängnissen vorangetragenen Kruzifixe aufbewahrt wurden, die später die Leichenbitter in Verwahrung nahmen. Links im Flur führte eine Tür in das Hauptlokal der Schule, in die Prima, die zugleich bei feierlichen Gelegenheiten als Aula diente, für solche Zwecke ein mehr als beschränkter Raum! Die Bänke der Primaner standen bis 1829 nicht nach dem Katheder zu, sondern merkwürdigerweise gegen die Fenster. Sie wurden, weil sie amphitheatralisch aufgebaut waren, Basteien genannt. Das große Katheder (i. J. 1818 von dem Professor Platner der Schule geschenkt) befand sich der Tür gegenüber; davor stand



NORD.
KÜCHE
THÜR
ABORT
ABORT
HAUSFLUR.
THÜR.
THÜR.
CARCER
BASSIN
WEST.
CÖNAKEL
INSPEKTOR.
TISCH
4.
3.
3
1
2
OBERPRIMANER
MITTEL
UNTER
PRIMA.
BÄNKE FÜR DIE SEKUNDANER
WENN COMBINIERT WURDE
CATHEDER
THÜR
WOHNUNG
DES
CANTORS
THÜR
SÜD.
ERDGESCHOSS.

ein kleines, das für gewöhnlich benutzt wurde. Links an den Fenstern standen die Bänke für die Sekundaner, wenn beide Klassen, was früher oft vorkam, kombiniert waren. Gleich neben der Tür links befand sich ein in die Wand eingelassenes Schränkchen, wie wir deren mehrere auf unserer Wanderung antreffen werden, die sog. Luftbude, in der eine durch Schenkungen und Vererbungen entstandene Bibliothek von Schulbüchern, hauptsächlich Klassikern von oft ehrwürdigem Alter, mit den dazu gehörigen Schwarten (d. i. den Übersetzungen) stand, die manchem Schüler ein Retter in der Not war. Sie stand unter der Verwaltung eines Luftbuden-Majors, dem zur Bewältigung seiner vielen Geschäfte noch ein „Adjutant" zur Seite stand. Die Wand über dem großen Katheder schmückten die Bilder der Rektoren Joh. Heinr. Ernesti, Joh. Aug. Ernesti und Joh. Friedr. Fischer.

Hinter der Prima, mit den Fenstern nach der Promenade zu, lag das Cönakel, der Speisesaal der Alumnen, räumlich von derselben Größe, wie die Prima, und mit dieser durch eine, später (seit 1844) noch durch eine zweite Tür verbunden, die für gewöhnlich geschlossen waren und nur bei feierlichem Aktus geöffnet wurden, um einer größeren Zahl Schülern, als die Prima fassen konnte, Gelegenheit zu geben, auf Bänken und Tischen stehend die Reden anzuhören. Den eigentlichen Eingang hatte das Cönakel von dem Hausflur. Die Alumnen speisten an drei großen Tafeln, die in fünf Tische eingeteilt waren, so daß an jeder der beiden hinteren Tafeln der erste und zweite Tisch und je eine Hälfte des dritten Tisches saßen. An der dritten Tafel saß der vierte Tisch und als fünfter die beiden Ratsdiskantisten und der Generalultimus. Das Cönakel hatte auch ein Katheder, von dem früher ein

Schüler während des Essens aus der Bibel vorlesen mußte. Dann befanden sich noch in den Wänden eine Anzahl Offiziantenköthen, so gleich bei der Tür die des Domestikus. Später dienten diese Köthen lediglich zur Unterbringung von Eßgeschirr.

In dem Hausflur, der Haustür gegenüber, lag das große Waschbassin, an dem sich die unteren Alumnen frühmorgens waschen mußten. Es mag nicht gerade angenehm gewesen sein, im Winter bei strenger Kälte vom Schlafsaal fünf Treppen herunterzukommen und der so nötigen Reinlichkeit zu pflegen, und es ist mir glaubhaft berichtet worden, daß sich die Kleinen wohl kaum Zeit nahmen, die Hosen anzuziehen, sondern mit ihnen unter dem Arm die fünf Treppen herabstürzten, um bei der knappbemessenen Zeit rechtzeitig an einen der wenigen Wasserhähne zu kommen.

Dem Bassin gegenüber lag das alte Karzer mit der angeblich vom Kantor Hiller herrührenden Überschrift: „Semper clausa bonis pateat modo porta malignis.“ Weiter hinten nach der Küche zu lagen noch der Holzstall, der Eingang zum Keller und außerhalb des Schulgebäudes die Aborte. Von der Küche, die im Nebengebäude lag, weiß ich nichts zu sagen. Die Küche (man verstand darunter nicht bloß den Raum, sondern auch die darin waltenden Persönlichkeiten — amtlich Ökonom —) hielt sich möglichst abgeschlossen. Nur zur Mittags- und Abendmahlzeit öffnete sich die Pforte, durch die zuerst der Hausmann die ersehnten vollen Schüsseln in das Cönakel trug, während das Herbeischaffen der nachgefüllten Sache der Ultimi jedes Tisches war.

Der Umbau von 1828 änderte im Parterre wenig. Das Bassin wurde beseitigt, dafür kam die Wasserleitung ein Fenster weiter nach der Küche zu; das

Karzer wurde, wahrscheinlich aus hygienischen Gründen, drei Treppen hoch gelegt, und die Aborte wurden innerhalb des Hauses angebracht.

Die Treppe, die in das erste Stockwerk führte, bog früher ziemlich oben links ab, sie wurde in den sechziger Jahren gerade gelegt. Ihr gegenüber lag das sog. Käfterchen; früher verschiedenen Zwecken dienend, wie zur Aufbewahrung mathematischer Instrumente, wurde es später wohl zur Rektorwohnung geschlagen, mit der es durch eine Tür verbunden war. Nach der Promenade zu lag bis 1829 die Sexta, dahinter, durch einen schmalen, dunklen Korridor erreichbar, die Quinta. Diese wurde später aber Schulbibliothek, die Sexta zur Aufbewahrung der physikalischen Instrumente benutzt (sog. Giftbude!). Nach dem Kirchhof zu lag die Sekunda.

Im zweiten Stockwerke führte rechts eine Tür aus der Rektorwohnung in die Schule, die auch der Rektor für gewöhnlich benutzte. Mancher Schüler beeilte sich, an dieser Tür schnell vorbeizukommen, denn nur von Zeit zu Zeit sah man den Alten gern! Nach der Promenade zu lag hier mit fünf Fenstern Front der Musiksaal der Schule, neben der Prima wohl der einzige Raum, der jederzeit seiner eigentlichen Bestimmung gedient hat, also die Stätte, wo alle die großen Kantoren, voran Joh. Seb. Bach, in ihrem Amte gewirkt haben! Den Eingang hatte der Saal von dem dunklen Korridor aus, der weiter hinten nach der Kantorwohnung führte. In den sechziger Jahren wurde ein Eingang vom Treppenflur aus geschaffen. Der Flügel hatte seine Stellung nicht, wie zu unserer Zeit, sondern mit der Klaviatur nach dem Fenster zu. An der Wand nach der Kantorwohnung befand sich ein Podium für das Orchester, das allwöchentlich für die Proben auf die Kirchenmusik benutzt wurde. Ich

WOHNUNG DES REKTORS.

KÄFTERCHEN

QUINTA.

SEXTA

BASTEIEN

OBERSEKUNDANER

MITTEL "

UNTER "

SEKUNDA

CATHEDER

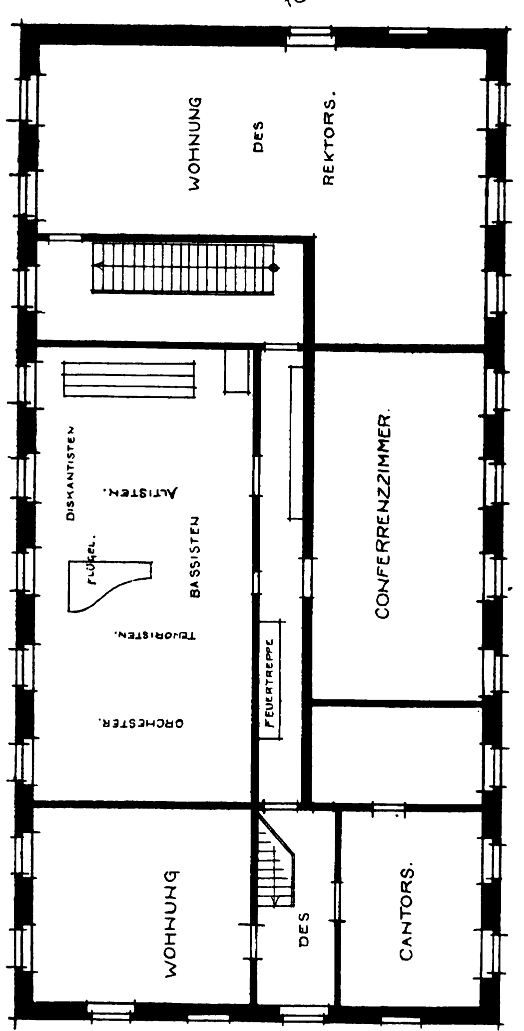
BIBLIOTHEK

WOHNUNG DES CANTORS.

1. OBERGESCHOSS.

will hier bemerken, daß das Einstudieren und Aufführen der sonn- und festtäglichen Kirchenmusik die eigentliche Arbeit des Kantors war, während der Präfekt den Motettengesang versorgte. Davon hat sich noch heute der Gebrauch erhalten, daß der Präfekt in der Motette dirigiert, wiewohl schon längst der Kantor das eigentliche Einstudieren besorgt. Unter dem Kantor M. Hauptmann haben die Orchesterproben aufgehört, das Podium wurde abgebrochen und der ganze Musiksaal, nachdem noch die Fresken, die ihn schmückten, übertüncht worden waren, in der nüchternen Weise hergestellt, wie wir ihn kannten. Der einzige Schmuck, den er noch bis zuletzt hatte, allerdings ein höchst wertvoller, war das Bild von Joh. Seb. Bach, das der Tür gegenüber hing. Die in der Nähe der Tür befindlichen gepolsterten Bänke waren für Zuhörer bei den zahlreichen Konzerten, die namentlich im Anfange des 19. Jahrhunderts hier stattfanden, bei denen die Gewandhausmitglieder den Alumnen halfen und mancher tüchtige Solist sich hören ließ.

Jahrelang wurde der Musiksaal auch als Konferenzzimmer benutzt, und in den letzten zwölf Jahren diente er sogar als Klassenzimmer. Gegenüber dem Musiksaal, nach dem Kirchhof zu, mit dem Eingang von dem dunklen Korridor, lag das ehemalige Konferenzzimmer; es wurde später zur Rektorwohnung geschlagen, und die Konferenzen wurden, wie eben gesagt, im Musiksaale abgehalten. Dieses Konferenzzimmer war mit Oeserschen Fresken geschmückt, die die vier Jahreszeiten darstellten. Der Rektor Kraner hat sie leider überpinseln lassen. Überhaupt scheint die Schule in ihrer früheren Gestalt viel mehr Wandschmuck gehabt zu haben. Beim Abbruche hat sich an vielen Stellen gemaltes Getäfel gezeigt; auch in archi-



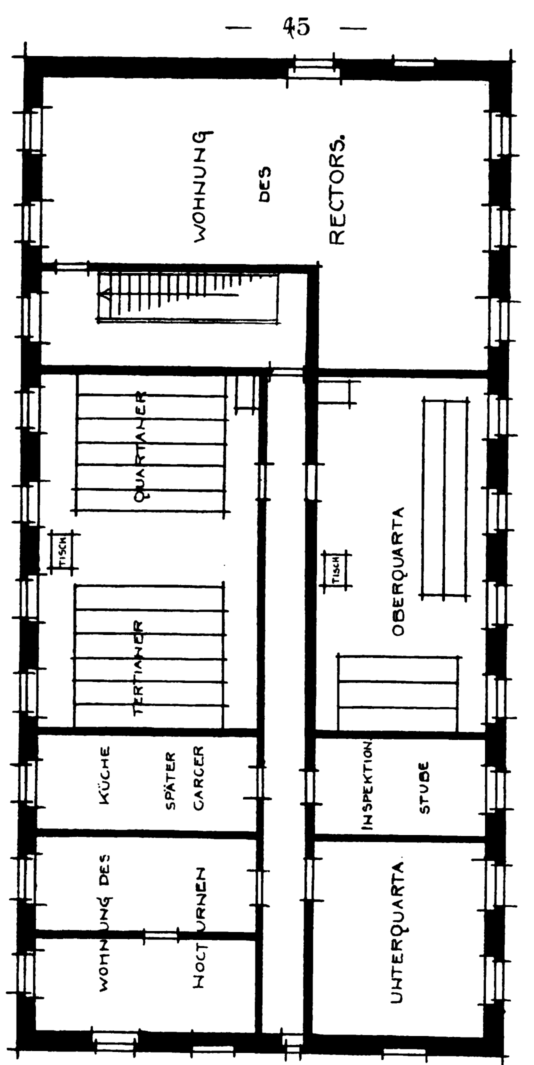
2. OBERGESCHOSS.

tektonischer Beziehung zeigte sich manches künstlerische. Es fanden sich mehrfach Säulen eingemauert, von sehr alter Konstruktion, und es scheint, als wenn das erste und zweite Stockwerk früher, also vor 1729, mehr saalartig eingerichtet gewesen wäre. Zwei dieser vorgefundenen Säulen sind jetzt in dem Hofe der neuen Schule am Toreingange von der Plagwitzer Straße her aufgestellt worden.

Auf dem Korridor standen große Schränke für Musikinstrumente und die Kirchenmusikbibliothek. Noch ist zu erwähnen, daß von diesem Korridor aus eine sog. Feuertreppe in das dritte Stockwerk führte, wie denn auch noch zwei weitere Feuertreppen in das vierte und fünfte Stockwerk angelegt waren.

Im dritten Stockwerk lag nach der Promenade zu die sehr geräumige Tertia, die auch dazu benutzt wurde, für gewisse Stunden, wie Religionsunterricht, eine andere Klasse mit aufzunehmen. Daran stieß das neue Karzer, und dahinter war die Wohnung des Nocturnus, des Lehrers, der als Inspektor nachts über auf der Schule wohnte. Diese Wohnung und das Karzer wurden später zu einem Raume für die Quinta vereinigt. Nach dem Kirchhof zu lag der Treppe zunächst die Oberquarta, später Quarta, dahinter kam die Inspektionsstube und dann die Unterquarta; die beiden letzten Räume werden später vereint für die Sexta. Der Korridor war hell, weil er ein Fenster nach dem Thomaspförtchen hatte. Soweit die Schulräume. Wir hatten damals bloß 6 Klassen, in jeder brachte man anderthalb Jahr zu. Erst 1867 wurde das von Preußen importierte neunklassige System eingeführt, und damit begann für unsere Schule die Not um die Räume.

Vier und fünf Treppen hoch hausten die Alumnen. Die 4. Etage hieß das Untertabulat, die 5. das Ober-

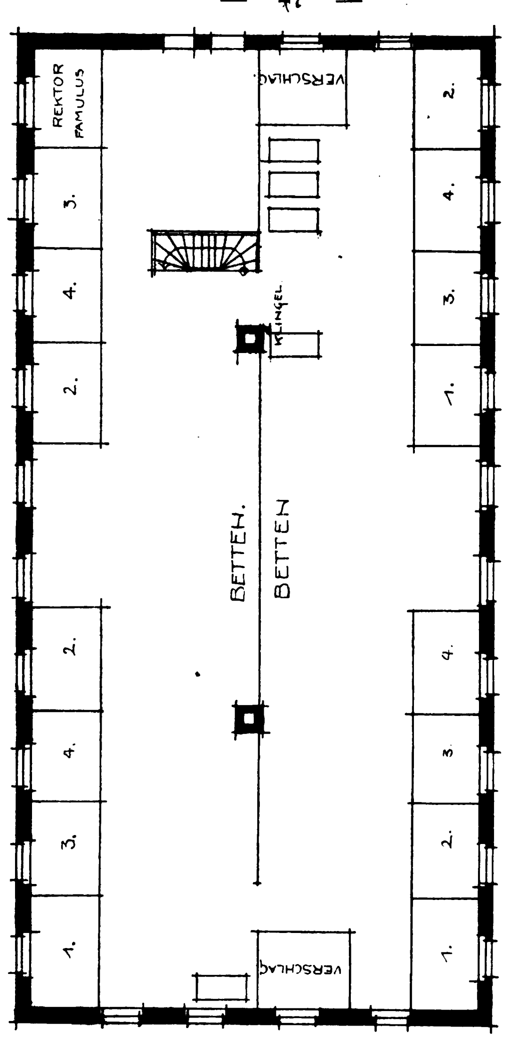


3. OBERGESCHOSS.

tabulat. Ich lasse hier die anschauliche Schilderung folgen, die Schumann in seinen Aufzeichnungen von diesen Räumen gegeben hat. Er berichtet ungefähr folgendes:

Die Alumnen wohnten in dem 4. und 5. Stockwerke, je 2 und 2 zusammen in einer Zelle. Nur im cubiculum nonum sive novum wohnten 3 Alumnen. Auf dem Untertabulate (im 4. Stockwerke) befanden sich an der Ost- und Westseite entlang 16 einfenstrige Zellen, von denen je 4 und 4 eine Kammer (cubiculum) bildeten.

Auf dem Obertabulate (im 5. Stockwerke) befand sich cubiculum V., welches nur aus 2 Zellen bestand, und cubiculum VI. mit 4 Zellen, beide cubicula nach dem Kirchhofe zu, cubiculum VII. mit 4 Zellen und cubiculum VIII. mit 2 Zellen nach dem Stadtgraben, der jetzigen Promenade, zu. Außerdem befand sich auf dem Obertabulate in der Nordwestecke (nach der jetzigen Gottschedstraße zu) das cubiculum nonum, auch novum genannt, weil es erst im Sommer 1807 eingerichtet worden war, um die beiden sog. Ratsdiskantisten und den Inhaber der neugegründeten Trierschen Stelle unterzubringen. Der erste Bewohner jeder Zelle, der Oberzellbursche, hatte über den zweiten, den Unterzellburschen, die Aufsicht zu führen. Dem ersten aber in jeder Kammer war die Aufsicht über sämtliche Bewohner dieser Kammer übertragen. Den Zellen gegenüber standen die Betten auf dem offenen Tabulate, und zwar so, daß die Betten der Kammern auf der Kirchhofseite von denen der Kammern auf der Zwingerseite durch eine Wand getrennt waren. Auf dem Obertabulate, nicht weit vom cubiculum novum, befand sich eine Glocke, mit der das Zeichen zum Aufstehen und Insbettgehen gegeben wurde und mit der auch



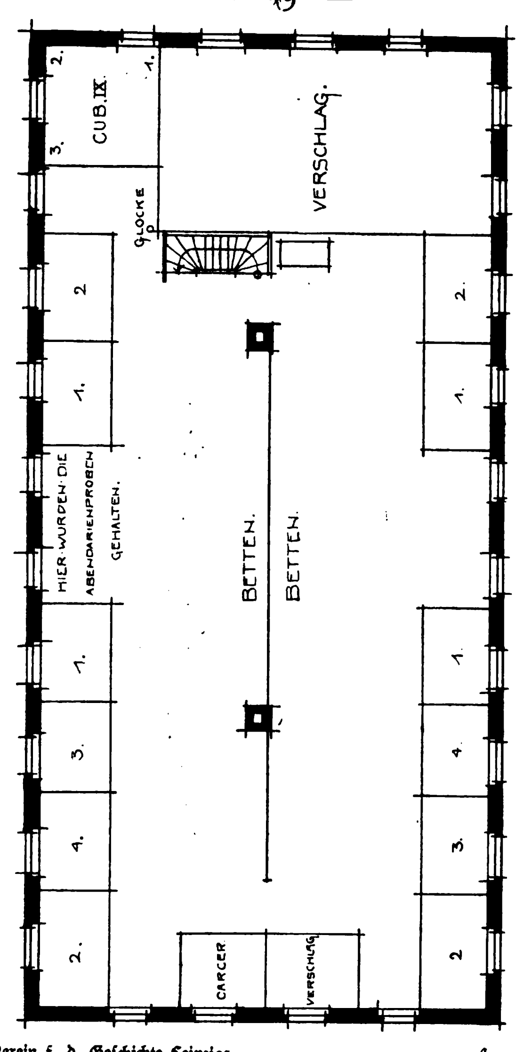
4. OBERGESCHOSS.

die Hundstagsferien „ein-" und „ausgelautet" wurden. In jeder Zelle befanden sich zwei Köthen (Schränke) und zwei Bücherbretter für die beiden Zellburschen. Auch waren an der den Fenstern gegenüberliegenden Wand Kleiderhaken angebracht.

Das Leben in den Zellen war in der Sommerzeit recht angenehm und oft, wenn die Zellburschen harmonierten, recht traulich, und die Freundschaft, die hier geschlossen wurde, hielt oft die ganze Lebenszeit vor. Und wer Lust zum Studieren hatte, befand sich in dieser Abgeschiedenheit und Einsamkeit recht wohl. Im Winter dagegen war, da in den Zellen kein Feuer angemacht werden konnte, der ganze Cötus in dem zu ebener Erde gelegenen Cönakel zusammengepfercht. Dieser Winteraufenthalt im Cönakel war eine Zeit wüster Unordnung, und jeder freute sich auf die Zeit, wo wieder hinaufgezogen werden konnte.

Der Umbau von 1829 änderte in diesen Verhältnissen gar viel. Auf dem Untertabulat, dem 4. Stockwerk, wurden 5 große Stuben, jede für 12 Alumnen, hergerichtet; die 1. und 2. nach der Promenade, die 3 anderen nach dem Kirchhof zu. Außerdem erhielt noch der Wocheninspektor eine Stube mit Kammer. Das Obertabulat, die 5. Etage, wurde ausschließlich Schlafsaal. Nur eine kleine Wohnung für den zweiten Aufwärter, die Wichskammer, später als Waschkammern benutzt, und das Karzer befanden sich hier oben.

Die dem Thomaspförtchen zunächst gelegene Haustüre führte zu der Kantorwohnung. Der Kirchhof war nach dieser Seite etwas abschüssig, deshalb lagen einige Stufen vor der Türe. Seit dem Umbau von 1732 hat sich, abgesehen natürlich von Reparaturen in dieser Wohnung, kaum etwas geändert. Wir betreten jetzt die Räume, in denen so viele große Männer, darunter



5. OBERGESCHOSS.

einer der ersten der Menschheit, gelebt und geschaffen haben. — Nach der Abbildung bei Große gab es übrigens noch einen Eingang von Süden, also vom Pförtchen her, der größer und stattlicher war, als die kleine, stets verschlossene Türe der späteren Zeit.

Gleich links neben dem Eingang lag ein mäßig großes Zimmer mit einem Fenster nach dem Kirchhof zu, dahinter eine kleine Kammer. Zu Hauptmanns Zeiten wohnte hier dessen Schwiegermutter, Frau Galleriedirektor Hummel. Ich habe mir schon als Junge immer vorgestellt, daß in diesem Zimmer die größeren Söhne Bachs gewohnt haben müßten. Diese Vermutung hat sich in überraschender Weise bestätigt. In der Wand des Zimmers war eine Nische, wie wir deren ja manche in dem Gebäude gefunden haben. Beim Abbruch kamen hinter der Verschalung recht interessante Sachen zu Tage: Ein Violinkonzert in Stimmen (leider nicht von Seb. Bach!), der gedruckte Text zu einer unbekannten Trauungskantate von Seb. Bach, ferner der Titel einer Neujahrsgratulationskantate für Cöthen, 1723, dann außer einer Anzahl anderweitiger Schriftstücke aus des Kantors Schelle Zeit noch etliche Hefte mit Friedemann Bachs, des ältesten und genialsten Sohnes Sebastians, lateinischen und griechischen Schularbeiten! — Im Parterre lagen ferner nach hinten das Waschhaus und ein Kohlenverschlag. Unter der Kellertreppe fand man beim Abbruch eine Menge Gebeine und ein höchst wertvolles, allerdings zerschlagenes Alabasterepitaphium.

Auf halber Höhe der Treppe, über dem Waschhause, befanden sich die Mädchenkammer und die Speisekammer und außerdem noch jener unentbehrliche Raum, auf den wohl auch gelegentlich Hauptmann in seiner kaustischen Weise einen enthusiasmierten Engländer ver-

wies, wenn er durchaus etwas aus Bachs Zeit sehen wollte. Das Gestühl mochte wohl in seiner altmodischen Behaglichkeit mit Lehnen an der Seite und einem Tritt für die Füße recht gut noch aus Bachs Zeit stammen.

Wir kehren zur Treppe zurück. In den letzten Wochen vor dem Abbruch konnte man bei jedem Besuche der Schule bemerken, daß von den Säulen an der Seite der Treppe wieder einige verschwunden waren, und zuletzt war die ganze Treppe kahl. Das sind wahrscheinlich lauter Andenken an Seb. Bach geworden. Nur schade, daß die Säulchen erst vor ungefähr 40 Jahren eingesetzt worden sind; vorher hatte die Treppe eine schlichte Bretterwand mit einigen Einschnitten. Nun, der Glaube macht selig!

In der 1. Etage war die Treppe durch ein kleines Gitter von dem Vorsaal getrennt. Nach dem Pförtchen zu lag die Küche, nach dem Kirchhof zu das zweifenstrige Wohnzimmer und daran stoßend ein kleines, dem Fräulein Hauptmann gehöriges Zimmer, das aber in Hauptmanns letzter Lebenszeit als sein Schlafgemach diente und in dem er auch gestorben ist. Nach der Promenade zu war Hauptmanns Studierstube, daneben die Bibliothek, die auch 4 in die Wand eingelassene Schränke hatte, in denen 1868 nach Hauptmanns Tode zum großen Teil die Noten der Thomasschule noch so lagen, wie sie s. Z. der Kantor Weinlig musterhaft eingeordnet hatte. Wenn übrigens Toby Rosenthal zu seinem prächtigen Bilde „Morgenandacht bei Seb. Bach" Lokalstudien gemacht hat, so kann das Zimmer, das er darstellt, kein anderes gewesen sein, als diese Studierstube Hauptmanns. Es liegt überhaupt nahe, anzunehmen, daß diese Stube jederzeit das Zimmer des Kantors gewesen ist, daß also auch Bach hier seine

4*

gewaltigen Werke, darunter die Matthäuspassion und die hohe Messe, geschaffen haben wird. Weinlig arbeitete allerdings, wie mir mein Vater, der Thomaskantor E. F. Richter, der sich in gewissem Sinne einen Schüler Weinligs nennen konnte, erzählte, für gewöhnlich in der Bibliothek.

Die Treppe, die in die 2. Etage führte, war etwas winkeliger gebaut als die untere, weil auf dem oberen Vorsaal Platz sein mußte für eine Verbindungstüre nach dem Korridore der Schule, den alle Kantoren nach dem Singesaale zu gewandelt sind. Nach der Promenade zu lag nur das gute Zimmer, mit dem Breitkopf- und Härtelschen Flügel in der Mitte, wo ich u. a. auch Tausig habe spielen hören. Nach dem Kirchhof zu befanden sich zwei Schlafzimmer, ein größeres und ein kleineres, das Hauptmann benutzte, bis Krankheit ihm das Treppensteigen unmöglich machte.

Leider bin ich vorläufig nicht imstande, eine genaue Beschreibung der Rektorwohnung zu geben. Ich bin, abgesehen von Eckteins Studierstube im 2. Stock, nie in diese Wohnung gekommen. Mein Freund, Professor Eckstein in Zittau, ein Sohn des Rektors, hat mir nur die Zahl der Zimmer ohne Plan angegeben. Vor 1732 hat die Wohnung wohl vollständig in Nebengebäuden gelegen, wie denn auch später noch ein Teil der Wohnung außerhalb des eigentlichen Schulgebäudes lag. Im Parterre war gar kein Zimmer, in der 1. Etage waren die Wohnräume, in der 2. Etage das Studierzimmer, der schon erwähnte Saal, der früher zur Schule gehörte, und die Schlafräume. In der 3. Etage wohnten zu Ecksteins Zeiten die Pensionäre, deren er immer eine Anzahl hatte.

In dem Nebengebäude befand sich die Küche mit dem Eingang von der Fahrstraße des Thomaser Kirch-

hofes, der Superintendentur zunächst. Von der Schlippe zwischen Schule und Kirche führte eine steile Treppe in die 1. Etage, wo die zwei Krankenstuben und das Zimmer der Krankenwärterin lagen. Eine zweite schmale Treppe führte in die Hausmannswohnung, von wo man durch eine weitere winkelige Treppe in die 4. Etage des Hauptgebäudes, also in das Alumnat, gelangen konnte. Weitere Räume dieses Gebäudes gehörten, wie schon erwähnt, zur Rektorwohnung.

Das war also die alte Thomasschule! Fuit! So sehr wir jetzt Lebenden stolz sein können auf die Entwicklung, die unsere gute Vaterstadt in den letzten Jahrzehnten genommen hat; eine Erscheinung ist doch recht betrübend: der Mangel an Pietät den Stätten gegenüber, die für unsere Stadt und unser Land, ja, wie hier die alte Thomasschule, für die ganze Welt hohe Bedeutung haben. Was hat in letzter Zeit nicht alles fallen müssen! Weg ist die Pleißenburg, weg das Paulinum, weg der alte Gewandhaussaal, weg die alte Thomasschule, der ersten Bürgerschule hat man das Heim genommen, das sie über 90 Jahre inne gehabt hat, und mit Bangen fragt der Freund der Vergangenheit unserer Stadt, was wird wohl das Schicksal des letzten großen Zeugen unserer Stadtgeschichte, unseres Rathauses, sein? Wie glücklich sind doch die kleinen Städte daran! Weimar schützt und hegt die Stätte, wo sein Größter gelebt hat und gewandelt ist, und ein Entrüstungsschrei ging durch die Welt, da man nur an einer Gartenmauer zu rütteln wagte. Hätte es nicht auch so sein sollen, als man die Hand an die alte Thomasschule legte? Und wenn es nur um des einen willen, um Seb. Bach willen gewesen wäre! Oder glaubt man etwa, daß er weniger war, als Goethe? Man hat gesagt: die Thomaskirche ist ja noch da als

die Stätte, wo er seine Werke aufführte. Nein, die Stätte seines Wirkens war die Thomasschule, er war Kantor an der Thomasschule, dort schuf er, dort lehrte er. Die unvollkommenen und dürftigen Mittel, deren er sich bei den Aufführungen seiner unsterblichen Werke in der Kirche bedienen mußte, wir wollen lieber gar nicht daran denken. In seiner Wohnung, da hörte er vor seinem geistigen Ohre die ideale Aufführung seiner Schöpfungen. Und die Hauptsache: mußte die Schule denn fort? Keinen Menschen störte sie, und den Leipzigern war sie jedenfalls ein gewohnterer und lieberer Anblick, als das Gebäude je sein wird, das man jetzt an ihre Stelle gesetzt hat. Als unsere Aufgabe müssen wir es betrachten, möglichst für die Erhaltung geschichtlicher Erinnerungsstätten einzutreten. Nicht jedes alte Haus gilt es etwa vor dem Abbruch zu bewahren, aber wo man wie hier so geweihte Stätten der Pietät nicht schont, da sollte es der Verein für seine Pflicht halten, zu protestieren.



Die erste Leipziger Liedertafel.

(Gestiftet von Jakob Bernhard Limburger am 24. Oktober 1815.)

Von

Oberlehrer a. D. **Eduard Mangner.**





Die Nachrichten über die ältesten Männergesangvereinigungen fließen überaus spärlich. Der heute so außerordentlich entwickelte deutsche Männerchor ist ein Produkt der neueren Zeit; seine Geschichte reicht noch nicht hundert Jahre zurück.

Die älteste Singgesellschaft, von der wir Nachricht haben, ist die in der deutschen Schweiz im Jahre 1620 zu St. Gallen gestiftete „Zum Antlitz“. Gesang mit Geselligkeit verbunden war der Zweck dieser Vereinigung. Fünfzig Jahre später, 1673, entstand der zweite nachweisbare deutsche Männergesangverein in Greiffenberg in Hinterpommern. Von ihm soll ein Liederwerk in 4 Foliobänden herausgegeben worden sein (Alt-Stettin 1673—1675). Die in England im 18. Jahrhundert gegründeten Männerchöre, die aus der Kirchenmusik hervorgegangenen Catch-Klubs (London 1761) und die dreistimmige Lieder a capella singenden Glees-Klubs (1787) sollen nicht unerwähnt bleiben. Größeren Einfluß als sie übte auf den deutschen Männergesang der russische. Als am 8. Februar 1807 im preußischen Hoflager bei Memel russische Soldaten vierstimmige Lieder vortrugen, war der Eindruck nicht nur auf den König ein tiefer und nachhaltiger, sondern der anwesende Dichter und Sänger Wilhelm Bornemann

bestimmte seinen Freund Professor Karl Friedrich Zelter, den Dirigenten der Singakademie in Berlin, auch einen solchen Männerchor zu begründen. Professor Zelter begeisterte sich für die Sache, und bald überzeugt von der Möglichkeit eines tonfesten mehrstimmigen Männergesangs ohne Instrumentalbegleitung, begründete er am 28. Dezember 1808 (der 24. Januar 1809 wurde der eigentliche Stiftungstag) die erste Liedertafel. Mit diesem Zeitpunkte setzt erst die Geschichte der deutschen Männergesangvereine ein.

Diese erste Zeltersche Liedertafel umfaßte nur eine kleine Anzahl von Sängern, 24, später 30, und zwar nur Dichter und Komponisten, die alle 4 Wochen an einem öffentlichen Orte zu einem gemeinschaftlichen Mahle sich versammelten und selbstgedichtete und komponierte Lieder vortrugen. Hauptzweck der Vereinigung war fröhliche Unterhaltung durch Liedergesang und die Freuden des Mahls.

Zelter berichtet über die Einrichtung der Liederabende an Goethe: „Wer ein neues Lied gedichtet oder komponiert hat, liest oder singt solches an der Tafel vor oder läßt es singen. Da unsere Liedertafel sich speziell mit Gesang beschäftigt, so muß alles gesungen werden, was von den Mitgliedern auf die Tafel gegeben wird. Das Neueste macht in der Regel jedesmal den Anfang, und was nicht gleich gelingt oder als verstanden erscheint, können Dichter und Komponist, so oft sie es nötig finden, wiederholt verlangen. Hat es Beifall, so geht eine Büchse an der Tafel herum, worein jeder (wenn ihm das Lied gefällt) nach seinem Gefallen einen Groschen oder mehr hineintut. An der Tafel wird die Büchse ausgezählt; findet sich soviel darin, daß eine silberne Medaille, einen guten Taler an Wert, davon gezahlt werden kann, so reicht

der Meister im Namen der Liedertafel dem Preisnehmer die Medaille. Es wird auf die Gesundheit des Dichters oder Komponisten getrunken und über die Schönheit des Liedes gesprochen. Kann ein Mitglied zwölf silberne Medaillen vorzeigen, so wird es auf Kosten der Gesellschaft einmal bewirtet; ihm wird ein Kranz aufgesetzt; er kann sich den Wein fordern, welchen er will, und erhält eine goldene Medaille, 25 Taler an Wert. Wer etwas Kompromittierendes ausplaudert, was einem Mitglied oder der Tafel zuwider ist, zahlt Strafe. Satirische Lieder auf Personen werden nicht gesungen. Jeder hat volle Freiheit zu sein, wie er ist, wenn er nur liberal ist. Gesetze dürfen nur zwölf sein, darunter geht an, darüber nicht."

Wie sehr sich Goethe für die Gründung seines Freundes Zelter interessierte und über den gedeihlichen Fortgang derselben freute, beweisen viele Stellen in seinen Briefen an Zelter. Nicht nur, daß er selber für die „Liedertafel" dichtete und die Lieder einschickte, er ließ sich auch die Kompositionen nach Weimar senden und vorsingen. Zelter selbst komponierte für seine Liedertafel manch humoristisches Lied voll heiterer Laune. Die Neuheit der Sache und das große Aufsehen, das dieser junge Männerchor weit über Berlin hinaus erregte, hatte zur Folge, daß eine immer wachsende Zahl, auch sehr tüchtiger Männer, um Aufnahme drängte, der bei den beschränkenden Bestimmungen nicht stattgegeben werden konnte. Da begründete der Komponist Ludwig Berger eine zweite Liedertafel in Berlin, die unterstützt von bedeutenden literarischen und musikalischen Kräften und in freierer Weise konstituiert, bald ebenfalls zu hoher Blüte gedieh, auch Zelter zu ihrem Ehrenmitgliede ernannte.

Das Beispiel Zelters und Berlins erweckte bald Nachahmung in anderen Städten Norddeutschlands. Bald folgte Frankfurt a./O. mit Gründung eines Männerchors gleichen Namens und gleicher Tendenz, und im Jahre 1815 entstand die Leipziger Liedertafel. Ihr Begründer ist der hochangesehene Leipziger Handelsherr und Senator Jakob Bernhard Limburger, ein Kenner und Freund des Gesanges.

Es hat Leipzig, das von alters her berühmte Handelsemporium, von jeher charakterisiert, daß sich in seinen Mauern ein tüchtiges, ehrenwertes Patriziertum der Kaufmannschaft herausgebildet hat, das zum großen Teil mit die solide Grundlage schuf für den ausgezeichneten Ruf, dessen sich Leipzig als Kauf- und Handelsstätte ersten Ranges zu erfreuen hat. Aus solchem Fundament ist auch die Firma J. B. Limburger herausgewachsen, kraft des ihr innewohnenden kaufmännischen Geistes, und hat sich im Laufe von über anderthalbhundert Jahren zu hochbedeutsamer Stellung emporgehoben. Am 12. April 1747 war die Limburgersche Seiden- und Garnhandlung von Gottlieb Ehrenfried Limburger und Paul Frosch begründet, ihr auch ein Tabakgeschäft angefügt worden. Nach dem Tode des Vaters am 27. Juni 1799 führten die Söhne Limburgers das Geschäft gemeinsam fort. Am 30. März 1805 teilten sich die Branchen. Der ältere Bruder, Christian Gottlieb, übernahm das Tabakgeschäft und wurde später als Baron Limburger, Freiherr von Ehrenfels, in den Adelsstand erhoben. Das Geschäft, das er in Dresden nur bis 1816 betrieben und an seinen Bruder zurückgegeben hatte, verkaufte dieser an C. Friedr. Bernhard Schwabe. Der jüngere Bruder, Jakob Bernhard Limburger, geb. 1770 den 14. Mai, erwählte die Seiden- und Garnhandlung des Hauses und führte

dieselbe unter der Firma J. B. Limburger jun. bis an seinen Tod, am 26. Februar 1847.

Erwähne ich noch, daß die Nachfolger, Paul Bernhard Limburger und Konsul Hermann Beckmann, 1851 zu gemeinsamer Teilhaberschaft zusammentraten, zwei in unserer Stadt unvergessene Männer, und jetzt noch Carl Philipp Beckmann und Konsul Bernhard Limburger, also die Ururenkel des Stifters an der Spitze des berühmten Handelshauses stehen, das im Jahre 1897 bereits sein 150jähriges Jubiläum gefeiert hat, so mag dies zur Orientierung über die Limburgersche Familie genügen.

J. B. Limburger war bereits seit 1799 Mitglied der Gewandhauskonzertdirektion und seit Bürgermeister Carl Müllers Tode der festeste Stützpunkt des berühmten Instituts, berufen in gleichem Geiste das Werk fortzusetzen und mit Kraft und Begeisterung während eines halben Jahrhunderts zu immer schönerer Vollendung zu führen: „Ein Kunstfreund edelster Gattung, von Herzen und musikalischer Begabung selbst ein Künstler, wie ein Vorbild für alle, denen die Würde der Menschheit in die Hand gegeben ist. In Konzerten zu wohltätigen Zwecken wirkte er gern als Sänger mit, übernahm auch die Solopartien, welche dem Charakter seiner Stimme entsprachen" (Dörffel). Reichardts „Musikalische Zeitung" berichtet, daß er bei der ersten Aufführung des Rochlitz-Schichtschen Oratoriums „Das Ende des Gerechten", am 30. März 1806, unter den Sängern sich durch seinen schönen und ausdrucksvollen Baß ausgezeichnet habe. Er liebte es aber nicht, daß sein Name auf dem Programm und in öffentlichen Berichten genannt wurde.

Dieser Mann, seit 1808 Ratsmitglied, von 1814 bis 1831 Vorsteher des Georgen- und Waisenhauses, Stadthauptmann und Baumeister, der mit Leib und Seele

für die Tonkunst schwärmte und zu den Stiftern der Schichtschen „Singakademie“ gehörte, lernte auf seinen Geschäftsreisen auch die damals einzig bestehenden „Liedertafeln“ in Berlin und Frankfurt a./O. kennen. Bei seiner großen Liebe zum Gesang erwachte in ihm die Idee, eine ähnliche Vereinigung auch in Leipzig zu begründen.

Mit richtigem Blick aber hatte er sowohl die Vorzüge als auch die Mängel beider Vereine erkannt. Wenn die Mitglieder eines solchen Vereins zum Dichten oder Komponieren eines Liedes überhaupt befähigt sind, noch mehr aber, wenn sie sich darin üben wollen, mithin nicht bloß den Vortrag der Gesänge als Zweck des Vereins betrachten sollen, so müssen sie in einem traulich freundschaftlichen Verhältnis zueinander stehen, ihre Zahl darf nicht zu groß, jeder Rangunterschied muß in den Versammlungen verbannt sein. Nur im vertrauten Kreise wird der Ungeübte es wagen, sich im Dichten oder Komponieren zu versuchen, weil er nur da eine nachsichtige Beurteilung seiner Leistungen erwarten kann. Wenn aber ein Verein viele Mitglieder zählt und sich an einem öffentlichen Ort versammeln muß, so wird das angestrebte Ziel nie erreicht werden. Limburger sagte daher in seinem Begründungsprogramm: „Ein nicht zahlreicher, aber durch das Band gegenseitiger Achtung und Anspruchslosigkeit fest verschlungener Kreis will bei instruktiver Unterhaltung über musikalische Gegenstände sich den Freuden einer einfachen Tafel und gemeinschaftlichen Gesanges widmen“ und zum Schluß: „Möge der Genius herzlicher Fröhlichkeit die Liedertafel stets mit den duftendsten Blumen bekränzen!“

Mit froher Begeisterung ging Jakob Bernhard Limburger an die Ausführung seiner Idee. Die ge-

eigneten Männer zur Teilnahme an dem zu gründenden Sängerverein zu gewinnen, war einem so hoch angesehenen, liebenswürdigen Mann wie Limburger, dem den höchsten Gesellschaftskreisen Leipzigs zugehörenden Handelsherrn, Kunstfreund, auch Meister vom Stuhl der Loge „Balduin zur Linde", nicht schwer. Der edle gesellige Verkehr, in dem das Limburgersche Haus mit den alten Leipziger Familien stand, wo Kunst und Wissenschaft mit Verständnis und Geschmack gepflegt wurden, bot bald die nötige und gewünschte Zahl geeigneter Sänger aus dem Gelehrten-, Künstler- und Kaufmannsstande.

Da war zunächst Friedrich Wilhelm Kunze, Kaufmann und Kramer, Wachstuchfabrikant, Inhaber eines Speditions- und Kommissionsgeschäftes, von 1809 bis 1811 Mitglied der Gewandhauskonzertdirektion, ein enthusiastischer Musikfreund, mit bedeutender dichterischer und gesanglicher Veranlagung. Kunze galt als „Freund des Orchesters", in dem er als Violinspieler zu seinem Vergnügen zuweilen mitwirkte. Er war verheiratet mit des Galeriedirektor Professor Tischbeins zweiter Tochter Betty, die ebenso wie ihre Schwester Caroline als Sängerin in den besten Kreisen der Stadt hochgeschätzt war. Kunzes Schwester Julie (später Gräfin Alexander von Einsiedel auf Gnandstein) war im Körnerschen Hause in Dresden mit Theodor Körner gemeinsam erzogen worden, in einem Hause, „in dem man von Musik lebte", in dem man eine „Singgesellschaft" gebildet hatte, in welcher Juliens „wunderschöne" Stimme hoch gepriesen wurde. Kunzes Haus in der Klostergasse, das spätere Limburgersche, war jahrelang der Sammelpunkt der hervorragendsten Leipziger Künstler, Dichter und Gelehrten. Kunze war auch Stadtleutnant, wurde 1837 verpflichteter Wechselsensal und 1840 Be-

vollmächtigter bei der Feuerversicherungsanstalt. Die innigste Freundschaft verband diesen in der ganzen Stadt von da ab als „Feuerkunze“ bekannten und in allen Kreisen beliebten Mann mit Limburger bis an den Tod.

Der nächste für die Liedertafel Gewonnene war der Professor der Medizin Dr. Christian Adolf Wendler, derselbe, der mit Kunze den bei Kitzen am 17. Juni 1813 verwundeten Theodor Körner mit eigener Lebensgefahr von Groß-Zschocher nach Leipzig in seine eigene Behausung gebracht, ihm die nötige chirurgische Hilfe geleistet, ihn 5 Tage verborgen und treulich gepflegt und auch glücklich aus der Stadt nach seinem Gute Kahnsdorf gebracht hatte, von wo er sich dann über Gnandstein weiter retten konnte.

Ferner trat hinzu Johann Amadeus Wendt, Professor der Philosophie seit 1811, ebenfalls ein geborener Leipziger (29. Sept. 1783) und Freund der vorigen. Wir verdanken ihm eine charakteristische Beschreibung des jungen Körner als Leipziger Studenten. Auch Wendt wurde Mitglied der Gewandhauskonzertdirektion, redigierte das „Leipziger Kunstblatt“ und schrieb viele Berichte über Musik. Er wurde 1825 Hessen-Darmstädtischer Hofrat, verließ aber später Leipzig und folgte einem Rufe nach Göttingen, wo er am 15. Oktober 1836 starb.

Ganz bedeutende Vertreter der Musikwissenschaft gewann die Liedertafel in Rochlitz, Schneider, Fink und Schulz.

Friedrich Rochlitz, in Leipzig geboren am 12. Februar 1769, dem die Thomasschule den Sinn für Musik geweckt hatte, war durch seine musikalisch-kritische Tätigkeit zu einer außerordentlich einflußreichen Stellung gelangt. Er gab die von ihm mit Breitkopf und Härtel gegründete „Allgemeine musikalische Zeitung“

heraus, die er von 1798—1818 redigierte. Als Mitglied der Gewandhauskonzertdirektion wirkte er seit 1805 neben Limburger eifrig und erfolgreich für dieses Institut, dessen immer weiter sich ausbreitendem Rufe seine persönliche Bekanntschaft mit auswärtigen Künstlern sehr zu statten kam. Seine wissenschaftliche Bildung, seine gründliche Einsicht und sein geläuterter Geschmack befähigten ihn ausnehmend zur speziellen Anordnung des Repertoirs, der die große Mannigfaltigkeit und der Wert der Leistungen besonders zu danken war. Unvergessen bleibt ihm seine wesentliche Mitwirkung bei der Berufung Felix Mendelssohn-Bartholdys, dessen Direktion das Institut zu neuem Glanze erhob. Unvergessen bleibt ihm aber auch sein großes Verdienst um die Veredlung des Leipzig auszeichnenden Sinnes für die Tonkunst überhaupt. Rochlitz starb als Großherzoglich Weimarischer Hofrat am 16. Dezember 1842.

Unstreitig der bedeutendste Komponist der Liedertafel wurde Johann Christian Friedrich Schneider, geb. den 3. Januar 1786 in Alt-Waltersdorf O./L., der bereits mit 8 Jahren Kirchenmusiken mitgesungen und seinen Vater, der Lehrer in Alt-Gersdorf war, auf der Orgelbank abgelöst hatte. Er war 1805 nach Leipzig gekommen, um Musik zu studieren. Hier halfen ihm einflußreiche Freunde, wie Rochlitz, Wendt, A. E. Müller, Riem und Schicht weiter, und so wurde Schneider bald Organist an der Paulinerkirche (1807), Musikdirektor am Theater (1810), später (1813) Organist an der Thomaskirche. In seiner Amtswohnung am Neukirchhof (später Logengebäude des Balduin, dem Schneider angehörte) komponierte er sein großes Oratorium „Weltgericht“, wozu ihm sein Freund, der Dichter Apel, den Text geliefert hatte. Am 6. März 1820 wurde dieses sein größtes Werk zuerst im Gewandhause und

am 13. April in der Universitätskirche aufgeführt. Im Gewandhaus trat Friedrich Schneider als Klavierspieler regelmäßig auf. Welche Fruchtbarkeit der unermüdliche Komponist während seines Leipziger Aufenthaltes entwickelte, bezeugt die große Zahl seiner Oratorien, Messen, Kantaten, Motetten, Opern, Symphonien usw., nicht zu gedenken der Menge ein- und mehrstimmiger Lieder, auch für die Liedertafel. Auf Schneiders Bedeutung für die Ausbreitung des Männergesangs kommen wir später zurück.

Auch in Gottfried Wilhelm Fink erhielt die Liedertafel einen vorzüglichen Kenner der Musikwissenschaft. Fink, ein Thüringer, geb. den 7. März 1783 in Sulza, erst Prediger, später Direktor eines Knabeninstituts in Leipzig, machte sich durch die Herausgabe des „Musikalischen Hausfreundes" verdient. Von 1827 bis 1841 war er Redakteur der mehrgenannten „Allgemeinen Musikalischen Zeitung", damals einzig in ihrer Art, in der er viele Referate über die Gewandhauskonzerte brachte. Zuletzt wurde Fink auch Lehrer der Musik an der Universität. Seine Tochter, Charlotte Fink, trat mehrfach als Klavierspielerin im Gewandhaus auf, starb aber schon im 23. Lebensjahre am 1. Oktober 1843. Ihr Vater folgte ihr wenige Jahre später, den 27. August 1846.

Noch inniger mit dem „Großen Konzert" verbunden ist der Name Johann Philipp Christian Schulz, des nächsten Mitgliedes der Limburgerschen Liedertafel. Geboren zu Langensalza, am 24. September 1773, hatte Schulz seit 1783 die Leipziger Thomasschule besucht, dann die dortige Universität bezogen, um Theologie zu studieren, sich aber unter Schichts Leitung der Musik gewidmet. Unter Franz Seconda ward Schulz, der sich und seine alte Mutter durch Gesangunterricht

erhielt, Musikdirektor beim Theater (1795). Nach Schichts Tode († 16. Februar 1823) wurde er dessen Nachfolger, sowohl als Musikdirektor der Universität, als auch der Gewandhauskonzerte, die er 17 Jahre lang, von 1810 bis zu seinem Tode, den 30. Januar 1827, mit größtem Eifer aufs rühmlichste leitete. Jedenfalls ist Schulz auch der Begründer der „Leipziger Singakademie", die ihr Bestehen vom Jahre 1802 herschreibt, wobei auch Limburger tätigen Anteil genommen hatte. Sicher ist, daß er bei Gewandhauskonzerten sein Sängerpersonal, als „Schulzsche Sänger" in den Kassenberichten bezeichnet, der Singakademie entnahm.

Der dritte, dem Kaufmannsstande angehörige Liedertafler ist Wilhelm Gotthelf Ernst Seyfferth, Bankier, Inhaber des großen Speditions- und Wechselgeschäfts Vetter & Co., Besitzer des „kleinen Joachimtals" zwischen Hainstraße und kleiner Fleischergasse. Er war zu Eilenburg geboren am 20. Februar 1774 und den 1. September 1803 in das väterliche Geschäft eingetreten; seit 1815 in „Vetters Hof". Auch Seyfferth war Mitglied der Gewandhauskonzertdirektion von 1816 bis zu seinem Tode, der in Carlsbad am 23. Juli 1832 erfolgte. Ein Jahr vorher war er bei Einführung der neuen Städteordnung zum 1. Vizevorsteher der Leipziger Kommunrepräsentantschaft — jetzt Stadtverordnetenkollegium — gewählt worden.

Dem höheren Beamtenstande gehörte an Heinrich Dörrien, Dr. der Rechte, Konsistorialassessor, Mitglied des Rates und seit 1835, der Errichtung der Kreishauptmannschaft, Königl. Regierungsrat. Dörrien war 20 Jahre lang Mitvorsteher der Rats- und Wendlerschen Freischule und seit 1814 Direktorialmitglied der Gewandhauskonzerte. Als solches hat er sich in langen Jahren (über 30 Jahre als Sekretär) große

Verdienste um das Konzertinstitut erworben. Dörrien war zeitlebens ein unermüdlicher Förderer der Kunst. Er starb am 9. April 1858; eine Straße führt seinen Namen.

Die beiden letzten Mitglieder der Leipziger Liedertafel haben nicht solch klangreiche Namen, wie die zehn vorhergehenden.

Von Carl Friedrich Gustav Klug wissen wir nur, daß er im Jahre 1774 in Düben geboren, Dr. med. und praktischer Arzt war und am 10. Januar 1830 starb. Schlesinger, ein Kaufmann, war nur kurze Zeit aktives Mitglied der Liedertafel, blieb derselben aber treu, nachdem er auf sein Rittergut nach Schlesien verzogen war. Er starb in Breslau im Jahre 1821.

Schon diese kurzen biographischen Mitteilungen lassen uns den Charakter der jungen Vereinigung deutlich erkennen. Sie war exklusiver, vornehmer Art. Ihre Stiftung fällt in eine Zeit, da der Schwerpunkt nationalen Lebens in der literarischen Region, in der Pflege der Freundschaft, der Poesie und Musik lag. Die Musik führte besonders in Leipzig, der damals noch kleinen Stadt, in der alles sich zusammendrängte, das Szepter. Das Gewandhauskonzert war der Kristallkern der Gesellschaft; wer auf Bildung Anspruch machte, trieb Musik, und das musikalische Urteil war sehr entwickelt. Der freundschaftliche Verkehr zwischen Kaufleuten, Buchhändlern und Gelehrten vergeistigte das gesellschaftliche Leben.

Am 24. Oktober 1815 versammelten sich gegen abend auf Limburgers Einladung in dessen Wohnung die nachgenannten, „in Geist und Gesinnung echt deutschen Männer“ zur Begründung der „Leipziger Liedertafel.“ Die Stimmenverteilung war folgende:

Kandidat Fink Dr. med. Kluge Kaufmann Schlesinger	zum 1. Tenor.
Kaufmann Kunze Organist Schneider Professor Wendt	zum 2. Tenor.
Konsist.-Assessor Dr. Dörrien Hofrat Rochlitz Dr. med. Wendler	zum 1. Baß.
J. B. Limburger Musikdirektor Schulz Kaufm. Wilh. Seyfferth	zum 2. Baß.

Somit war jede Stimme dreifach besetzt, und vereint waren musikalische Autoritäten, Männer vom Fach und Dilettanten der Musik, sowie in geselliger Beziehung Ernst und Scherz. Limburger traf die erste Wahl nach dem Grundsatze: Ein jedes Mitglied des Vereins muß reinen Sinn für höhere Tonkunst und diejenige Gesangsfertigkeit besitzen, eine Stimme, Baß oder Tenor, richtig vortragen zu können.

In dieser ersten Sitzung der Liedertafel einigte man sich über einige Grundsätze, denen jeder der „Zwölfer" seine Unterschrift gab. Dann stellte man die Gesellschaftstage fest und wählte Limburger für die nächste Zeit zum Sekretär, der das Protokoll über jede Versammlung zu führen hatte, Kunze aber zum Fiskal oder Kassierer. Da die Zusammenkünfte regelmäßig monatlich und bei den Mitgliedern im Hause abwechselnd abgehalten werden sollten, so fand die zweite am 26. November 1815 bei Rochlitz statt. Es wurden die nötigen Bestimmungen über die Aufnahme und Wahl der Gesänge und Einrichtung der Liederbücher — in die jeder die gewählten Lieder selbst einzuschreiben hatte —

getroffen. Im Laufe der Zeit machte es sich notwendig, die in den Protokollen niedergelegten verschiedenen Vorschriften zu ordnen; Wendt arbeitete die Statuten aus, und Kunze besorgte nach der Durchberatung und Annahme ihre Reinschrift in ein noch vorhandenes in Leder gebundenes Buch in Folio. Es führt den Titel: „Gesetze der anno 1815 am 24. Oktober gestifteten Liedertafel zu Leipzig." Das Datum ist später eingefügt, zurückdatiert auf den 24. Dezember 1815. Wendt hat die Statuten erst im Jahre 1819 entworfen. Wir zählen im ganzen 23 Unterschriften. Jakob Bernhard Limburger steht oben an. Leider fehlt der Name Felix Mendelssohn-Bartholdys, der am 20. September 1835 als Gast erschien und gleich als Mitglied eintrat. Im Liederbuch wird er als „Ehrenmitglied" aufgeführt.

Die im Sekretariat der Gesellschaft niedergelegte Verfassungsurkunde besteht aus 29 Paragraphen und 2 Nachträgen. Das Wichtigste daraus folgt:

Der Hauptzweck der Liedertafel ist, sich monatlich einmal zu versammeln, herkömmlich Sonntags, um sich einander eigene Versuche in der poetischen und musikalischen Liederkunst, für den drei- oder vierstimmigen Männergesang eingerichtet, mitzuteilen, sich über Gegenstände der Musik zu unterhalten und dann bei einem frugalen Mahle sich des Gesanges zu erfreuen.

Die Zahl der Mitglieder ist auf zwölf Männer beschränkt. Sie bilden den Stamm der Gesellschaft. Nur im Notfalle ist zur Verstärkung einer Stimme eine Vermehrung zugelassen. Die zwölf ältesten Mitglieder heißen „Zwölfer" auf Lebenszeit; die jüngeren rücken nach der Ordnung des Eintritts in diese Zahl ein. Zur Aufnahme ist einstimmige Wahl erforderlich. Nur wer eine Stimme im vierstimmigen Gesang über-

nehmen kann, darf aufgenommen werden. Außerdem wird verlangt, daß der Aufzunehmende ein unbescholtener Mann, ein guter Gesellschafter und insbesondere ein warmer Verehrer der Tonkunst sei, begabt mit musikalischer Bildung, am liebsten mit eigener musikalischer und dichterischer Produktivität. Mit dieser Gabe verliehene Mitglieder sollen sich verpflichtet halten, die Früchte ihrer Muse so oft als möglich der Liedertafel zu widmen. Die übrigen mögen eingedenk sein, geeignete fremde Gesangsstücke zu verschaffen, die, wenn sie Beifall gefunden, getrennt von den eigenen Produkten der Liedertafelmitglieder, in besondere sog. Fremdenbücher eingetragen werden.

Die Gesellschaft versammelt sich an den am Stiftungsfeste im voraus festgesetzten Tagen der Reihe nach bei den Mitgliedern, deren häusliche Verhältnisse es erlauben. Diese Tage, sowie die jedesmaligen Wirte, welche die Versammlung zu bewirten übernommen haben, teilt der Sekretär schriftlich mit. Nur eine Reise oder Krankheit entschuldigt gesetzmäßig. Wer im Laufe eines Liedertafeljahres ohne gesetzliche Entschuldigung zweimal fehlt, schließt sich damit unmittelbar von der Gesellschaft selbst aus. Wer das Vergnügen hat, die Liedertafel zu bewirten, soll die Mitglieder zur Erinnerung einige Tage vorher nochmals förmlich einladen. Die Mitglieder versammeln sich abends um 6 bis 1/4 auf 7 Uhr. Wer später erscheint, zahlt für jede Viertelstunde 4 gr. Strafe.

Die Ordnung der Versammlung war folgende: Nach Einnahme des Tees 1. Verlesung des Protokolls der vorigen Versammlung, 2. Vortrag der früher eingelieferten und Besprechung und Ballotage über die zur Aufnahme in die Liederbücher vorgeschlagenen Gesänge, 3. Eingabe und erstmaliger Gesang neuer Lie-

der, 4. Tafel, bei welcher aus den besagten Lieder-, wie aus den Fremdenbüchern gesungen wird.

Der Komponist eines Liedes hat dasselbe in Partitur und Stimmen zunächst dem Sekretär einzugeben. Sind mehr als vier Kompositionen eingegangen, so sollen sie in der Reihe der Einlieferung in der nächsten Versammlung gesungen werden. Vorher ist vom Dichter oder Komponisten der Text zu verlesen. Ist das neue Lied in drei verschiedenen Versammlungen vorgetragen worden, wobei der Komponist das Recht zu dirigieren hat, so erfolgt die Ballotage über die Aufnahme in die Liederbücher. Jedem Mitgliede ist es gestattet, hierbei sein Urteil über Text und Komposition freundlich und bescheiden abzugeben. Drei schwarze Kugeln verwerfen. Die angenommenen Lieder schreibt jedes Mitglied bei 4 gr. Strafe mit eigener Hand in sein Stimmbuch ein. Die eigenen Gesänge der Liedertafel können nur gegen vorteilhaften Tausch, vielleicht an eine fremde Liedertafel, mit Genehmigung sämtlicher Mitglieder, weggegeben werden. Erst nach Ablauf eines Jahres vom Datum der Aufnahme an erlangt jeder Komponist das freie Verfügungsrecht über sein Lied.

Die Beamten der Gesellschaft sind der Sekretär, der Fiskal und der Wirt. Sie haben besondere Pflichten und Rechte. Der Fiskal wird durch Stimmenmehrheit gewählt. Der Sekretär ist verpflichtet, ein genaues Protokoll über die wesentlichen Vorfälle in der Gesellschaft und jeder einzelnen Versammlung zu fertigen. Er führt das Wort in der Versammlung und ist Aufseher der gesetzlichen Ordnung. Ihm ist die gesamte Leitung der Geschäfte übertragen. Der Fiskal führt die Strafkasse der Gesellschaft und Buch über Einnahme und Ausgabe. Er ist verpflichtet, auf die Be-

obachtung derjenigen Gesetze, deren Übertretung mit einer Geldstrafe belegt ist, ein wachsames Auge zu haben, die Strafgelder einzuziehen und überhaupt auf das Beste seiner Kasse bedacht zu sein. Ihm ist daher erlaubt, bei Tische, wo der Witz gemeinlich gute und schlechte Funken sprüht, der Kasse manche außerordentliche Einnahmen mit Laune und Scherz zu verschaffen.

Die Pflichten und Rechte des Wirts sind folgende: Da aller Luxus aus der Gesellschaft verbannt sein soll, so hat er sich an folgende Tischordnung zu halten: 1. Suppe oder Bouillon nach Belieben, 2. ein Voressen, 3. Braten. Als Dessert ist bloß Obst in natürlicher Form, nebst Butter und Käse verstattet. Die Gesellschaft hat sich das Wort gegeben, diese Tischordnung nicht zu überschreiten. In Hinsicht des Weines werden dem Wirte keine Vorschriften gemacht, d. h. er kann so gut als möglich sein. Es ist dem Wirte nicht verstattet, Wachslichter zu brennen, noch einen Kronleuchter anzuzünden, bei Strafe von 4 Groschen. Punkt 9 Uhr abends muß die Tafel bereitet sein, und nach 11 Uhr darf es keinem Mitgliede verübelt werden, wegzugehen; ein gesundes Mitglied aber darf ohne allgemein anerkannte Gründe nicht vor 11 Uhr weggehen. Wenn Heiterkeit und Frohsinn herrschen, werde man gern auch noch länger vereint beisammen bleiben. Der Wirt hat das Recht, die Gesänge zu bestimmen, die bei Tische vorgetragen werden sollen. Auch ist ihm überlassen, ob seine Familie bei Tafel erscheint oder nicht.

Zu den gewöhnlichen Versammlungen ist es nicht erlaubt, fremde Gäste mitzubringen. Nur am Stiftungsfeste, sowie in Extra-Liedertafeln, können Gäste eingeführt werden. Im Sommer kann die Liedertafel nach Belieben der Wirte auf dem Lande gehalten

werden. Dann finden in Hinsicht der Geschäftsordnung und der Tafel Ausnahmen statt.

Das Stiftungsfest wird jährlich am 24. Oktober gefeiert. Wem der Himmel die Freude gab, im verflossenen Jahr ein Kind taufen zu lassen, dem kommt die Ehre zu, am Abend des Stiftungsfestes die Mitglieder der Liedertafel samt ihren Frauen, und wen er etwa dazu noch einladen will, zu bewirten. In Ermanglung eines Kindtaufsvaters sollen die in der Gesellschaft befindlichen unverheirateten Personen oder die einzige ledige dieses Fest veranstalten. Gibt es in einem Jahr zwei oder mehr Kindtaufsväter, so wird der oder die es später geworden, für die nächsten Jahre verbindlich. Bei der Feier des Stiftungsfestes kann von der strengen Geschäftsordnung abgewichen werden. Die Geschäfte der Beamten ruhen, Strafen dürfen nicht erhoben werden. Es ist auch erlaubt, Gesänge, an denen die Frauen teilnehmen können, vorzutragen.

In einem vom Hofrat Rochlitz verfaßten „Nachtrag I" vom 24. November 1822 wird über die Feier des Stiftungsfestes noch folgendes bestimmt: Die Sitzung wird eröffnet mit einem passenden Gesange. Dann hält der Wirt einen Vortrag, in dem er einen kurzen Überblick über die Geschichte der Gesellschaft von ihrem Ursprung an gibt, der Entschlafenen aus ihrer Mitte gedenkt, die wichtigsten Ereignisse der Liedertafel oder einzelner Mitglieder im letzten Jahre erwähnt und einen Rückblick auf den Geist und die Gesinnung der Gesellschaft wirft, wie er sich seit dem letzten Stiftungsfeste an den Tag gelegt hat. Die Betrachtung wird mit einem angemessenen Liede geschlossen. Erst gegen die Tischzeit versammeln sich die Frauen. Über Tisch wird zunächst dem Stifter der Gesellschaft, dann dem Mitgliede, das im verflossenen Jahre die meisten neuen

Lieder geliefert, ein lauter Dank dargebracht. Gesungen wird von jedem Dichter oder Komponisten ein Lied, und zwar das, was er selbst zu hören wünscht.

Wenn der Himmel ein Mitglied der Gesellschaft abruft, so wollen die Überbleibenden ihn zu Grabe begleiten und an seinem Grabe ein Trauerlied singen.

Ein zweiter Nachtrag zu den Gesetzen der Liedertafel ist noch vorhanden. Er enthält einige unwesentliche Verordnungen, die in den „gedruckten Gesetzbüchern", die mehrfach erwähnt, aber nicht auffindbar sind, zerstreut enthalten waren. Mit dem 20. November 1825 ist die Statutenfestsetzung abgeschlossen.

Es mögen nun die Namen der Mitglieder folgen, wie sie sich im Gesetzbuch unter dem 24. Dezember 1815 eigenhändig aufgezeichnet finden: Jacob Bernhard Limburger, Johann Philipp Christian Schulz, Wilhelm Gotthelf Ernst Seyfferth, Friedrich Rochlitz, Christian Adolf Wendler, Heinrich Dörrien, Amadeus Wendt, Wilhelm Friedrich Kunze, Friedrich Schneider, Wilhelm Härtel (1817), Carl Friedrich Gustav Klug, Gottfried Wilhelm Fink, Carl Friedrich Enoch Richter (1816), Theodor Alexander Platzmann (1824), Gustav Moritz Clauß (1824), Carl Albert Hering (1826), Heinrich Conrad Schleinitz (1826), Carl Christian Schmidt (1827), Carl Friedrich Kistner (1830), Ernst August Carus (1832), Gustav Ludwig Preußer (1834), Heinrich Wilhelm Ernst Crusius (1835), Adolf Emil Wendler (1838). — Schlesingers Unterschrift fehlt. Bei den nach dem Stiftungsjahre eingetretenen Mitgliedern ist das Eintrittsjahr beigefügt.

Von einigen der später eingetretenen Mitglieder, die als „Zwölfer" in die entstandenen Lücken eintraten, ist wenig zu sagen. So war Prof. Dr. med. Chr. Aug. Joh. Clarus noch in demselben Jahre seines Ein-

tritts (1817) wieder ausgeschieden, der Buchhändler Enoch Richter aber im Jahre 1827 nach Hamburg verzogen. An Clarus Stelle war der Buch- und Musikalienhändler Wilhelm Härtel getreten, ebenfalls ein Mitglied des Gewandhausdirektoriums, der lange Zeit das Amt eines Kassierers verwaltete. Härtel war mit einer außerordentlich schönen Tenorstimme begabt. Geboren in Annaberg i. E., hatte er in der Breitkopf- & Härtelschen Buchhandlung, die seinem Onkel gehörte, gelernt und 1824 ein eigenes Geschäft begründet, das er bis 1842 leitete, krankheitshalber aber aufgab. Er starb den 16. Juli 1849. Im Jahre 1824 war Dr. Theodor Alexander Platzmann eingetreten, Senator und Deputierter des Stadtgerichts.

Gustav Moritz Clauß, geb. zu Leipzig, den 5. Januar 1796, gehörte dem Kaufmannsstande an, etablierte sich 1822 mit Übernahme der alten Firma Joh. Georg Schmidt, ward Bankdirektor und Kgl. Hannov. Generalkonsul. Von 1837—40 vertrat er die Stadt Leipzig als Abgeordneter in der 2. Sächs. Kammer. Mitglied des Gewandhauskonzertdirektoriums seit 1832, vermachte er dem Stadtorchester zur eigenen Verwaltung 2000 Taler, dem Städtischen Museum aber eine wertvolle Gemäldesammlung. Clauß starb in Leipzig am 12. Februar 1871.

Albert Hering, cand. theol., Privatgelehrter, Tenorist, sang 1827—29 in Gewandhauskonzerten. Er genoß den Ruf eines ausgezeichneten Korrektors und starb 79½ Jahr alt am 25. Mai 1880.

Heinrich Conrad Schleinitz, Advokat und Notar, geb. den 1. Oktober 1802 zu Zschaitz bei Döbeln, war Mitglied der Gewandhauskonzertdirektion seit 1835, Dörriens Nachfolger im Sekretariate und von

1849 bis an seinen Tod Vorsitzender des Direktoriums. Schleinitz war Mitbegründer des Konservatoriums und war um die Pflege der Kunst und das Institut hoch verdient, für das er über ein halbes Jahrhundert lang mit Segen gewirkt hat. Mit Mendelssohn-Bartholdy war er innig befreundet. In der „Allgemeinen Musikalischen Zeitung" erschienen eine große Anzahl Berichte über die Gewandhauskonzerte aus seiner Feder. Schleinitz, der auf die weitesten Kreise Leipzigs bildend, erhebend und veredelnd eingewirkt, starb als hochbetagter Greis in Leipzig am 13. Mai 1881.

Von Dr. med. Carl Christian Schmidt, der 1827 in die Liedertafel eintrat und auf der Funkenburg wohnte, ist nichts Bemerkenswertes bekannt geworden.

Carl Friedrich (Fritz) Kistner, Musikalienhändler, geb. den 3. März 1797 zu Leipzig, übernahm 1831 die H. A. Probstsche Musikalienhandlung, die er 1836 unter seinem eigenen Namen fortführte. Er war ein eifriger Förderer musikalischer Interessen, selbst Künstler auf der Violine und seit 1835 Mitglied der Gewandhauskonzertdirektion. Er zählt auch unter die Mitbegründer des Konservatoriums. Sein Tod erfolgte am 21. Dezember 1844. Ein in den Gesängen der Liedertafel befindliches Lied „Auf die Kommunalgarde", diese infolge der Septemberunruhen des Jahres 1830 entstandene Bürgerwehr, findet seine Erklärung darin, daß Fritz Kistner (1831) Hauptmann bei der 8. Kompagnie der Leipziger Kommunalgarde war.

Heinrich Wilhelm Ernst Crusius auf Sahlis und Rüdigsdorf, Dr. der Rechte, wurde 1835 in die Liedertafel gewählt. Er war Besitzer der „Marie" auf dem Neumarkt (Nr. 1), die jetzt noch den Crusiusschen Erben gehört, Mitdirektor der Leipzig-Dresd-

ner-Eisenbahngesellschaft (1838) und Vertreter der Stadt Leipzig in der 2. Kammer des Sächsischen Landtags.

Professor Dr. Ernst August Carus, 1832 aufgenommen, folgte im Oktober 1844 einem Rufe nach Dorpat.

Gustav Ludwig Preußer, Kauf- und Handelsherr, eingetreten 1833, wurde Mitdirektor der Leipzig-Dresdner-Eisenbahngesellschaft. Auch er war Mitglied der Gewandhauskonzertdirektion von 1844—56, wo er ausschied. Er starb am 9. Oktober 1860.

Als letztes Mitglied („Nesthäkchen") wurde im Mai 1838 in die Liedertafel aufgenommen Adolf Emil Wendler, Dr. der Rechte, Advokat und Notar, Domprobst des Kollegiatstifts Wurzen. Wendler wurde geboren zu Leipzig am 25. März 1809, führte einige Jahre die Redaktion der Allgemeinen Musikalischen Zeitung und gehörte vom 24. September 1849 bis an seinen Tod dem Direktorium der Gewandhauskonzerte an.

Die höchste Zierde der Liedertafel war ihr Ehrenmitglied Felix Mendelssohn-Bartholdy. Er war Ende August 1835 von Düsseldorf nach Leipzig übergesiedelt. Er bezog die 1. Etage des mittleren Vordergebäudes von Reichels Garten, später vorübergehend eine Wohnung im Erdgeschoß des nach der Thomasmühle zu gelegenen Flügels. Nach seiner Verheiratung wohnte er daneben in dem ersten Hause links (2 Treppen) von Lurgensteins Garten, seit 2. Oktober 1837; gestorben ist er in der 1. Etage des mit einer Erinnerungstafel gezierten Hauses Königstraße 21.

Als Mendelssohn-Bartholdy Anfang Oktober 1834 zum erstenmal den Leipziger Konzertsaal betrat, hörte er die Probe zu seiner Ouverture „Meeresstille und

glückliche Fahrt" unter Matthaeis Leitung. Die sofort angeknüpften Verhandlungen wegen Übernahme der Direktion hatten Erfolg. Rochlitz' Verdienste hierbei fanden bereits Erwähnung. Daß aber Mendelssohn in Leipzig seine musikalische Heimat fand, dazu trug viel bei, daß er in der Direktion eine größere Anzahl Männer fand, an die ihn bald Bande der Freundschaft fesselten, daß er besonders in dem Fregeschen, Preußerschen, Härtelschen Hause mit Gästen wie Robert und Clara Schumann, Joachim, Hauptmann u. a. die liebenswürdigste Aufnahme und stets anregende geistreiche Unterhaltung wie begeisterte künstlerische Wertschätzung fand. Als Klavierspieler, als genialer Dirigent von unnachahmlicher Anmut, persönlich von einer Liebenswürdigkeit sondergleichen, gewann er alle Herzen. „Der hohe Geist der Kunst sprach aus ihm in jedem Tone, das Gesetz der Schönheit offenbarte sich in ihm in jeder Bewegung des Rhythmus." (Schumann.)

Bald zog Mendelssohn seinen Jugendfreund Ferdinand David, mit ihm in seines Vaters Haus zusammen erzogen, nach Leipzig. Der treffliche Geiger trat am 1. Dezember 1835 zum erstenmale im Gewandhaus auf und hat als Konzertmeister 37 Jahre lang gewirkt. Nach Mendelssohns Weggang nach Berlin dirigierte David im Winter 1841 das „Große Konzert". Er war Mendelssohns „rechte Hand". Wechselte Mendelssohn auch wiederholt seinen Aufenthaltsort, so ist er doch immer, oft besuchsweise, gern wieder nach Leipzig zurückgekehrt, bis er hier im August 1845 seinen festen Wohnsitz nahm. Daß er J. S. Bachs Werke wieder zum Leben erweckte, zu der Errichtung eines Denkmals für den großen Thomaskantor Orgelkonzerte gab (1840), die Matthäuspassion aufführte, die Gründung einer Musikschule anregte,

zum Ehrenbürger Leipzigs ernannt wurde, sei hier nur gestreift. Mendelssohns Tod am 4. November 1847 traf die Stadt wie ein allgemeines Unglück, was sich bei der von der Gewandhauskonzertdirektion und seinen Freunden in der Paulinerkirche veranstalteten Gedächtnisfeier durch allgemeine Teilnahme aller Kreise der Stadt kundgab.

In derselben Kirche hatte zwei Jahre früher, am 28. August 1845, die Konzertdirektion zur Erinnerung an die vor 25 Jahren erfolgte Erstaufführung des „Weltgericht" eine Festaufführung dieses Oratoriums veranstaltet, zu der auf Einladung Fr. Schneider aus Dessau selbst gekommen war, sie zu dirigieren. Beim Festmahl drückte Mendelssohn dem verehrten Meister die dankbarste Anerkennung aus für seine erfolgreiche Tätigkeit im Dienste der Kunst.

Wir kehren zurück zur Liedertafel.

In der ersten Zeit hatte jedes Mitglied die angenommenen Lieder eigenhändig in sein Stimmbuch einzuschreiben und dieses bei Strafe in die Versammlung mitzubringen. Nachdem eine größere Anzahl Lieder beisammen war, entschloß man sich, sie heftweise drucken zu lassen. Im April 1818 sandte Peters Musikalienhandlung das „1. Heft der Leipziger Liedertafel". Zum 3. Stiftungsfeste lag das 2. Heft vor. Diese Hefte liegen uns nicht vor. Wir finden aber in einem Katalog, als bei Peters erschienen, 4 Hefte, betitelt: „Leipziger Liedertafel" oder Gesänge für vier Männerstimmen, jedes Heft zu 6 Liedern. Das 1. Heft enthält Kompositionen von Fr. Schneider, das 2. von Fink, Rochlitz, Schulz und Wendt, das 3. von Schneider und Spohr und das 4. von Schneider, Spohr und Wendt. Die beiden letzteren Hefte sind wohl viel später erschienen, denn im Jahre 1819 war der Beschluß gefaßt

worden, keine Lieder mehr zu drucken. Erst 1836 sind sämtliche Lieder gedruckt worden. Kunze stellte sie zusammen. Sie erschienen im Januar 1838, 12 Bogen stark in 12°. Die Liederreihe beginnt am 26. November 1815 und endet mit dem 16. Januar 1836. Der Titel lautet: „Gesänge der Liedertafel zu Leipzig". Als Manuskript für die Mitglieder. Nur wenige Exemplare dieser eignen Liederbücher haben sich erhalten. Von den beiden in unserer Sammlung befindlichen, zirka 12 Bogen starken, mit Notenpapier durchschossenen Büchelchen ist nur das eine, ein „Tenore I^mo", mit Melodien versehen. Es enthält 163 Lieder mit alphabetischem Register und genauer Angabe des Dichters und Komponisten. Auf dem ersten Blatt sind verzeichnet die Namen der zwölf Gründer mit Angabe ihrer Stimmen und Bezeichnung J. B. Limburgers als Stifter. Fünf „Zwölfer" waren im Jahre 1836 bereits verstorben und sind mit einem Kreuz bezeichnet. (Schlesinger † 1821, C. Schulz † 1827, K. F. W. Klug † 1830, W. Seyfferth † 1832 und J. A. Wendt † 1836.) Hierauf folgen die „späteren Mitglieder" mit Angabe des Eintrittsjahres, zum Schluß das „Ehrenmitglied" Felix Mendelssohn-Bartholdy.

Nicht die Texte aller Gesänge, aber sämtliche Kompositionen rühren von den Mitgliedern der Liedertafel her. Am fleißigsten war Friedr. Schneider, den 32 Lieder als Komponisten nennen. Auch Schulz (25), Fink (25), Rochlitz (18), Wendt (15), Dörrien (15), Kunze (11), Richter (11) komponierten eifrig. Von Limburger sind 5, von Seyfferth 3, von Schleinitz und Carus je 2, von Schlesinger eine Komposition verzeichnet.

Dichter waren in der Liedertafel weniger vorhanden. Die bedeutendsten waren Fink, der von 18

eigenen Liedern 17 auch selbst komponierte, Rochlitz, von dem 11 eigene komponierte Lieder verzeichnet sind, und Wendler, der 18 Lieder gedichtet, aber keines komponiert hat. Auch Wendt und Kunze trugen als Dichter wie als Komponisten zum Besten der Liedertafel bei.

Dem Charakter der Liedertafel entsprechen ihre Gesänge. Wie die Gesellschaft selbst, waren auch ihre Lieder dem heiteren, edlen Lebensgenuß, der Kunst, der Geselligkeit, der Freundschaft gewidmet. Sie singen von Lenz und Liebe, sie preisen die Frauen, den Wein und Gesang. Es fehlt nicht an Wein-, Trink-, Tisch- und Scherzliedern aller Art, aber auch ernste Töne werden angestimmt, von Tod und Scheiden, von Gram und Sorgen, von Schmerz und Leid, von Glauben und Hoffnung. Rochlitz komponiert das „Vaterunser“ und „Salve regina, mater“, Schulz Wendlers „Grablied“. Es gilt dem „Deutschen Lied“, „Der Sachsen Vaterland“, „Unserm Könige, dem Jubelgreis“, selbst „Der Kommunalgarde“ weiht Fink (1831) ein Lied.

Andere Gesänge wieder weisen sich aus als Gelegenheitsdichtungen speziell der Liedertafel. Sie sind geschrieben „Zum Stiftungsfeste“, zum „Lobe der Wirtin“, zu Ehren der „Liedertafel“, des „Stifters“, der „Zwölfer“ und „Sämtlicher Mitglieder“. Fink preist die Freuden der Sommerliedertafeln in Connewitz und Kahnsdorf, und Wendler und Schulz stimmen ihre Saiten „Zum Abschied“ vom „ländlichen Glück“. Freudige Familienereignisse lassen die Leier ertönen. „Zur Verlobungsfeier des Herrn P. M. Beckmann mit Dem. Luise Limburger am 27. Juli 1817“ wie als „Hochzeitsgruß an W. H. (Wilhelm Härtel), 24. September 1826“ erschallt der Liedertafler Gesang.

Schillers „Besuch“ komponiert Dörrien, sein „Lied an die Freude“ Wendt. Von Goetheschen Gedichten wird das „Bundeslied“ und „Die schöne Nacht“ durch Richter, „Vanitas, vanitatum vanitas“ von Schneider, „Wanderers Nachtlied“ von Schulz, „Meeresstille und glückliche Fahrt“ von Fink, „Weichet Sorgen von mir“ von Rochlitz in Musik gesetzt. Sehr beliebt sind auch Mahlmanns sinnige Gedichte, wie „Lied des Trostes“, Nachtlied („Die Erde ruht“ usw.) und „Herbstlied“, das Dörrien komponierte. Von Dörrien rührt auch die Melodie von Arndts „Schlachtgesang“ her, während W. Kunze, der Freund Theodor Körners, dessen „Trinklied“ und „Lützows wilde Jagd“ in Musik setzte. Limburger greift zurück auf Simon Dachs „Freundschaft“ (Der Mensch hat nichts so eigen). Sonst ist es, außer den bereits genannten Dichtern, die Lyrik der letzten Hälfte des 18. und der ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts, aus der die Liedertafler wählen; insbesondere vertreten sind Bürger, Sahlis, Krummacher, Novalis, Eichendorf, Müller, Uhland, Hagedorn, Hölty, Heinroth, Gotter, Hebel, Schütze, Schmidt u. a.

Schon in der 14. Versammlung war der Beschluß gefaßt worden: „Lieder fremder Komponisten sollen in besondere Fremdenbücher eingetragen werden“. Schulz verehrte 12 Fremdenbücher. Drei derselben haben sich erhalten: ein 2. Tenor und ein 1. und 2. Baß. Sie sind in Leder gebunden, Queroktav, und enthalten je 72 Gesänge. Der fremden sind also bedeutend weniger, als der eigenen, nicht die Hälfte. Es treten eine ganze Reihe neuer Komponisten auf, vor allem Kreutzer, dann F. Otto, Weber, Rieß, Brauer, Salieri, Werner, F. Schubert, auch Zöllner mit seinem „Rheinweinlied“ (He da, Wein her —) und „Ich bin nicht gern allein

mit meinem Glase Wein". Von Werner: Goethes „Erlkönig", von Schyder: „Über allen Gipfeln", von Klein: Körners „Hör uns Allmächtiger". Schneider ist wieder vielfach vertreten. Auch tritt das Volkslied mehr als bisher auf. (In einem kühlen Grunde. Steh ich in finstrer. Sah ein Knab ein u. dergl.).

Als Neuheit erhielt im Manuskript die Liedertafel Webers Jägerchor aus dem Freischütz; „wir probierten es und — kaum glaublich — es gefiel gar nicht." So berichtet Kunze unter dem 19. August 1821. Kunze übernahm später auch die Führung des Partiturenbuches, wofür ihm Richter mit einem launigen Gedicht ein Riesenrostral — „auch als Stiefelzieher zu gebrauchen" — verehrte.

Wir würden überhaupt von der ersten Leipziger Liedertafel und ihrem inneren Wesen und Leben nichts oder nicht viel wissen ohne Kunze. Aus seinem Nachlasse stammen die Grundgesetze, sowie die Lieder- und Fremdenbücher, die sein Enkel, Herr Kaufmann Max Kunze, pietätvoll aufbewahrt und mit vielen die gesellschaftlichen Kreise der alten Leipziger Familien betreffenden Gelegenheitsschriften und Dichtungen durch mich dem Vereine für die Geschichte Leipzigs überwiesen hat. Die beiden Partiturenbücher, sowie die vier Protokollbücher sind abhanden gekommen. Ihr Verlust wäre noch mehr zu beklagen, hätte nicht Kunze einen kurzen Auszug aus den Protokollen als Album für sich in seinen letzten Lebenstagen angelegt, das in unserem Besitze sich befindet. Er betitelt ihn: Erinnerungs-Blätter an die erste Liedertafel in Leipzig, gestiftet 1815 von Jacob Bernhard Limburger. Gesammelt 1861 von W. F. Kunze.

Dieser mit ganzer Seele der Liedertafel zugetane Mann bemerkt in seinem Album jede abgehaltene Ver-

sammlung nach Zeit und Ort (den Wirt), bezeichnet den jeweilig amtierenden Sekretär und Fiskal und notiert dabei die wichtigsten Vorkommnisse. Diese kurzen Notizen aus den Protokollen von etwa 300 Versammlungen geben uns ein Bild der Gesellschaft und ihre Geschichte in nuce. Was wir von der ersten Leipziger Liedertafel noch zu sagen haben, beruht in der Hauptsache auf dieser Grundlage.

Der Versammlungsort der Liedertafel war statuten- und naturgemäß die Wohnung ihrer Mitglieder. Hiervon ist auch nur im äußersten Notfall abgewichen worden. So wurde das zweite Stiftungsfest mit Gästen im Hôtel de Bavière gefeiert, ein größerer Musikabend in Aeckerleins Lokal. Man überzeugte sich aber sofort, daß ein öffentlicher Ort für solche Versammlungen nicht tauge. Die Wohnungen der Mitglieder, unschwer festzustellen, finden nur beiläufig zuweilen Erwähnung, so, daß Limburger seine Gäste 1829 „im eigenen Hause“ empfängt, Klostergasse, Seyfferth in der Petersstraße, Wendt im „Paulinum“, Rochlitz „auf der Funkenburg“ (1825), Fink ebendaselbst (1826), früher in „Richters Garten“ (1823), daß Härtel in der Windmühlengasse (1822), Schleinitz in der Hainstraße wohnt (1833) und Preußer sein neues Haus (Ecke der Quer- und Salomonstraße) im Jahre 1837 bezogen hat. Felix Mendelssohn-Bartholdy, der als Wirt das Stiftungsfest 1838 ausrichtete, wohnte zur Zeit in Lurgensteins Garten, Platzmann in Bayers Hof in der Reichsstraße, die Hausgenossen Kunze und Limburger in der Klostergasse. Sobald der schöne Sommer gekommen war, gewöhnlich im Juni, flog die Liedertafel aus aufs Land und hielt ihre Versammlungen — Sommerliedertafel — bis in den August auswärts.

Von ihren meist wohlsituierten Mitgliedern waren einige, wie die meisten vornehmen Familien der Stadt, Besitzer von Landgütern in der Nähe Leipzigs, so Wendler in Kahnsdorf, Härtel in Zweinaundorf, Crusius in Rüdigsdorf und Sahlis, Platzmann in Hohenstädt; oder sie besaßen schöne Sommerlandsitze mit ausgedehnten Park- und Gartenanlagen, wie Limburger und Seyfferth in Connewitz; oder sie bezogen, wie viele Leipziger Familien, nach der Sitte der Zeit, ein Sommerlogis in einem der umliegenden Dörfer. So wohnte Rochlitz in den Sommermonaten von 1816 bis 1818 ebenfalls in Connewitz, diesem lieblichen Dörfchen an den Ufern der Pleiße, mit der herrlichen Umrahmung von Wald und Wiesen, nur eine Stunde von der Stadt und deshalb der beliebteste Anziehungspunkt der Leipziger.

Herrliche Stunden verlebte die Liedertafel in Connewitz, wenn sie auf Limburgers oder Seyfferths prächtige Besitzung geladen war. Vom Sommer 1816 bis zu Seyfferths Tod 1832 wurde fast alljährlich mindestens einmal, später nur bei Limburger noch einigemal die „Sommerliedertafel" draußen abgehalten. Wie gern die Sangesbrüder dem Rufe ihrer verehrten und geliebten Gastfreunde folgten, welch glückliche Stunden sie in beiden liebenswürdigen, gastfreien Familien verlebten, davon legt das Gedicht Zeugnis ab, das Fink im August 1817 schrieb und komponierte, und das selbst eine Idylle ist.

Wenn wir wieder in Connewitz sind.

Dörflein mit den schönen Wiesen,
Wo die stolzen Eichen stehn,
Wo der Unschuld Blumen sprießen
Und die Freuden sich ergehn,

Dörflein mit des Waldes Schöne,
Höre deiner Freunde Töne;
Dörflein mit der stillen Zier,
Unsre Liebe singen wir.

Unter Birken, unter Linden,
Spielet die Zufriedenheit,
Und des Lebens Sorgen schwinden
Schnell vor deiner Lieblichkeit.
Dörflein, sieh, wir kehren wieder,
Höre deiner Freunde Lieder;
Dörflein, das uns wohlgetan,
Blick uns wieder freundlich an.

Hier in deinen Schattenlauben
Hob sich oft die frohe Brust
Im Gesang von Lieb' und Glauben
Zu der reinsten Menschenlust;
Dörflein, das zu trautem Leben
Liebreich uns so viel gegeben,
Dörflein lieb, mit Herz und Mund
Grüßt dich schön der Zwölfer Bund.

Laß in deinen Segensauen
Unsern schönsten Schmuck gedeihn,
Daß in Lieb und in Vertrauen
Wir uns Herz und Seele weihn.
Dörflein, wo der Friede waltet,
Sieh uns Hand in Hand gefaltet,
Dörflein, lieb und freudenreich,
Stärk und segn' uns allzugleich.

Ged. u. komp. v. Fink. 17. Aug. 1817.

Hier war auch der Schauplatz manches schönen Familienfestes, hier proklamierte Limburger am 26. Juli 1839 die Verlobung seiner Enkelin Anna Beckmann mit Alexander Frege. Conrad Schleinitz und Constanze Röder wurden als Brautpaar begrüßt (1832).

Das fröhliche Leben der Sommerliedertafel entwickelte sich in der zwanglosesten Weise auf Dr. Wendlers Gut Kahnsdorf bei Borna. Hierher hatte Wendler

seinen Freund Theodor Körner aus seiner Leipziger Wohnung am 25. Juni 1813 mit äußerster Gefahr gebracht. Hier verbrachte der Sänger und Held die Nacht. Wohl an dreißigmal genoß die Liedertafel hier die Gastfreundschaft der Wendlerschen Familie, die aber auch alles aufbot, den Freunden den Besuch so angenehm als möglich zu machen. Da rückten die Sänger schon tags vorher ein, einmal empfangen von Bauern in niederländischer Tracht, ein anderes Mal begrüßt von einer mythologischen Gruppe auf dem Weiher. Seiltänzer sind in Zöpen. Ein Luftballon steigt. Härtel wird mit der jungen Frau durch „Stecken-pferd-Ehrengarde" eingeholt und von Vestalinnen empfangen. Imposante Szene! Am 20. Juni 1830 erscheint Limburger als Großkomthur der „Urzwölfer" mit Kistner, der als Knappe den Pokal trägt. Platzmann und Clauß müssen niederknien, jeder 8 gr. in die Büchse zahlen, darauf erteilt er ihnen feierlichst den Ritterschlag. Allgemeine Rührung!

Gruß und Abschied der Liedertafel zu Kahnsdorf.

Kahnsdorf, du Herz!
Hörst du's nicht klingen?
Und meinen Schmerz
Muß ich dir singen;
Kaum, daß ich bei dir bin
Fahr' ich schon wieder hin.
Warum, du schönster Ort,
Muß ich schon fort?
Juchheisa, hopsasa, wär' ich doch immer da!
Blieb ich doch da!

Viel Zärtlichkeit,
Treu Angedenken
Will jederzeit
Mein Herz dir schenken.

Lieblichstes Lustrevier,
Wär gern alle Tag bei dir.
Da solches nicht kann sein
Schenkt mir mal ein!

Juchheisa usw.

Kahnsdorf, in dir
Will Freud ich suchen,
Ach, nur allhier
Schmeckt uns Schmantkuchen.
Frau Wirtin minniglich,
Dürft' ich, bedankt ich mich.
Da solches nicht darf sein,
Schenkt mir mal ein.

Juchheisa usw. usw.

Ged. u. komp. v. Fink. 26. Aug. 1827.

Bei Crusius auf Rüdigsdorf ging es auch gar fidel her. Da hieß es auch schon am Tage vorher aufbrechen. Ein Wagen mit Musikanten empfing die Sänger an der Grenze des Gutes und fuhr beim Einzug voraus. Die schöne Augustnacht verlief aber unruhig. Es gab „Schnarchvirtuosen". Am Morgen wurde der Sängergruß gebracht, die Sitzung aber in Sahlis gehalten. Mittags war das ganze Haus voll Gäste. — Zur Einweihung eines Musiksaales in seinem Gewächshause veranstaltete Crusius am 25. August 1839 ein großes Musikfest. Diesmal erschien die Liedertafel verstärkt auf 20 Mann: Abendmusik, Morgengesang, Einweihung des neuen Saales, „Spazierzug" über Kohren nach Sahlis; Illumination des Felsenkellers, dejeuner champêtre auf dessen Höhe, Abendkonzert im Garten bei Illumination. Kein Wunder, wenn die fröhlichen Sänger früh am 26. nicht gern an die Heimfahrt denken wollten.

Auch die gewöhnliche Liedertafel bot bei den Familienfesten Anlaß genug zu Frohsinn und humorvollen Scherzen. Wie Glieder einer großen Familie nahmen die Sangesgenossen an den freudigen wie traurigen Vorkommnissen untereinander den innigsten Anteil. Gleich im ersten Jahre (1816) wird Dörrien als Bräutigam des Fräulein Gehler begrüßt. Wendler sen. zeigt die Verlobung seiner Tochter mit Stadtgerichtsrat Kind an (1827). Die Brautpaare Emil Wendler und Fräulein Witzel (1833), Preußer und Emma v. Gutschmidt (1834), Kunzes Schwester Therese mit dem Oberkontroleur v. Paschwitz in Adorf (1835), Fräulein Therese Reichenbach mit dem jungen Limburger (1825) erscheinen und werden beglückwünscht. Schmidt präsentiert sich als Bräutigam (1828). Dr. Härtel muß zur Strafe, daß er noch immer Garçon ist, das Stiftungsfest (1822) ausrichten. Vier Jahre später (1826) erscheint auch er endlich als Bräutigam. Finks Hochzeit wird am 27. Oktober 1816 gefeiert. Die Geburt eines Töchterchens verpflichtet ihn (wie Schlesinger im vorangegangenen Jahre), die Bewirtung beim Stiftungsfeste zu übernehmen, doch erbittet sich Limburger als Gevatter und neuer Großvater die Ehre, dasselbe auszurichten (1819). Hierbei ladet Schneider die ganze Liedertafel zu Gevatter bei seinem Sohne Bernhard. Jede Stimme liefert einen Gevatter, und durch Wahl werden bestimmt vom 1. Tenor Fink, vom 2. Madame Kunze, vom 1. Baß Rochlitz, vom 2. Seyfferth. Zum Jahrestag bei Schneider bringen die heiligen 3 Könige dem Patenkinde einen silbernen Becher und einen Zulp als „Harmonieorden".

Bei der Vorfeier zu Limburgers silberner Hochzeit (23. Januar 1830) verehrte man ihm — wohl zum Zeichen, daß er die ganze Liedertafel auf dem

Herzen trage — ein feines Oberhemd, darin die Anfangsbuchstaben aller Sangesbrüder eingestickt waren. Auch daß die Liedertafel den Geburtstag „unseres Limburger“ mit einem Morgengesang feierte, zu dem Kunze ein von Wendler verfaßtes Gedicht komponiert hatte, zeigt von der großen Verehrung und Liebe, der sich der Stifter erfreute (14. Mai 1829). Zu wahrhaft rührendem Ausdruck kam diese Gesinnung in der Versammlung am 20. Januar 1833, zu der auch sämtliche Damen bei Limburger eingeladen waren. Limburgers Enkelin, die 12jährige Anna Beckmann, sprach einen von Kunze verfaßten Prolog, Gesänge wurden im Kostüm vorgetragen, eine Gruppe von Frauen und Kindern gestellt und der Stifter bekränzt.

Auch Seyfferths 50. Geburtstag war am 20. Februar 1824 gefeiert worden.

Wie familienhaft die Liedertafel sich im Laufe der Zeit gestaltet hat, zeigt die Versammlung des 19. Jan. 1840, an der 3 Ehepaare aus 3 Generationen teilnahmen: der Stifter und seine Frau, Philipp Beckmann und Frau (Luise Limburger) und Alexander Frege und Frau.

So hatten auch die humoristischen Veranstaltungen, zu denen besonders der Stiftungstag und das Weihnachtsfest dem jeweiligen Wirt erwünschte Gelegenheit boten, echt familiären Charakter. Da bringt Richter, als Fleischer verkleidet, ein Schweinchen, das auf dem Kegelschub ausgespielt wird. Limburger gewinnt es und führt nun später seinerseits ein großes Schattenspiel: „Leben und Tod des Liedertafelschweines“ vor, das mit Schlachtfest und den obligaten Würsten endet. Ein andermal veranstaltet Richter ein großes musikalisches Vogelschießen, oder es musiziert ein Orchester von kleinen Affen, und jeder Gast findet auf seinem

Kuvert die Figur eines Virtuosen. Platzmann geleitet als Knecht Ruprecht die Liedertafel zu einer Bescherung. Auch Kunze ist dem Scherze hold. Weihnachten 1819 hat er den Berg Sinai aufgebaut, auf dem Moses mit den Gesetztafeln steht. Darunter befindet sich die von ihm hergestellte Reinschrift der Gesetze der Liedertafel. Bei der Bescherung liefert ein imitiertes Schweinchen schon fertige Saucischen.

Als Seyfferth sein op. 2 zu Weihnachten bei sich aufführen ließ, wurde er durch Posaunenbegleitung, noch mehr aber durch die „Musikalische Zeitung" überrascht, die eine pomphafte Kritik des Werkes mit so erstaunlicher Promptheit brachte.

Einen netten Spaß gab es auch am 2. Weihnachtsfeiertag 1822 bei Limburger. Die große Kälte brachte ihn darauf, wirkliche Hasen als Musikanten zu gruppieren und sie steif frieren zu lassen. Jeder Liedertafler fand auf seinem Kuvert einen gefrorenen Künstler, der schnell wieder vors Fenster gesetzt werden mußte, da er Stubenluft nicht vertrug. Abends trug jeder einen Hasen nach Haus.

Freilich wurden auch Stimmen laut, die „mehr Ernst" für die Versammlungen empfahlen. Namentlich Rochlitz sprach seinen Tadel darüber aus, daß zu wenig Ernst in den Versammlungen zu finden sei. Die Rüge wirkte. Kunze bemerkt darauf: „Kein Scherz traut sich heraus seit Rochlitz Strafpredigt. Gewiß ehren wir den Ernst, aber er darf den Humor nicht verdrängen wollen. Da müßten wir denn doch protestieren! Möge ja immer beides vertreten bleiben!"

Und daß die Liedertafel mit Ernst und Eifer ihre Aufgabe zu erfüllen bemüht war, davon geben die Protokolle der ersten Jahrzehnte genügendes Zeugnis. Veranstaltete sie doch neben ihren regelmäßigen

Zusammenkünften mitunter auch noch sogen. Extraliedertafeln und dehnte ihre Wirksamkeit auch über Leipzigs Mauern aus. Veranlassung dazu gab Schneider und dessen Dessauer Liedertafel. Am 25. März 1821 hatte sich der neue Hof-Kapellmeister von der Leipziger Liedertafel verabschiedet, die durch seinen Wegzug außerordentlich viel verlor. In Dessau machte sich der fleißige, eine geradezu staunenswerte Produktivität entwickelnde Schneider hoch verdient um das Aufblühen der Musik, und zwar nicht nur als Leiter des Orchesters, sondern auch durch Gründung einer Musikschule, in der über 130 Schüler eine klassische Ausbildung in der Musik erhalten haben. Was aber seine Übersiedlung von Leipzig nach Dessau besonders bemerkenswert macht, ist die Tatsache, daß Schneider bald nach seiner Ankunft in Dessau eine Liedertafel ganz nach Leipziger Weise errichtete. In kurzer Zeit breitete sich der Männergesangverein im nördlichen Elbgebiete weithin aus. Es entstanden gleiche Vereine in Barby, Cöthen, Halle, Magdeburg, Zerbst u. a., welche einen Zentralverein bildeten, an dessen Spitze Schneider stand. Schneider ließ auch ein Heft: „Deutsche Liedertafel" erscheinen. So ward Limburgers Liedertafel die Mutter aller dieser Vereine. Schneider blieb aber auch der alten Liedertafel treu und besuchte sie regelmäßig, so oft er nach Leipzig kam. So bereits zu Weihnachten 1821, als er hier sein Oratorium „Das Weltgericht" aufführte. Da berichtete er auch von der von ihm begründeten Dessauer Liedertafel. Im Juni ist Schneider wieder in Leipzig und ladet die Leipziger zu einem Besuche ein. Die Extraliedertafel in Dessau findet am 25. August 1822 statt; die Abreise schon tags vorher. Die Leipziger werden von den Dessauern aufs herzlichste empfangen. Viele Sänger

sind anwesend. Eine Fahrt nach Wörlitz beschließt das schöne Fest.

Im Januar 1823 machen die Dessauer trotz enormer Kälte ihren Gegenbesuch in Leipzig. Die am 22. eintreffenden Sänger werden in „Stadt Hamburg" einquartiert und am Abend ins Theater (Preziosa) geführt. Am 23. Extraliedertafel. Großes Diner bei Seyfferth, abends Konzert, dann Souper in Stadt Hamburg. Rückreise der Dessauer am 24. Eine erneute Zusammenkunft mit ihnen findet im darauffolgenden Sommer (31. August) in Delitzsch statt, wo wieder Extraliedertafel abgehalten wird.

Auch bei den Provinzialliedertafeln in Halle (4. Juli 1831) ist Leipzig durch Limburger, Seyfferth, Platzmann und Dörrien vertreten, stärker — durch 13 Mitglieder — am 25. Mai 1839. Als im April 1827 Seyfferth die Reise von Dresden nach Leipzig mit der neuen Eilpost in 9 Stunden zurückgelegt hatte, worüber alle Welt staunte, bemerkte Kunze: „In 10 Jahren kommts noch besser!" Er hat aber wohl nicht geahnt, daß er dann „die Reise per Dampfwagen" machen würde. Die Liedertafel hatte nämlich von Crusius und Platzmann, die auf dem Landtage in Dresden weilten, eine Einladung dahin erhalten und folgte ihr am 25. April 1840. Diese Extraliedertafel wurde im Hotel de Pologne abgehalten und von vielen Gästen, wie Blochmann, Hofrat Carus, Einert, Reißiger, Major v. Serre, Kammerrat Thiriot u. a. mit ihrer Gegenwart beehrt.

Auch zu Ehren fremder Gäste wurde zuweilen eine Extraliedertafel einberufen. Man machte dabei mitunter eigentümliche Erfahrungen. So bemerkt Kunze bei der am 4. Februar 1816 zu Ehren des Kapellmeisters Bernh. Anselm Weber aus Berlin ab-

gehaltenen: „Der edle Mann schien nicht begeistert von unserem Gesange, denn er schlief sanft dabei ein.“ Und bei der wenige Monate später (28. August 1816) wieder bei Limburger abgehaltenen Extraliedertafel zu Ehren des Kapellmeisters Winter und zweier Liedertafler aus Frankfurt a. O. macht Kunze die Bemerkung: „Kapellmeister muß man nicht einladen, sie langweilen sich allemal. Die anderen waren mit uns froh.“

Gäste, auswärtige wie einheimische, wurden gelegentlich auch bei gewöhnlichen Liedertafeln eingeführt, besonders im Großen Konzert auftretende Künstler und Künstlerinnen, die der Einladung Limburgers oder anderer Mitglieder des Direktoriums gern folgten. Wir nennen noch ein paar Kapellmeister: J. Moscheles, J. W. Kalliwoda, den Thomaskantor Weinlig, Organist (später Musikdirektor) Pohlenz, Konzertmeister F. David, die berühmten Sängerinnen Mad. Neumann-Sessi, Dem. Grabau (Mad. Bünau), Mrs. Shaw aus England, Herr und Mad. Weiße-Schicht, den musikalisch feingebildeten William Sterndal Bennet aus London, den Violinisten Aug. Matthaei. Auch aus anderen Berufen begrüßte die Liedertafel liebe Gäste, aus denen zuweilen auch Mitglieder wurden. So erschienen der Maler Carl Tischbein, die Professoren Heinroth, Wachsmuth, Clodius, Heinrich Ploß, der Improvisator Wolff, Kammerrat Frege, Direktor Karl Vogel, Gustav Harkort, Bürgermeister Schaarschmidt, Stadtrat Porsche u. a.

Daß bei den Zusammenkünften wichtige Tagesereignisse in Stadt und Land, besonders die musikalische Welt lebhaft interessierende Vorgänge eifrig besprochen wurden, ist selbstverständlich, sie finden auch im Protokolle öfters kurze Erwähnung. So brachte Henriette Sonntags erstmaliges Auftreten im Theater, am 29. Mai 1825, die ganze Stadt in Aufregung. Paga-

nini „der große, alles Besiegende“, Kunze nennt ihn den „Seiltänzer auf der Violine“, hatte am 12. Februar 1829 von Dresden kommend, ein Konzert im Gewandhaussaale angekündigt. Dasselbe kam aber nicht zustande und zwar aus folgendem Grunde. Es war die Beethovensche Symphonie in C moll angesetzt, wobei, würdig des Meisters, das ganze in den Abonnementskonzerten übliche Orchester verwendet werden sollte, weshalb das Direktorium für letzteres auch eine Erhöhung des sehr niedrigen Musikerhonorars verlangte. Paganini wollte nur die Hälfte bewilligen. Limburger, der die Verhandlungen führte, glaubte um so mehr auf beiden Forderungen bestehen zu müssen, da „die Ehre unseres Saales und unserer Stadt und die eines so ausgezeichneten Künstlers wie Herr Paganini“ eine eines Beethoven würdige Besetzung erheische, auch das drei- und mehrfache des gewöhnlichen Eintrittspreises — 3 Taler statt 16 Groschen — eine Honorarerhöhung für die Musiker rechtfertige. Die Saalmiete (30 Taler inkl. Erleuchtung, Heizung und Reinigung) war die gewöhnliche. Sollte sie aber Herrn Paganini zu teuer sein, so empfiehlt ihm die Direktion den neuen schönen Saal des Hotel de Pologne. Paganini refusierte und reiste am anderen Morgen nach Berlin. Kurz vorher erhielt Limburger ein höfliches Schreiben des Künstlers, in dem er beklagt, daß er die Ankündigung so schnell abbestellt und mit Limburger nicht früher gesprochen habe, sonst würden alle Differenzen sehr leicht beseitigt worden sein. Er danke für Bewilligung des Saales und behalte sich vor, ein ander Mal davon Gebrauch zu machen. Später (am 6., 9., 12. und 15. Oktober desf. J.) gab er auch seine 4 Konzerte nicht im Saale des Gewandhauses, sondern im Theater.

Am 16. Februar 1823 erhält die Liedertafel die Nachricht von dem Tode des verdienstvollen Kantors Gottfried Schicht; im Juni 1826 gedenkt sie des in London verstorbenen Carl Maria v. Weber. Im Mai 1832 ist Zelter in Berlin mit Tode abgegangen. Sup. D. Tzschirner stirbt am 17. Februar 1828, und am 23. März 1832 bringt Rochlitz die Nachricht von dem am Tage vorher erfolgten Ableben Goethes in Weimar. Kotzebues Ermordung erregt die Gemüter (28. März 1819). Trübe Stimmung herrscht wegen der großen Handelskrisis im Februar 1826. Aus Anlaß der Huldigung des Königs Anton wird das 12. Stiftungsfest im Oktober 1827 verschoben. Die Septemberversammlung 1830 kann wegen der Unruhen in der Stadt nicht abgehalten werden. Im September 1831 werden Vorkehrungen gegen die Cholera getroffen. Mit Befriedigung wird aber auch bemerkt, daß vom 16. September 1838 an die Leipzig-Dresdner Eisenbahn bis Dahlen eröffnet ist; waren doch Preußer und Crusius Mitdirektoren der Gesellschaft.

Bei den Mitgliedern der Leipziger Liedertafel wechselte, wie im Leben aller Menschen, Leid und Freud, und manche Veränderung trat, sie umgestaltend, im Laufe der Jahre ein.

Zu den Urzwölfern waren gleich in den ersten Jahren, teils zur Verstärkung des 1. Tenors, teils als Ersatz für die von Leipzig weggezogenen Schlesinger und Schneider, der Buchhändler Richter, Dr. med. Clarus und Wilh. Härtel gewählt worden, von denen Clarus nach kurzer Zeit wieder ausschied. Schlesinger war der erste, der vom Tode abberufen wurde. Ihm wurde zum ersten Mal das „Grablied“ gesungen, und Fink hielt eine Gedächtnisrede. Am Grabe selbst ertönte dieses Lied zuerst am 1. Februar 1827 dem eigenen

Komponisten, Musikdirektor Schulz, der am 30. Januar, 53 Jahre alt, an einer Brustentzündung gestorben war. Seinen Grabhügel schmückten die Sangesgenossen mit einem eisernen Kreuze. Am Ende desselben Jahres schied zu aller Bedauern Richter aus dem trauten Kreise. Er war in kommerzielle Bedrängnis geraten und ging nach Hamburg. In derselben Zeit kam aus Brescia die Kunde, daß der dort schwer erkrankte junge Julius Limburger verschieden sei. Bald traf ein neuer Verlust die Liedertafel. Am 19. April 1829 verabschiedete sich Professor Amadeus Wendt, einem Rufe nach Göttingen folgend. Ihm wurde ein Abschiedslied gesungen und ein Pokal verehrt. Zweimal sahen die Sänger ihn besuchsweise wieder.

Schmerzlicher noch als diese Schläge traf die Liedertafel der in Karlsbad nach schwerer Krankheit am 22. Juli 1832 erfolgte Tod Wilhelm Seyfferths. Er wurde am 26. Juli in Leipzig beerdigt, und es wurde ihm das Grablied gesungen. Limburger sollte einen Nekrolog für das „Gedenkbuch" schreiben.

In die durch Tod und Wegzug gerissenen Lücken waren in den zwanziger Jahren Platzmann, Clauß, Hering, Schleinitz und Schmidt eingetreten. Von 1830 bis 1835 traten noch Kistner, Carus, Preußer und Crusius hinzu. Die Mitgliederreihe der Liedertafel schließt Dr. Adolf Wendler jun., der im Mai 1838 eintrat und das „Nesthäkchen" blieb.

Zur Leitung des Gesanges wurde zuerst Musikdirektor Schulz, später Schneider berufen. Das Kapellmeisteramt kam aber bald ganz in Wegfall. Bei der geringen Anzahl der Sänger mußte auf strenge Einhaltung der selbstgegebenen Gesetze gesehen werden. Unentschuldigtes Ausbleiben wurde daher mit Recht gerügt, ebenso versäumtes Einschreiben der Lieder usw.

Auch die Tafelbestimmungen wurden sehr häufig übertreten. Es sollten nur zwei Gerichte gegeben werden, nur Obst als Dessert, kein Kuchen (weshalb Kunze einmal eine mächtige Lyra aus Brezeln aufstellen ließ); kein Kronleuchter, kein Wachslicht. „Niemand befolgte sie." Das Amt des Fiskals war weder leicht noch angenehm. Er sollte eifrig darauf sehen, so viel wie möglich Strafgelder einzusammeln. Dörrien hatte dazu eine kolossale Blechbüchse verehrt, die später durch eine silberne Fiskalbüchse, ein Geschenk Limburgers, ersetzt wurde. Mochte dieses Amt zuweilen gar zu rigorös ausgeübt worden sein, — Platzmann tadelte einmal mit starken Worten die Strafen und das ganze Fiskalwesen. Vorläufig blieb es dabei. Kunze bemerkte hierzu: „Nur billig in allem. Sind die vielen Unterstützungen ohne Wert? Hätte der schöne Pokal angeschafft werden können?" Zur Erhöhung der Tafelfreude hatte nämlich Wendler sen. einen gläsernen Pokal gestiftet, der jedoch nach längerem Gebrauch zerbrochen worden war. Zum Ersatz für denselben ließ man durch den Juwelier Westermann, nach einer Zeichnung des Professor Geutebrück, einen silbernen Pokal anfertigen. Die Kosten stellten sich auf 120 Taler, die der Kasse entnommen wurden. Beim Stiftungsfeste im Jahre 1828 wurde das Prachtstück eingeweiht und mit kräftigem Wort und Trunk dem Stifter der Liedertafel zugebracht.

Satzungsgemäß sollten die Strafgelder in der Regel zu wohltätigen Zwecken, insbesondere aber zur Unterstützung von verdienten und bedürftigen Musikern angewendet werden, da das Institut der Tonkunst gewidmet sei. Das Protokoll verzeichnete dann auch zu verschiedenen Zeiten eine große Zahl solcher Unterstützungen an Leipziger und auswärtige Musiker, Kan-

toren, Musiklehrer, Musiklehrerswitwen im Betrage von 5, 10 und 20 Taler, zuweilen auch Kleidungsstücke und Holz. Wenn unter dem 26. November 1820 sich die Notiz findet: „dem Student Zöllner wird ein warmer Rock geschafft", so ist hierunter wohl nur der am 17. März 1800 zu Mittelhausen i. Thür. geborene, um den Männergesang so hochverdiente Carl Zöllner, Gesanglehrer der Leipziger Ratsfreischule, gemeint. Aber auch ein großes Wohltätigkeitsunternehmen setzte die Liedertafel ins Werk, indem sie am 10. April 1825 in einem Kirchenkonzerte den „Messias" zum Besten der Überschwemmten in Niedersachsen und Westfalen aufführte. Das Konzert brachte den glänzenden Erlös von 1102 Talern.

Zwanzig Jahre hatte die Liedertafel in Ehren kräftig gestrebt und gewirkt. Ihre Leistungen, wie ihre Mitglieder sicherten ihr in der Stadt Ansehen und Anerkennung. Dürfen wir ihr auch in ihrer ersten Zeit, bei ihrer Unzugänglichkeit für weitere Kreise, keine bedeutende Förderung des Männerchorgesangs im allgemeinen zusprechen, so muß doch anerkannt werden, daß von ihr manch schönes Lied und manches noch heute gern gesungene Quartett hervorgegangen ist. In ihrer Verbindung mit den Schneiderschen Vereinen jedoch ist ihr unbedingt ein Teil des Erfolgs zuzuschreiben, den die Verbreitung des Männergesanges gerade in diesen ersten beiden Jahrzehnten sowohl in Leipzig selbst als auch anderwärts gewann. Schneiders enge Verbindung und treues Festhalten an der alten Liedertafel erleichterte den Austausch und die Weiterverbreitung der besten Leipziger Kompositionen. Mit und ohne seine Beihilfe entstanden in Norddeutschland eine Menge neuer Liedertafeln, teils nach dem Muster und unter derselben Bezeichnung, teils im

Gegensatz zu deren Geschlossenheit, in freieren Formen, als „Liederkranz“ oder „Gesangverein“, den Bedürfnissen der Zeit und lokalen Verhältnissen entsprechend. Geschah dies schon bei der von Bernh. Klein, Berger und Reichardt 1819 in Berlin gegründeten „Jüngeren Liedertafel“, so wurde nun der eigentliche Chorgesang immermehr Hauptzweck. Überall regte sich die Liebe zum Gesang. Was die Sänger der Befreiungskriege begeistert gesungen, fand Widerhall in den Herzen des deutschen Volkes. Körners „Leyer und Schwert“, Webers herrliche Kompositionen zündeten. In Königsberg, Breslau, Göttingen und Hamburg entstanden neue Vereine. Aber eigentlich volkstümlich wurde der mehrstimmige Männerchor doch erst in der Schweiz, in Süddeutschland und am Rhein. Im Norden waren die Liedertafeln aus den höher stehenden Kreisen der Gesellschaft hervorgegangen, in der Schweiz haben sich die Männergesangvereine aus dem Volke selbst herausgebildet. Hans Georg Nägeli ist der eigentliche Schöpfer und Begründer des volkstümlichen Männerchorgesangs, und die ersten Vereinigungen verschiedener Gesangvereine zu Sängerfesten i. J. 1819 und später haben zu seiner Verbreitung in einer Weise beigetragen, wie niemand sie vorher geahnt. Auch Schneider in Dessau schloß seine Vereine zu größeren Verbänden zusammen, die vereinigt gemeinsame Gesangsfeste, zuweilen unter Teilnahme der Leipziger Liedertafel abhielten. Aber während auch diese Festlichkeiten unter Ausschluß von Nichtsängern vom geselligen Leben öffentlich lediglich als Konzerte in geschlossenen Räumen für die sogen. gebildeten Klassen abgehalten wurden, waren die Gesangsfeste im Süden wahre Volksfeste, abgehalten unter freiem Himmel, unter lebhaftester Beteiligung der Masse des Volks, die durch die Macht des Gesanges

mit Begeisterung erfüllt wurde. Nur nach und nach, als immer größere Kreise in den verschiedensten Elementen zu großen deutschen Sängerfesten sich vereinigten, zuerst in Würzburg 1845, haben sich diese Unterschiede ausgeglichen. Kunst und kunstmäßiger Gesang stiegen aus aristokratischer Höhe herab zum Volke, während der kräftige, frische Volksgesang sich immer mehr zum Kunstgesang entwickelte.

Leipzig gehört zu den Städten, in denen der Männergesang einen volkstümlicheren Charakter frühzeitig annahm. Als klassische Musikstätte bereitete es ihm von seiner ersten Entwicklung an freudige Aufnahme und begeisterte Förderung.

Zunächst entstand, von Studierenden gebildet und zu kirchlichen Zwecken gegründet, am 9. Juli 1822 der Pauliner Gesangverein. Ihm folgte der „Orpheus“ (9. September 1829), der „Zöllnerverein“ (17. März 1833), der „Ossian“ (1838). Immer mehr, namentlich durch Zöllners unermüdliche Tätigkeit wuchs in allen Kreisen die Lust und Liebe zum Männergesang. Neue Vereine entstanden: der „Arion“, der „Männergesangverein“, „Odeon“, der später ebenfalls den Namen „Leipziger Liedertafel“ annahm. Vor ihr aber, bereits i. J. 1838, war neben die alte Limburgersche eine neue, die „jüngere Liedertafel“ getreten, zum Teil gebildet aus Angehörigen der alten, aus Gliedern der Familien Seyfferth, Kistner, Härtel, Kunze u. a. und mit Limburger selbst an der Spitze.

Die Limburgersche Liedertafel hatte ihre Blüte hinter sich. Die Zeit, die alles verändert, übte ihren Einfluß auch auf sie.

Von 1836 an kommen und mehren sich Klagen über Lauheit und abnehmende Teilnahme der Mitglieder. Die Liedertafel ist im Rückgange begriffen.

„Die Leute werden matt“, — „sie werden nach und nach recht schwach!“ klagt Kunze. Versammlungen wurden ausgesetzt, selbst Stiftungsfeste fielen aus. Die Protokolle wurden säumig geführt. Ohne Zuziehung anderer Sänger konnten die Liedertafeln fast gar nicht mehr abgehalten werden. An Hilfskräften fehlte es glücklicherweise nicht. Die „jüngere Liedertafel“ half aus, als es „mit der alten nicht mehr fort wollte“. Sie hatten es aber doch vorgezogen, lieber einen neuen Verein zu bilden. Seyfferth jun. lud auch die ältere zu einer festlichen Versammlung zu sich nach Altenhayn. Es war auch Mangel an eigenen Liedern eingetreten. Man hoffte ihm durch Herbeischaffung fremder abzuhelfen.

Am 23. Stiftungsfeste, das 1838 bei Mendelssohn-Bartholdy abgehalten wurde, kritisierte Preußer als Sekretär schonungslos den Fleiß der Mitglieder rücksichtlich ihres Erscheinens und ihrer Arbeiten. Es war ohne Erfolg. Die letzte Sitzung vor dem 25. Stiftungsfeste war so schwach besucht, daß kaum die erforderlichen Beratungen gehalten werden konnten.

Mit der 282. Versammlung schloß der Zeitraum des 25jährigen Bestehens der Liedertafel. Im vertraulichen Gespräche zwischen Limburger und Kunze beschäftigte sie oft die Frage: Wie lange wird die Liedertafel noch bestehen? Daß eine gewisse Lauheit im allgemeinen seit Jahren eingetreten, verhehlte sich keiner. Nach Kunzes Beurteilung hatte dieser Rückgang verschiedene Gründe. Zunächst einen physischen. Die Mitglieder von 1815 waren 25 Jahre älter geworden, und die Stimmen, namentlich bei den Tenören, versagten nach und nach den Dienst; durch Tod und Wegzug hatte die Liedertafel ihre drei fleißigsten Komponisten Schulz, Wendt und Schneider verloren. Die

Dilettanten unter den Komponisten wagten sich seit Mendelssohns Eintritt gar nicht mehr heraus. Alle fühlten sich hochgeehrt, daß Mendelssohn ihrem Vereine angehörte — „wer hätte ihn nicht schätzen und lieben sollen!" — aber es war natürlich, daß er sie alle einschüchterte.

So konnte es nicht bleiben. Man war aber auch darüber nicht in Zweifel, daß, wenn die Zahl der Mitglieder vergrößert werden sollte, dann das Grundprinzip Limburgers: durch eine kleine Zahl brauchbarer Mitglieder eine freundschaftlichere Vereinigung zu befördern, nicht ferner aufrecht erhalten werden könnte. Schon bald nach der Begründung mußte von diesem Prinzipe abgegangen werden. Sie konnten sich aber der Männer freuen, die zu ihnen traten. Jetzt aber schien der Fortbestand sehr unsicher, und darum beschlossen Limburger und Kunze, unstreitig die Hauptstützen der Liedertafel von Anfang an, den Antrag zu stellen, mit dem 25. Stiftungsfeste die Liedertafel zu beschließen. Sie fanden, daß sie mit dieser Periode ein ehrenvolles und würdiges Ende aussprächen, während sonst der Verein nach und nach einschlummern und sich ohne alles Zutun von selbst auflösen würde.

Zunächst galt es, das 25jährige Jubiläum der Liedertafel so festlich als möglich zu gestalten. Das Fest wurde am 24. Oktober 1840 in den Räumen der Loge Minerva abgehalten. Wir können auch hier Kunzes Aufzeichnungen folgen. Das Sekretariat verwaltete Dr. Wendler jun., die Bewirtung leitete seine Gemahlin. Von der alten Liedertafel waren anwesend: Kistner und Frau, Clauß und Frau, Härtel, Hering, Schneider und Frau von Dessau, Mendelssohn und Frau, Kunze und Frau, Schleinitz, Rochlitz, Dörrien und Frau, Fink und Frau, Wendler sen. und Frau,

Wendler jun. und Frau, Limburger und Frau, Crusius, Schmidt, Carus, Preußer, Platzmann und Frau. Von der jüngeren Liedertafel waren anwesend a) mit Frauen: Petschke, Seyfferth, Raymund Härtel, Reinhardt, Th. Weber, Erckel, — b) ohne solche: Schrey, Jul. Kistner, Georg Kunze. Als Hilfssänger nahmen teil: Gebhardt, Nakonz, Schmidt vom Theater, Organist Geißler, Zöllner, Klengel, Pohlenz, Richter, Helbig, David, Michler, Böhme, Pögner, Haase von Oschatz, Haase Bacc., Hartung. Als Zuhörer eingeladene Gäste waren zugegen: Beckmann und Frau, Bünau und Frau, Moritz Kind und Frau, Wilhelmi und Frau, Emma Kunze, Direktor Vogel, M. Dorn, Baumann, Pauli, Kuffrath, Schädel. Zusammen 75 Personen. Eingeladen, aber nicht erschienen, waren 9 Damen: Preußer, Crusius, Schleinitz, David, Pohlenz, Schloß und Thun und 2 Herren: Kantor Weinlig und Musikdirektor Bach.

Eröffnet wurde das Fest im unteren Saale der Loge durch einen Gesang, den Wendler gedichtet und Mendelssohn komponiert hatte. Hierauf gab der Stifter Limburger in kräftiger Rede einen Überblick über die vergangenen Jahre. Fink hielt die Festrede. Den Beschluß der ernsten Feier machte die Überreichung einer Votivtafel durch Dörrien und vier andere Mitglieder. Im oberen Logensaal setzte man sich zur Tafel. Limburgers Bild (wohl das 1826 von Richter verehrte lithographierte) war bekränzt. Das erste und älteste Lied aus den „Gesängen der Liedertafel“, — Wein, Weib und Gesang — von Nöller gedichtet und 1816 von Schneider komponiert: „Lasset die Freud' uns im Flug erhaschen, eh' sie entschwebt“, eröffnete die Reihe der Gesänge und zugleich der Trinksprüche. Der erste, vom Stifter ausgebracht, galt der Liedertafel. Den zweiten widmete Wendler nach dem Gesange

des Uhlandschen, von Schulz komponierten Liedes „Freie Kunst" (Singe, wem Gesang gegeben) dem Stifter. Dann folgte auf Tiedges, von Dörrien in Musik gesetztes „Trinklied" (Weg, ihr eitlen Träume, laßt uns fröhlich sein) Clauß' Toast auf die junge Liedertafel, den Advok. Dr. Petschke dankend erwiderte. Kunze feierte die Meister Mendelssohn und Schneider, wonach das Désmareesche Lied „Wein und Liebe" nach Schneiders Melodie gesungen wurde und Mendelssohn antwortete. Andere Toaste folgten im Verlauf der Tafel. Dörrien sprach auf die Gäste, Platzmann auf die Frauen. Clauß ließ das Ehepaar Limburger, Seyfferth die Sprößlinge leben. Dem Andenken Zelters weihte Kunze sein Glas, Direktor Vogel brachte den Dank der Gäste aus. Zum Scherz wurde ein „Extra-Tageblatt" mit der Beschreibung des Festes verteilt. Erst in später Nachtstunde schloß das schöne Fest.

Die herrliche Feier mochte wohl bei einem größeren Teil der Mitglieder die Hoffnung aufs neue belebt haben, daß die Liedertafel weiter bestehen könne. Der Antrag auf Auflösung, den Limburger und Kunze in der nächsten Versammlung einbrachten, wurde lebhaft bestritten und abgelehnt. Es wurde beschlossen, die Liedertafel solle fortbestehen, aber jährlich nur acht Versammlungen abhalten; die Strafen sollten cessieren, der Kasse jedoch freiwillige Beiträge zugewendet werden. Die Folge bewies, wie sehr die Antragsteller recht gehabt hatten. Wohl kommen bis zum März 1842 noch zehn Versammlungen zustande, über die das Protokoll berichtet, mit der 292. hören diese auf. In Rüdigsdorf erschienen nur vier Liedertafler, in der Stadt war es nicht viel besser. Zur letztprotokollierten Versammlung am 28. März 1842 erschienen 1 erster

Tenor, 2 zweite Tenöre, 3 erste und 5 zweite Bässe. „Da kommt ein herrlicher Gesang zustande."

Zu Limburgers goldener Hochzeit veranstalteten die Mitglieder der Gewandhauskonzertdirektion am 29. Januar 1845 ein Extrakonzert zu Ehren ihres Kollegen Limburger, in Verbindung mit den Mitgliedern der beiden Liedertafeln.

Über 500 Personen aus dem stehenden Gewandhauspublikum waren eingeladen. Gleichsam als musikalische Vorfeier des Festes trug es den Charakter eines großen Familienfestes. „Bei der hohen Achtung, die der Jubilar bei seinen Mitbürgern durch unermüdliche Wohltätigkeit und durch langjährige, segensreiche Wirksamkeit in städtischen Angelegenheiten, bei seinen zahlreichen Freunden durch die Biederkeit des Herzens und durch seinen heiteren Sinn sich erworben hatte, konnte es nicht fehlen, daß ein jeder sich beeilte, dem würdigen Manne auch durch äußere Zeichen den regen Anteil zu erkennen zu geben, den man an diesem frohen Ereignisse nahm. Mit Freuden hatte man der Einladung allseitig Folge gegeben, denn Ihn durch die holde Kunst der Töne zu feiern, um die er sich als Mitglied der Konzertdirektion große Verdienste erworben, Ihn, der zu den Stiftern der im Jahre 1815 hier gegründeten Liedertafel zählte, der als Ehrenmitglied der im Jahre 1838 entstandenen jüngeren Liedertafel froh und kräftig die musikalischen und geselligen Freuden der im Alter so tief unter ihm stehenden Mitglieder derselben unausgesetzt geteilt hatte, war allen eine angenehme Pflicht und ein Bedürfnis des Herzens." 200 Sänger wirkten mit. Das Programm des Konzerts war chronologisch geordnet: „Es wurden den Zuhörern in sechs Abteilungen die verschiedenen Dezennien vorgeführt, in welchen der Ju-

bilar während der letzten 50 Jahre fördernd, teils selbsttätig den Kunstbestrebungen gefolgt war." Es begann mit der Ouverture zu einer seiner Lieblingsopern, der zu Il matrimonio segreto von Cimarosa, und endigte mit einem eigens zu der Feier von Theodor Apel gedichteten und von Gade komponierten Festgesang. Dazwischen erschienen Kompositionen von Mozart, Beethoven, Weber und Mendelssohn, sowie drei Lieder für Männerchor, die ehemals von drei Mitgliedern der Liedertafel (Rochlitz, Schneider und Schulz) komponiert worden waren. Nach der Ouverture sprach Professor Wendler einen von ihm gedichteten, die Veranlassung des Festes feiernden Prolog, der sich zwischen den einzelnen Musikstücken, sie verbindend und erläuternd, fortsetzte. Die Männerchöre dirigierte Friedrich Schneider, der zu dem Ehrentage seines langjährigen Freundes hergekommen war, während Gade das übrige leitete." W. Kunzes liebevollem Sammelfleiß verdanken wir die Erhaltung des „Prolog mit verbindenden Strophen". Da heißt es unter

„1815."

Und Männer traten treuvereint zusammen,
Die seltne Kraft, den seelenvollen Klang,
Den die Natur mit schöpferischer Hand
Den Menschenstimmen gab, mit Lust zu pflegen.
Der freien Dichtung zauberische Blüten
Umschlang der Töne buntes Farbenspiel,
Durch hocherfahrner Männer Kunst geordnet,
Und alle fühlten freudig sich berufen
Zu würdigen, was Deutschlands Sänger schufen.
Wie schallte da im Chor aus voller Brust
An manchem schönen traulich stillen Abend
Der Tonkunst Preis, die Rochlitz hoch erhob!
Wie traten alle Stimmen kräftig ein,
Zu unsers Schulzes Lied vom deutschen Sange!

Wie stimmten wir so froh und fröhlich an,
Wenn Friedrich Schneider Liebe sang und Wein
Und Zelters neue Lieder uns ergötzten!
Er war der Leitstern uns und heitre Stifter
Des schönen Bundes, Er, den alle Töne
Am heutgen Abend feierlich begrüßen,
Der unermüdet uns als tiefer Baß
Mit wohllautsvoller Stimme niemals fehlte,
Und immer noch in ungeschwächter Kraft
Als Sänger bei der Liedertafel waltet.
Singt, Freunde, Lieder ihm aus jener Zeit,
Als sich zuerst die Stimmen um ihn scharten,
Und ruft durch Töne, die ihm oft erklungen,
Im Herzen freundlich ihm Erinnerungen!

„Das verehrte Paar, dem die Feier galt, war sichtlich ergriffen von den ihm dargebrachten Huldigungen, und der zahlreiche Zuhörerkreis teilte mit ihm die hohe Befriedigung, welche das schöne Fest und die in jeder Hinsicht gelungene Aufführung gewährte. Zur Erhöhung der freudigen Stimmung, die das Ganze durchdrang, trug wesentlich der Jubilar selbst bei, als er nach Beendigung der drei Männerchorgesänge den Bitten seiner Sangesgenossen entsprechend, das Lied von Zelter „Ein Musikant wollt' fröhlich sein" Solo anstimmte und am Schlusse jedes Verses von dem stark besetzten Tutti unterstützt, dasselbe mit sonorer Stimme und dem ihm eigenen Humor durchführte. In anhaltendem Beifall sprach sich die Freude der Versammlung über den unerschütterten Jugendmut und die Lebenskraft des allgemein geliebten Mannes aus. Als die letzten Töne des Konzerts verklungen waren, dankte der gefeierte Greis den Veranstaltern und Förderern des Festes in herzlichen Worten und forderte die Anwesenden auf, der edlen Tonkunst, deren Zauber ihn jung und kräftig erhalten habe und der er die schönsten Freuden seines langen, vielbewegten Lebens verdanke, ein don-

nerndes Hoch zu bringen, und Sänger, Zuhörer und Orchester stimmten jubelnd ein, erhoben durch schöne, der Kunst geweihte Stunden und begeistert durch den Triumph, den Frau Musika in seltenem Glanze abermals gefeiert hatte."

Damit war aber auch das Ende der Liedertafel gekommen. Kurz zuvor hatte Schleinitz noch im Protokoll vermerkt: „Wenn alle Liedertafler wären, wie Limburger, so würde sie sich ewig erhalten!" Aber Kunze hatte hinzugefügt: „Ja, wenn, — aber sie sind nicht eben so!"

Die Berichte über die wenigen Zusammenkünfte in den Jahren 1843 und 1844 fehlen gänzlich. Von Limburgers Hand, der einst das erste Protokoll geschrieben hatte, stammen auch die letzten Notizen. Professor Carus war im Oktober 1844 einem Rufe nach Dorpat gefolgt, Friedrich Kistner am 21. Dezember gestorben. Im August war ein Gesangsfest in Meißen, am 2. und 16. Dezember zwei im Leipziger Schützenhause abgehalten worden. Limburgers letzter Vermerk im Protokoll besagt, daß er am 21. Februar 1845 und am 13. August 1846 zwei musikalische Abende bei sich veranstaltet habe.

Wie Limburger und Kunze beim Jubelfeste 1840 prophezeit, so war es gekommen: die Liedertafel von 1815 war eingeschlafen.

Am 27. August 1846 wurde Fink vom Tode abgerufen, und schon ein halbes Jahr darauf, am 26. Februar 1847, folgte ihm der Stifter.

„Limburgers Tod erregte überall große Betrübnis. Bei der Frische des Geistes und der Rüstigkeit des Körpers, deren er sich bis zu den letzten Tagen seines Lebens erfreut hatte, glaubte man ihm ein noch höheres Alter zusprechen zu dürfen. Es kam anders. Der

verehrte Mann schied unerwartet bald von hinnen, so daß die meisten von der Nachricht seines Ablebens unvorbereitet betroffen wurden. Der Dank aller, die ihn kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hatten, folgte ihm in die Ewigkeit nach.“ Ein schwarz gerandetes Zirkular, von Kunze erhalten, lautet wie folgt:

P. P.

Unser allverehrtester Herr Baumeister Limburger, der Stifter und eifrige Beförderer der Mehrzahl unserer musikalischen Vereinigungen, ist gestern Abend halb 10 Uhr zur ewigen Heimat eingegangen. So wie er im Leben von allen geliebt und verehrt wurde, so werden sich seine Freunde, Verehrer und die große Zahl derer, die mit ihm und durch ihn der Muse des Gesanges huldigten, gewiß bestreben, ihn zur letzten Ruhestätte zu begleiten und dort die letzten Ehren darzubringen.

Eine Vereinigung sämtlicher Mitglieder der Gesangvereine, denen der Verewigte angehörte, ist gewiß wünschenswert, und es erlauben sich die unterzeichneten Gesellschaften, deren Stifter derselbe war, hierzu die Gelegenheit zu bieten, indem dieselben Sie bitten, sich

Morgen, Sonntag, d. 28. Febr., 11 Uhr vormittags,

im großen Saale des Gewandhauses zu einer Conferenz, event. einer Probe, gefälligst einzufinden.

Den 27. Februar 1847.

Die ältere und die jüngere Liedertafel.
Dr. Dörrien. Jul. Erckel.

Das Direktorium des Gewandhauskonzerts veröffentlichte folgenden Nachruf:

Am 26. Febr. d. J. erlitt das unterzeichnete Direktorium durch den Tod seines hochverehrten ältesten Collegen, des Kaufmanns und vormaligen Ratsmitgliedes

Jakob Bernhard Limburger

einen äußerst schmerzlichen Verlust.

Mit trefflichen Eigenschaften des Geistes und Herzens, die der Verstorbene in häuslichen und bürgerlichen Verhältnissen vielfach bewährt hat, verband er eine so warme und beständige Liebe für die Tonkunst, daß diese Kunst, für deren Ausübung er zugleich mit seltenem Talente begabt war, ihm die treueste Begleiterin durch sein ganzes Leben blieb und es ihm bis ins Greisenalter, ja bis zu den Tagen seiner letzten Krankheit erheiterte und verschönte. Doch er begnügte sich nicht mit dem eigenen Genusse des Schönen, das die Musik ihren Kennern und Verehrern darbietet; er wußte auch den Sinn dafür bei anderen in engeren und weiteren Kreisen zu wecken, zu beleben und zu unterhalten, und war zu tätiger Beförderung jedes der Tonkunst gewidmeten würdigen Unternehmens bereit. So war der Verewigte in vieler Hinsicht ein Mittelpunkt für das Musikleben Leipzigs und hat sich um dasselbe unvergeßliche Verdienste erworben.

Dem Vorstande des Gewandhausconcerts gehörte er seit dem Jahre 1799 ununterbrochen an. Bei der Wirksamkeit für dieses Institut wurde seine Liebe für die Sache durch die große Tätigkeit, Ordnung und Umsicht, die ihm als Geschäftsmann eigen war, trefflich unterstützt. Eine lange Reihe von Jahren hindurch besorgte er insbesondere die Kassengeschäfte und zugleich die Verhandlungen mit fremden Künstlern, wozu er durch seine Sprachkenntnisse, wie durch seine Heiterkeit im geselligen Umgange vorzüglich geeignet

war. Aber auch allen anderen bei der Verwaltung des Instituts vorkommenden Gegenständen war seine regste Teilnahme gewidmet, und als er bei ansteigenden Jahren jene bestimmten Geschäfte abgegeben hatte, nahm er doch regelmäßig Anteil an den Zusammenkünften der Vorsteher und wirkte durch seinen auf langjährige Erfahrung gegründeten Rat zum Besten des Instituts fortwährend auf die verdienstlichste Weise.

Dies mit innigem Danke auch öffentlich anzuerkennen, ist uns, nachdem ein höherer Wille ihn von uns abberufen, eine unerläßliche Pflicht.

Leipzig, den 1. März 1847.

Das Directorium des Gewandhaus-Concerts.

(Allg. Musikzeitung XLIX, 147.)

Dem Direktorium des „Großen Konzerts" gehörten damals mit Limburger nicht weniger als acht Mitglieder der älteren Liedertafel an, nämlich neben Mendelssohn-Bartholdy Generalkonsul Clauß, Regierungsrat Dörrien, Buchhändler W. Härtel, Friedrich Kistner, Hofrat Rochlitz und Advokat Schleinitz. Die übrigen waren Kreisdirektor v. Falkenstein, Bürgermeister Dr. Deutrich, Hofrat Domdechant Keil, Stadtrat Porsche und Dr. Härtel.

Und noch eine Stelle aus einem anderen Nachrufe möge hier stehen: „Wo Menschen seiner bedurften, da fand er seinen Beruf, nicht eilfertig gebend, sondern sorgsam prüfend, leutselig sich unterhaltend, nach allen Seiten hin emsig forschend und endlich still und unerkannt helfend. Wo Menschen fröhlich waren, da fand er seine Stätte, nicht bloß genießend, sondern

schaffend. Er wurde der Waisen Vater[1]), er wurde der Sänger Führer, er wurde der Bedrängten Hort, und der Tage, die ihn im stillen wohltun sahen, wie viele, viele mögen in seinem langen Leben gewesen sein! Darum ehrte ihn die Welt, schätzte ihn sein Leipzig; darum soll ihm dieser Nachruf ein kleines Denkmal sein, aus reiner Hochachtung gesetzt."

Kunze blieb bloß noch übrig, von den Überlebenden historisch zu berichten:

Am 27. Aug. 1846	starb	Fink	Mitglied	seit	1815,
„ 26. Febr. 1847	„	Limburger	„	„	1815,
„ 4. Nov. 1847	„	Mendelssohn	„	„	1835,
„ 10. Juli 1849	„	Härtel	„	„	1817,
„ 23. Nov. 1853	„	Schneider	„	„	1815,
„ 12. April 1858	„	Dörrien	„	„	1815,
„ 26. Aug. 1858	„	Crusius	„	„	1835,
„ 9. Okt. 1860	„	Preußer	„	„	1833.

Als Kunze dies schrieb, konnte er als lebend noch folgende Liedertafler verzeichnen:

Wendler sen.	Mitglied	seit	1815	(1862)
Platzmann	„	„	1824	(1870)
Clauß	„	„	1824	(1871)
Hering	„	„	1826	(1880)
Schleinitz	„	„	1826	(1881)
Schmidt	„	„	1827	
Wendler jun.	„	„	1838	(1892)
Kunze	„	„	1815	(1862).

Ihre Sterbejahre sind in Klammer beigefügt.

Auf Lebens- und Todesfall wollte Kunze den letzten Sangesgenossen noch zu wissen tun, was aus dem

[1]) Es sei gestattet, hier nur nebenbei zu bemerken, daß Limburger bereits i. J. 1820 eine Anstalt zur Ausstattung von Bräuten aus dem Waisenhause errichtet hatte.

Eigentum der Liedertafel, so weit er darüber Auskunft geben konnte, geworden. Er schließt daher seine „Erinnerungsblätter“ mit seiner Unterschrift „Geschrieben im April 1861“ mit den Worten: „Allen sei zum Schluß dieser Zeilen bemerkt, daß ich den silbernen Pokal, den größten Teil der Original-Stimmbücher, 2 Partiturenbücher und das geschriebene Gesetzbuch, einen Kasten mit den 4 Protokollbüchern in meiner Verwahrung habe, alles aber in der Silberkammer der Schützengesellschaft verschloß, da es mir an Raum fehlte. Alle Fremdenbücher hat mir Schleinitz abgenommen und so werden diese bei ihm zu finden sein. Über das bodenlose Archiv und sonstiges Eigentum der Liedertafel vermag ich keine Nachricht zu geben.“

Kunze starb im 78. Lebensjahre am 26. Januar 1862.

Unsere Nachforschungen sind nicht ganz ergebnislos verlaufen. Der Pokal ist in der Kunzeschen Familie verblieben. Die Schriften der Liedertafel befinden sich aber nicht mehr in der Verwahrung der Schützengesellschaft. Was liegt auch daran! Der verbliebene Rest genügt, uns jene Tage in unserer damals noch kleinen, engumgrenzten Stadt vor die Seele zu führen, jene Zeit, in die wohl zuletzt der Pfiff der Lokomotive hineintönte, die aber selbst dem geschäftigen Handelsherrn, wie dem Ratsmann und dem Gelehrten noch Muße genug ließ, in Gesellschaftskreisen, die auf das Edle gerichtet waren, neben dem heiteren Lebensgenuß der Kunst zu huldigen und das Schöne zu pflegen.

Einige direkt auf die „Leipziger Liedertafel“ sich beziehende Lieder mögen zur Charakterisierung derselben am Schlusse unseres Aufsatzes hier noch Platz finden.

Lied am Grabe.

Solo. So bist du auch der Erd' entflohn
Dem trauten Kreis der Brüder?
So deckt der ew'ge Schlummer schon
Des Freundes Augenlider?
So ruhst du regungslos und kalt,
Des Lieben freundliche Gestalt?
Chor. So ruhst du usw.

Solo. Mit Tränen senken wir dich ein,
Der du von uns geschieden,
Dem Todesschlafe dich zu weihn
Umweht von stillem Frieden;
Und geben dich mit nassem Blick
Der Erde Mutterarm zurück.
Chor. Wir geben usw.

Solo. Da schläfst du in dem treuen Schoß
Den ungestörten Schlummer;
Dein ist der Ruhe sichres Los
Und unser ist der Kummer;
Doch dem, was du gedacht, getan,
Schließt unser Sinn sich treulich an.
Chor. Doch dem usw.

Solo. So blühet denn im bunten Glanz
Auf des Entschlafnen Hügel
Ihr Blumen! euer Hoffnungskranz
Ist innern Lebens Spiegel,
Und bringt uns in des Jahres Lauf
Des Abgeschiednen Gruß herauf.
Chor. Ihr bringt usw.

Ged. von Wendler. Komp. von Schulz.

19. Januar 1817.

Gesang.

Singen macht das Bittre süß,
Singen macht die Furcht zum Hoffen,
Macht aus Höll' ein Paradies
Und die Brust den Scherzen offen.
Ein Lebwohl im Lied geschehn
Ist schon ein halbes Wiedersehn.

Fouqué.

Singen hier in Ernst und Scherz
Klingen an der guten Stunde,
Scheuchet Kummer, Not und Schmerz,
Freude tönt aus Herz und Munde.
Sänger kennt nicht Sorg und Not,
Treu dem Liede bis in Tod.

Komp. v. Dörrien. 17. Aug. 1817. Limburger.

Stiftungslied.

Es war einmal ein wackrer Mann,
Im Pflanzen wohl erfahren,
Der pflanzt' uns einen schönen Baum,
War heut wohl vor sechs Jahren.
Gar herrlich wuchs der Stamm empor!
Hoch singt den Mann im vollen Chor;
Der wackre Mann soll leben!

Zwölf Äste hat der schöne Baum,
Belaubt mit grünen Blättern;
Sie treiben in den Himmelsraum
Und halten fest in Wettern,
Und jeder schließt, so wie er kann,
Sich enger an die andern an.
Die Äste sollen treiben!

Und an den dichten Zweigen stehn
Die köstlichsten der Blüten,
Aus denen süße Klänge wehn,
Die Sorgen zu vergüten.
Ein jeder pflückt sich einen Strauß
Und wandelt dann vergnügt nach Haus.
Die Blüten sollen blühen!

Den Liederbaum in seiner Pracht,
Die wir so froh genießen,
Soll noch in später Winternacht
Des Himmels Huld umfließen!
Doch soll ein süßer Wunsch gedeihn,
Muß wohl der Mensch auch tätig sein.
Frisch laßt uns ihn begießen!

Ged. v. Wendt. Komp. v. Dörrien.
26. Dezember 1821.

An den Stifter.

Seliges Los, wenn sich Herzen gefunden,
Welche, von gleichen Gefühlen belebt
Eh' sie sich kannten, einander empfunden,
Sehnsuchtsvoll sich zu vereinen gestrebt.
Selig, wer den Freund gefunden!

Doch auf des Lebens abschweifenden Wegen
Wallet ein jeder die eigene Bahn,
Mag auch im Herzen die Neigung sich regen,
Wagt es doch keiner dem andern zu nahn.
Selig, wer den Freund gefunden!

Drum sei ein vielfaches Heil ihm gesungen,
Ihm, der so Sinnreiches liebreich erfand,
Der um befreundete Seelen geschlungen,
Süßer Vereinigung trauliches Band!
Heil ihm, der den Bund erfunden!

Nur aus der üppigen Fülle der Blüte
Mögen die herrlichen Früchte gedeihn;
Nur einem innigen tiefen Gemüte
Konnt er entkeimen, der holde Verein.
Heil ihm, der den Bund erfunden!

Ged. u. komp. v. Schlesinger. 28. April 1816.

Am Stiftungsfeste der Liedertafel.

Ein schönes Band hält uns umwunden,
Das Band, das Tonkunst um uns schlang,
Wie schnell die Zeit dahingeschwunden,
Vereint sind wir schon jahrelang.
Und noch glüht hell in unsrer Brust
Der ersten Feier neue Lust.

So, frohen Wirtes frohe Gäste,
Laßt uns mit Freuden rückwärts schaun;
Erinnrung soll am Jahresfeste
Uns manches heitre Denkmal baun.
Der nur zu schnell entflohnen Zeit
Sei unser erstes Glas geweiht!

Gedenket dann in lauten Tönen
Des Freundes, der uns einst verband,
Der selbst ein Liebling der Kamönen,
Als Baß uns fest zur Seite stand.
Ein dreimal: Lebe! steig im Chor
Für unsern trauten Freund empor!

Und festlich Läuten der Pokale
Verkünde unsers Wirtes Preis,
Der heut zu diesem Freudenmahle
Bei sich vereint den Sängerkreis.
Die Vaterfreude, die ihn schmückt,
Teilt jeder Zwölfer hochbeglückt.

So laßt uns fest zusammenhalten,
Treu, wie bisher, vereinigt stehn,
Voll Hoffnung auf des Schicksals Walten
Der Zukunft still entgegengehn,
Und Harmonie in Ton und Sinn
Sei unsres Lebens Führerin!

Ged. v. Wendler. Komp. v. Schneider.
26. Dezember 1820.

Sämtliche Mitglieder.

Dich preiset mein Liedchen, du erster Tenor,
Du klingst so lieblich vor allen hervor.
Klug, Härtel und Richter
Ziehn holde Gesichter
Und fliegen mit Finkenschall lustig empor.

Auch dich will ich singen, du zweiter Tenor,
Die treuen Kollegen im fröhlichen Chor.
Freund Kunze und Schneider,
Was lacht ihr so heiter?
Wendt blicket zur Decke des Zimmers empor.

Dann preis' ich nach Noten den ersten Baß;
In ihm ist gepaarét viel Würde und Spaß.
Die Wendlerschen Witze
Sie fliegen wie Blitze,
Daß beiden Kollegen die Augen sind naß.

Hoch sei mir gepriesen, du tiefer Baß,
Du brummest so mächtig und fragest nicht was.
Apollo regieret
Und Mars kommandieret,
Freund Bachus er sitzt auf dem rheinischen Faß.

Zum Schlusse soll leben im feurigsten Chor
Der lieblichste Sprößling vom zweiten Tenor,[1])
Dem Paten vor allen
Laßt Jubel erschallen!
Und Lebehoch tön' es zum Himmel empor!

Ged. v. Wendt. Komp. v. Schneider.

21. Januar 1821.

Der Zwölfer Willkommen.

(Bei Seyfferth in Connewitz.)

Wieder strahlt im hellen Schein
Uns der Tag der Freude;
Brüder, laßt uns fröhlich sein,
Liederfest ist heute.
Laut ertönt das Losungswort:
Freunde, seid willkommen!
Sind ja am vertrauten Ort
Freundlich aufgenommen.

In der Monden raschem Flug
Zählen wir die Stunden,
Bis die heißersehnte schlug,
Die uns oft verbunden;
Wo sich im geweihten Kreis
Ernst und Scherz entfalten,
Kunstsinn uns und Sängerfleiß,
Fest zusammenhalten.

Wem hat nicht manch schönes Lied,
Das wir hier gesungen,
Wenn er von den Freunden schied,
Lange nachgeklungen?

[1]) Der kleine Bernh. Schneider.

Schnell verrauscht des Abends Lust;
Doch, was wir genossen,
Lebt noch tief in unsrer Brust
Heimlich still verschlossen.

Labend blinkt es da hervor
Im Erinnrungsglanze;
Wort und Ton begrüßt das Ohr
Aus dem Liederkranze.
Trübe Sorg' und Unmut scheint
Vor dem Gruß zu weichen,
Bis wir uns, aufs neu vereint,
Froh die Hände reichen.

Ged. v. Wendler. Komp. v. Schneider.

3. Juni 1821.

Zum Lobe der Wirtin.

Füllt an die Gläser, füllt bis oben
Und leert auf einen Zug sie aus!
Wir wollen unsre Wirtin loben
Für ihren schönen Abendschmaus.
Denn durch der Kochkunst reiches Wissen
Erschuf sie manchen Leckerbissen,
Und zu der festgesetzten Zeit,
War auch der Zwölfer Tisch bereit.

Noch heller angeklingt, noch heller!
Und trinkt beim hellen Klang zugleich!
Den besten Ehrenwein im Keller
Und helle Gläser gab sie euch!
Laßt laut des Dankes Tön' erschallen
Für Trank und Speise, doch vor allen,
Für ein erles'nes Schaugericht:
Der Wirtin heitres Angesicht.

Ged. v. Wendler. Komp. v. Schneider.

31. März 1816.

Zum Abschied.

(Fr. Schneider.)

Du gehst von uns, so reich' beim Scheiden
Uns noch die treue Bruderhand!
Laß unsre Wünsche dich begleiten,
Im Herzen ist ihr Vaterland.

Und wirst du nicht mehr bei uns wallen,
Ist uns verstummt dein Liedermund: —
Was du uns schufst, es bleibt uns allen,
Das Werk macht seinen Meister kund.

Wenn wir dann deine Lieder singen,
Erhebt das Herz der Freunde sich;
Ein leises, liebliches Erklingen,
Wie ferne Grüße, mahne dich.

So bleiben wir getrennt verbunden;
Es sinkt des Raumes Scheidewand.
Frei fliegt der Geist in Weihestunden
Hinüber zu des Freundes Land.

Ged. v. Wendler. Komp. v. Schulz.

3. Juni 1821.

Schneiderburschenlied.

O Leipzig, edle Lindenstadt,
Wie tust du mir gefallen!
Wer nur ein Herz im Leibe hat,
Dem tut's vor Freude wallen,
Und wallet, wie das rote Meer,
Denn mir gefällt's in Leipzig sehr,

Der Kaufleut und der Doktors viel,
Die tragen schöne Kleider,
Und zum verliebten Damenspiel
Braucht man allhier viel Schneider;
Und bringt ihm weiter nichts Verdruß,
Als wenn er Festtags bügeln muß.

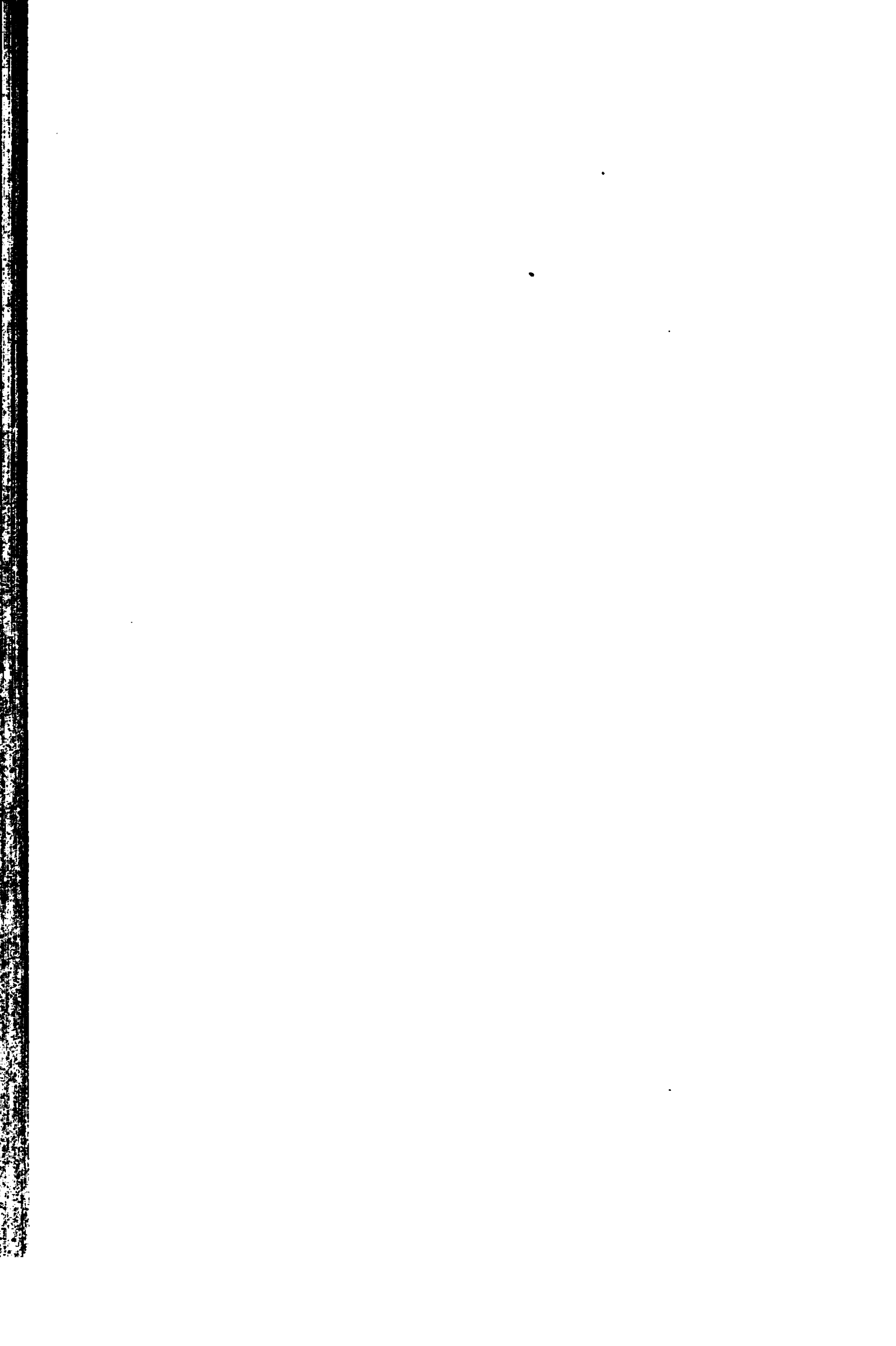
Nun aber geht's auch auf den Brand
Und auf die grüne Schenke;
Lisettchen süß ist gleich zur Hand
Daß man sie weidlich schwenke,
Und trinkt ihr zu das Gosenbier,
Das steigt ihr bis ins Hauptquartier.

Und in der Grimm'schen Gasse steht
Jetzt eine Kolonnade;
Und wer gern ins Theatrum geht,
's ist neu und macht Parade,
Auch hab'n sie eine Jungfer da.
Die spielt die Donna Diana.

Die Meisterstöchter wohlgemut
Verstehen die Manieren;
Mit Kreppkleid und mit Federhut,
Gehn sie sehr schön spazieren;
Und sieht man sie im Sonnenschein,
So möcht' man gleich ein Meister sein!

Ged. u. komp. v. Fink. 26. Juli 1818



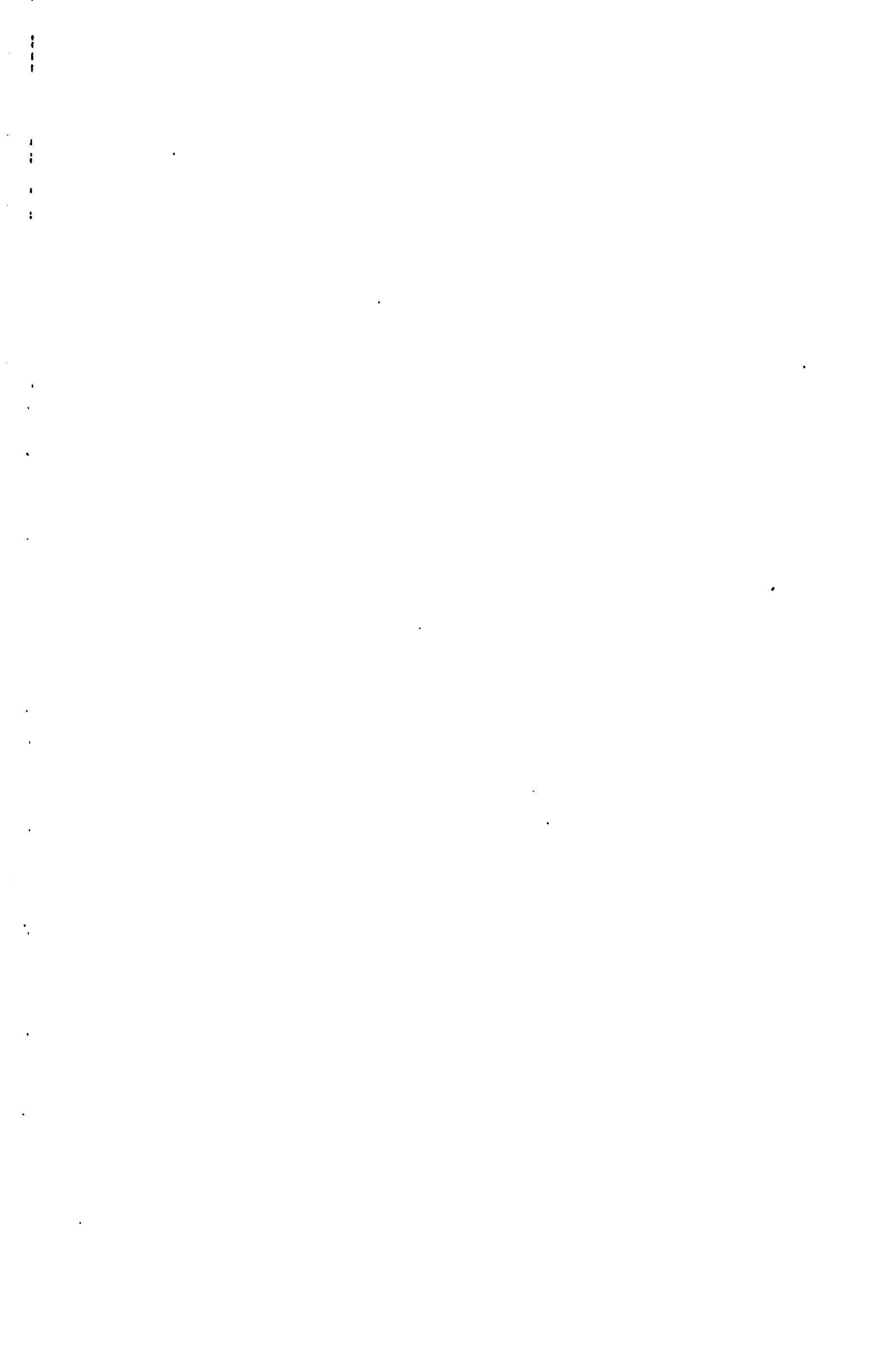


Das
Lößniger Schulwesen.

Ein Beitrag zur Schulgeschichte
sächsischer Landgemeinden nach urkundlichen
Quellen bearbeitet

von

Robert Jahn,
Lehrer in Leipzig-Connewitz.



Inhalt.



Quellen und Hilfsmittel.

A. Quellen.

1. Die Visitationsakten der Leipziger Ephorie im Königlichen Hauptstaatsarchive zu Dresden. (H. St. A.)

2. Vokationes und Präsentationsschreiben derer Schulmeister nach Lößnig, 1616. (L. M—g. 4.)

3. Acta, die Schulangelegenheiten zu Lößnig betr. Kreisdirektion zu Leipzig, Sekt. V. 1837. L. Markkleeberg, 50. (2 und 3 im Königlichen Ministerium des Kultus und öffentlichen Unterrichts zu Dresden. M. d. K. u. ö. U.)

4. Acta, die Wiederherstellung der am 18. Oktober 1813 eingeäscherten Schulwohnung zu Lößnig betr.

5. Acta, die Besetzung des Schuldienstes zu Lößnig betr. 1798.

6. Acta, die Beschwerde gegen Bodmer betr. 1808.

7. Akta, das Legat der Jgfr. Rahel Caroline Friederike Kees betr. 1803.

8. Acta, die Kollatur und Jus Patronat. über die Kirche zu Lößnig, wie auch Anstellung der Kirch- und Schuldiener daselbst 1618. K. 1. 2. (4—8 im Ratsarchive zu Leipzig. R. A.)

9. Acta über Schul- und Schulvorstandssachen zu Lößnig. Vol. II im Pfarrarchive zu Lößnig. V. I im Pfarrarchive zu Markkleeberg. (Pf. A. M.)

10. Schulakten von Lößnig im Ephoralarchive zu Leipzig I. (Eph. A.)

B. Hilfsmittel.

Puchta, Br., Das Schulwesen der Leipziger Landgemeinden im 16. und 17. Jahrhundert. Leipziger Dissertation 1901.



Die einstige Landschule zu Lößnig, die seit 1894 durch Einverleibung mit Leipzig zur Zweigschule von Leipzig-Connewitz geworden ist, ist seit 1903 aus dem Haushaltplane der Stadt Leipzig verschwunden. Dies hat die Beantwortung folgender Fragen veranlaßt: 1. Zu welcher Zeit und von welchen Personen wurde die Wiege des Lößniger Schulwesens gezimmert? 2. Welche Momente haben die Entwicklung des Lößniger Schulwesens fördernd oder hindernd beeinflußt? 3. Welche Beziehungen haben zwischen Lößnig und den Nachbargemeinden Connewitz, Markkleeberg, Dölitz und Dösen bestanden? 4. Was ergibt sich aus unserer Untersuchung für eine allgemeine Schulgeschichte sächsischer Landgemeinden?

I.

Die Gründung des Lößniger Schulwesens zur Zeit der großen Schulordnung und der Visitationen unter Vater August um 1580.

Noch im Anfang des 16. Jahrhunderts erschien unser Sachsenland den Humanisten als eine barbara tellus, denn es stand bis dahin hinter anderen deutschen Ländern an Bildung weit zurück. Als die Kirche durch die Reformation zu dem Bewußtsein ihrer großen Kultur-

aufgaben erwachte, mußte sie sich mit Familie, Gemeinde und Staat in ihre Lösung teilen. Sie stellte aber durch das große Prinzip von dem Rechte und der Pflicht des Bibelstudiums an die Geistes- und Herzensbildung ihrer Bekenner hohe Anforderungen, die nach Luthers Meinung nicht anders erfüllt werden können, als daß „der Staat dem jungen Volke rate und helfe, indem er christliche Schulen aufrichte und halte". Daß sich der sächsische Staat seiner Hoheitsrechte in kirchlichen Dingen bewußt geworden war, zeigte er durch Veranstaltung von Visitationen, die zunächst die religiöse Erkenntnis des Volkes, der Geistlichkeit und der Küster, zugleich aber auch die äußere Lage der Kirchen und bereits bestehenden Schulen erforschten.

Für die Gründung des Lößniger Schulwesens ist die Lokalvisitation vom Jahre 1578 von Bedeutung. Bei dieser war die Leipziger Diözese in 2 Bezirke geteilt. Der südliche wurde vom Superintendenten, der nördliche durch einen Adjunkten visitiert. Am 20. September war der Superintendent in Gautzsch, am 1. Oktober in Knauthain, am 2. Oktober in Großzschocher und am 3. Oktober in Lößnig. Hier erkundigte sich der Visitator zunächst bei dem Lößniger Pfarrer Stephanus Göritz, einem schwerhörigen Mann, der sonst in Leipzig wohnte, ob im Orte bereits Kinderlehre gehalten würde. Dann befragte er den Küster Gallus Nater, der fast 78 Jahre alt war und schon 20 Jahre im Kirchendienste stand, ob er irgend welche Beschwerden zu führen hätte. Endlich verlangte er von dem Lößniger Kirchenpatrone, dem damaligen Lehnsherrn Wolf von Blasebalg, ein Urteil über Pfarrer und Küster. Aus den Visitationsakten[1]) ergibt sich nun folgendes Bild:

[1]) H. St. A. Vis. 1578.

Lößnig hatte 1578 noch keine Schule, auch kein Pfarrhaus, aber eine Kirche. Der Küster ist Diener für kirchliche Verrichtungen, für Glockenläuten, Seigerstellen, Behütung der Kirche und des Kircheninventars. Er ist Nachbar und Richter des Ortes, im Jahre 1500 geboren, seit 1558 im Kirchendienste und wird vom Visitator als Idiot bezeichnet, der weder lesen noch schreiben kann. Lößnig erhielt keinen anderen Küster, weil dessen Einkommen zu gering war. Die Bewohner konnten ihre Kinder und das Gesinde nicht zur Unterweisung schicken, weil von jeher keine Schule gehalten worden war. „Weil aber der Kustos einen Knaben hat, der schreiben und lesen kann, ist ihm eingebunden, daß er alle Sonntage zu Mittag den Katechismum forthin halten soll, also, daß er mit den Leuten etwa einen deutschen Psalm oder zween soll singen und danach den Knaben den Katechismum von Wort zu Wort vorlesen läßt, bis auf fernere Verordnung und Befehl."

Diese Unterweisung für Kinder und Gesinde wurde als Kinderlehre bezeichnet. Das Gesinde schämte sich jedoch wegen dieses Namens, den Unterricht zu besuchen. Die Erwachsenen wurden vom Pfarrer vor der Predigt in Luthers Katechismus durch die sogenannte Katechismuspredigt unterwiesen. Die Eltern hielten zwar ihre Kinder und das Gesinde fleißig zum Gottesdienste an, beteiligten sich auch selbst am regelmäßigen Kirchenbesuche[2]), aber die Kinderlehre durch des Kustos Sohn ließ bald nach und wurde nur noch selten gehalten. Diese unterrichtslose Zeit währte für Lößnig bis 1594. Wahrscheinlich ist in diesem Jahre der hoch-

---

[2]) H. St. A. Vis. 1579, 16. März. Loc. 1998. H. St. A. Vis. 1580.

betagte Ortsrichter und Küster-Idiot Gallus Nater gestorben. Pfarrer, Gemeinde und Kirchenpatron haben niemals bei den Visitationen über ihn klagend Beschwerde geführt. Sein schreib- und lesekundiger Sohn hat jedoch das Lößniger Küsteramt nicht weiter verwaltet.

Am 17. Juli 1598 wurde Lößnig zum viertenmale visitiert. Das Visitationsprotokoll[3]) berichtet von der Freude und Dankbarkeit des Pfarrers, daß er endlich einen Küster bekommen habe, der beim Gottesdienste singen könne, von dem Pflichteifer des Pfarrers, der fleißig suchet und siehet, wie es der Küster mit der Unterweisung in seiner Schule halte, und von der Zufriedenheit des Geistlichen mit seinem Schulmeister.

Letzterer heißt Barthel Hellriegel, ist seines Handwerks ein Schneider und seit 1594 Küster. Er hält in der kleinen, damals sieben Feuerstätten zählenden Lößniger Gemeinde nur im Winter Unterricht und lehrt die Knaben lesen, schreiben und den Lutherischen Katechismus beten. Letzteren liest er Sonntags zur Vesper auch der Gemeinde öffentlich vor. An der Mittwoch liest er das Gebetlein contra Türk. Er hält sich still und eingezogen, mißbraucht auch seine Schreibkunst nicht durch Nebenverdienste, wie dies anderwärts[4]) beobachtet wurde, so daß man das „advozieren und prokurieren" verbieten mußte. Die Gemeinde und der Lehnsherr haben keine Beschwerde gegen ihn zu führen. Aber der Kustos klagt selbst, daß er „beneben den fronern dem Erbherrn auch die Handfrone leisten müsse und daß er seinen verdientten Lohn, wiewohl er sehr geringe, nicht zur rechtten Zeit bekomme".

---

[3]) H. St. A. Vis. 1598. Loc. 1993.

[4]) Puchta, a. a. O. pag. 63: Knautnaundorf.

Nach fünfjährigem treuem Dienste des ersten Lößniger Schulmeisters bat der Pfarrer Stephanus Göritz am 26. Oktober 1599 die Herren vom Leipziger Konsistorium um Zustellung einer Konfirmationsurkunde für seinen neuen Kustos Barthel Hellriegel, damit sich dieser der Vergewisserung seines Dienstes trösten könne. Dieses in äußerst schwerfälligem Stil geschriebene Gesuch[5]) erzählt von der Anmeldung des Küsters beim Superintendenten, von der Probe des Kustos vor der Kirchmutter und den alten Leuten in Lößnig, die eine „gute Genüge seines Singens halben" gehabt hätten, ferner von einer vorläufigen Annahme des Küsters auf etzliche Sonntage, endlich von dem Einzuge Hellriegels in das Schulhaus oder Custodiam, nachdem die Jungfrau Blasebalg mit ihrem Vormunde in Halle darüber verhandelt und der Kustos die Visitationsartikel beim Superintendenten unterschrieben und ihm Amtsfleiß, christlichen Lebenswandel und schuldigen Gehorsam gelobt hatte.

Es bilden also die gelegentlichen kirchlichen Unterweisungen durch den Sohn des Küsters Nater nach Verordnung des Visitators von 1578 einen Übergang zum eigentlichen Schulunterrichte, der in Lößnig von 1594 an in der Custodia oder Dorfschule von Barthel Hellriegel während des Winters den Knaben erteilt wurde. Die Gründung der Lößniger Schule ist nicht auf Verlangen der Gemeinde erfolgt, sondern als Frucht der Visitationsarbeit und Ausführung der Schulordnung von 1580 unter Vater August, demnach als kirchlich-staatliche Segnung zu betrachten. Das Gründungsmotiv war nicht zunächst ein praktisches, sondern ein ideal-religiöses.

---

[5]) M. d. K. u. ö. U., Vokationes und Präsentationsschreiben. 1616.

II.
Die bescheidenen Anfänge des Lößniger Schulwesens unter dem Patronate von Blasebalg bis 1704.

Die zerstreut aufgefundenen Trümmer der schulgeschichtlichen Überlieferung für das Lößniger Schulwesen bis 1704 versuchen wir mit Hilfe folgenden Gerüstes aufzubauen:

1. Der Bildungsstand der Lößniger Lehrer in der Zeit bis 1704, wie er aus den Gesuchen, Prüfungen, öffentlichen Proben, Anstellungsurkunden und Urteilen der Aufsichtsorgane erkannt wird.

2. Die wirtschaftliche und soziale Stellung der Lößniger Lehrer zu jener Zeit, wie sie sich in den Gehalts-, Wohnungs- und Rechtsverhältnissen widerspiegelt.

Um einen Maßstab für den Bildungsstand der Lößniger Lehrer während der angegebenen Zeit zu gewinnen, vergegenwärtigen wir uns das Bild, das der Landesherr Vater August in den Generalartikeln vom Ideal-Schulmeister entwirft:

„Kirchen- und Schuldiener sollen sich zur Vermeidung Ärgernisses verehelichen, studieren und nicht üppig leben, des Saufens und Spacieren-Gehens, Tabernen und Schenkhäuser sich enthalten, friedlich und ehrerbietig gegen ihre Pastoren und Superintendenten sein, sich ärgerlicher, d. h. leichtfertiger, kurzer, zerhackter, zerschnittener Kleidung und übermäßiger Vorbremunge derselben enthalten, mit den Ihrigen erbar leben und kein Gewerb, unehrliche Handtierungen, Wein- und Bierschenken, Kauffmannschaft treiben. Sie sollen lesen die Bibel, die Postillen Lutheri, Locos Theologicos Philippi lateinisch und deutsch, die Augsburgische Konfession und sollen sich in ihrer Lehre richten nach

Konfession und Repetition, wie solche auf Kosten des Kurfürsten neu gedruckt und in einem Exemplar als Inventar jeder Pfarrkirche übergeben werden sollte. Alle Kirchen- und Schuldiener sollen vom Superattendenten oder Consistorio zuvorn verhöret und nachdem sie zu solchem Dienst tüglich befunden, konfirmiert werden." Die Schulordnung von 1580 verlangte außer einer verständlichen Auslegung des Lutherischen Katechismus auch die Buchstabier-, Syllabier-, Lese- und Rechenkunst, ferner den Gebrauch einer ziemlichen, leserlichen Handschrift.[6])

Unter den zwölf Schuldienern, die von 1594 bis 1704 in Lößnig wirkten und deren Namen und genaue Amtszeit uns lückenlos bekannt sind[7]), hatten Barthel Hellriegel, Matthäus Fischer und Hans Stahl nachweislich das Schneiderhandwerk erlernt. Welches Handwerk die übrigen neben ihrem Schul- und Kirchendienste trotz des Verbotes der Generalartikel weiter betrieben, konnte nicht ermittelt werden. Die Küster, die in der Werkstatt ihre Vorbildung erhalten und sich nebenbei religiöse und bürgerliche Kenntnisse angeeignet hatten, sind sicher bildungsfähige Leute mit gesundem Menschenverstande gewesen, deren geistiger Horizont einen größeren Gesichtskreis als das Gebiet ihrer täglichen Handwerksbeschäftigung umspannen wollte.

Die Lößniger Patronatsherrschaft hatte mit der Anstellung der Küster, die die Verbindung von Handwerk und Schulamt veranschaulichen, eine für jene Zeit vollständig genügende Wahl getroffen; denn sie bestanden ihre öffentliche Probe im Singen zur Zufriedenheit des Pfarrers und der Gemeinde und wurden

---

[6]) Cod. Aug. I, 596.

[7]) Siehe im Anhange das Verzeichnis.

im Examen vom Superintendenten für den Kirchen- und Schuldienst als würdig befunden. Gottfried Weißenhoff, der Sohn des wohlgelahrten Pastors zu Magdeborn, kam 1654 und Christoph Metzner als Schulmeisters Sohn aus Wahren 1677 mit der besten wissenschaftlichen und praktischen Ausbildung in den Lößniger Schuldienst.

Der Unterricht hatte kirchlichen Charakter. Im Mittelpunkte stand die religiöse Unterweisung. Luthers Katechismus war Lehrbuch für den Religions-, Schreib- und Leseunterricht. Der ganze Unterrichtsbetrieb pflegte vor allem die Treue des Gedächtnisses durch viel Memorierübungen. Wiewohl die einseitige Gedächtnisübung erklärlicherweise Interesse und Arbeitslust beim Lehrer und Schüler vermindern könnte, ist doch nirgends in den Akten eine Klage über nachlassenden Fleiß der Lößniger Küster zu lesen[8]); wohl aber hielt sich die Jugend dem Unterrichte fern, so daß der Visitator 1618 vermerken mußte: „Der Schulmeister hat oft, weil niemand kommt, wieder davongehen und die Kinderlehre gar nachlassen müssen, welches ihnen ernstlich verwiesen und zu großem Fleiße sind vermahnet worden." Damals klagte auch der Pfarrer über Gotteslästerung und Vollsaufen in der Gemeinde.

Erfreulich ist, daß während der Fastenzeit vom

---

[8]) H. St. A. Vis. 1598. Loc. 1993: Pfarrer ist mit seinem Schulmeister wohl zufrieden und danket Gott, daß er ihn bekommen habe. — H. St. A. Vis. 1602, 27. Aug. Loc. 2001: Kustos ist in seinem Amte gar fleißig, gegen ihn (Pfarrer) gehorsam und freundlich. Nichts zu beschweren, wenn er nur so bliebe. — H. St. A. Vis. 1608, 15. Dez. Loc. 1991: Bericht der Eingepfarrten. Wüßten nichts vom Kustos, denn alles Gutes. — Dagegen vergl. H. St. A. Vis. 1618, Plaußigk: Halte nicht fleißig schuel, lasse die Kinder nichts auswendig lernen, gehe gahr bisweilen weg nescio pastore.

Pfarrer eine Art anschauliche Bibelgeschichtsunterweisung über die Leidensgeschichte Jesu erteilt wurde.[9]) Der Schulgesang beschränkte sich auf das Mit- und Nachsingen nur geistlicher Lieder. Im Leseunterrichte galt die Buchstabiermethode.

Klagen über Mißhandlungen oder zu lose Disziplin begegnen uns nicht. Wahrscheinlich haben die Küster aus eigenem Interesse die Schüler angemessen behandelt, um das Schulgeld nicht zu schmälern; begegnete doch auch die ganze Schuleinrichtung einer großen Gleichgültigkeit der Eltern. Niemals aber lesen wir, daß etwa durch mangelnde Bildung oder ärgerniserregenden Lebenswandel der Lößniger Schuldiener der Schulbesuch der Jugend ungünstig beeinflußt worden wäre.

Die bisherige Betrachtung ergibt nun folgendes Urteil: In den bescheidenen Anfängen des Lößniger Schulwesens bis 1704 war bei der eigenartigen Verbindung von Handwerk und Küsterdienst, bei der mechanischen Lehrmethode und dem unregelmäßigen Schulbesuche auch nur ein dürftiger Erfolg zu erwarten.

Um eine genaue Kenntnis der Lehrerbesoldung bis 1704 zu erhalten, stellen wir drei Inventarverzeichnisse von 1618, 1625 und 1639 nebeneinander. Dadurch wird ersichtlich, daß die Lößniger Schulstelle nicht so ausgestattet war, daß sie ihre Inhaber vor Not und Entbehrung schützte. So erklärt sich auch bei jeder Schulvisitation[10]) die Klage wegen zu geringer Besoldung

---

[9]) H. St. A. Vis. 1574, Lesnigh: In der Fasten habe ich die passion für mich genummen, vnd ist Zur Vesper gepredigет worden, weill ich dagewesen, dafür ich nun itzund den Catechismum predige.

[10]) Vis. 1578: Weil des Kustos Einkommen gering ist, kann man keinen anderen bekommen. — Vis. 1580: Es ist aber des Kustos Einkommen so gar gering, daß sich einer darauf

und die Erscheinung[11]), daß 1618 Kirchhoff seinen Dienst aufgab und darum bei der Visitation überhaupt kein Schuldiener amtierte, daß ferner Weißenhoff 1666 zur Verbesserung seiner finanziellen Stellung[12]) auf den Herrenhof nach dem benachbarten Connewitz zog.

Bis 1618 erhielt der Küster 1 Gulden jährlich von der Gemeinde, das waren 21 Groschen. Die Kirche gab ihm 9 Groschen, dazu Anteil vom Goldacker- und Brauselegat. „Mit Schulehalten kann er die Woche etliche Groschen verdienen, wie denn auch aus anderen Dörfern, wenn Fleiß gespüret wird, Kinder dahin geschickt werden.“[13]) Der Kustos hatte eigene Wohnung, auch eine Kuh zu gebrauchen, die der Kirche gehörte, ferner $1^1/_2$ Acker Feld, das ihm vom Herrenhofe umsonst, doch unverpflichtet, aus gutem Willen bestellt wurde, aber nur, wenn sich der Küster danach verhielt. Die Akzidenzien waren in der kleinen Gemeinde gering; es gab ein jeglicher nach seinem Gefallen. Weil aber das Einkommen sehr gering war, wünschte der Gerichtsherr von jedem der neun Häuser außer den 2 Groschen und 4 Pfennigen jährlichen Schulgeldes noch je 2 Brote für den Küster, die ihm jedoch nicht gewährt wurden.[14])

---

nicht kann halten. — Vis. 1598: K., daß er seinen verdienten Lohn, wiewohl er sehr geringe, nicht zur rechten Zeit bekomme.

[11]) Matrikel 1618, Loc. 1993: Der gewesene Kustos hat seinen Dienst resigniert und ist noch keiner wieder angenommen.

[12]) M. d. K. u. ö. U., Vok. und Präs., Lößnig, d. 9. Febr. 1666: Daß die Schule allhier, da Gottfried Weißenhoff umb Verbesserung Willen, auf den Herrenhof nachher Connewitz gezogen, wiederum mit einem Schuldiener bestellet und besorget werde.

[13]) Matr. 1618, Loc. 1993.

[14]) Vis. 1618, 10. März. Loc. 1999: Gerichtsherr sehe es gerne, weil Kirchendienst gar geringe, daß ihm von jedem

Das Inventarverzeichnis vom 1. August 1625 unterscheidet sich nur durch 2 Zusätze vom früheren. Für die Nutznießung der der Kirche gehörigen Kuh hatte der Küster die Kirchengeräte zu waschen. Ferner wurde ihm die „Befreiung gemeiner Beschwerung" gewährt.

1639 betrug die Schulmeisterbesoldung 11 Gulden, 12 Groschen und 3 Pfennige. 1663 erhielt der Kustos durch Konsens des Superintendenten Geyer eine einmalige Zulage von 1 Gulden fürs Läuten und 6 Groschen fürs Waschen der Kirchengeräte.[15])

Es ist auffällig, daß in Lößnig schon vor 1618 das Schulfeld vom Herrenhofe unentgeltlich bestellt wurde. Wegen anderwärts oft vorfallender Mißstände[16]) wurde erst 1673 durch ein Generaldekret[17]) den Pferdnern zur Pflicht gemacht, die Äcker für den Schulmeister zu pflügen. Äcker-, Mäher-, Drescherlohn und Scheunenzins betrugen in anderen Dörfern meist die Hälfte der Besoldung.[18])

Hause noch 2 Brote dazu gegeben werden sollten, hat aber auf vielfältige Handlung nicht ein Brot können erhalten.

[15]) Pf. A. M.

[16]) Vergl. Puchta a. a. O., pag. 71. H. St. A. Vis. 1598, Görgshain: Die Pferdener wollen Jhm nicht pflügen. Sie wenden fur, sie Konnen kein ackerlohn von Jhm bekommen. — Matr. 1618, Wolckwitz: Welch feldt ich denn mit großen Vncosten bestellen muß, Jnmassen Jch von den Ackerleuten gar zu hoch übersetzet werde, Vndt wenn ich gleich sowohl als ein Ander mein Ackerlohn geben will, wollen sie mir doch nicht gerne ackern, Mus nehmen, woher ich bekommen kann, vndt datzu noch sehr bitten.

[17]) Cod. Aug. I, 836.

[18]) Der Schulmeister zu Markranstädt mußte von seinen 20 fl. Besoldung mehr als 12 fl. für Äcker-, Mäher-, Drescherlohn und Schennenzins abgeben. (Regierungsarchiv Merseburg, Vis. 1578.)

Während des Blasebalgschen Patronats ist durch drei Legate das Lehrereinkommen erhöht worden. Am 18. März 1618 stifteten die Lößniger Einwohner Caspar Goldacker 100 Gulden und Ambrosius Brause 22 Neuschock der Kirche. Vom Goldackerlegat erhielt der Kustos $2^1/_2$ Gulden jährliche Zinsen, die andere Hälfte der Pfarrer. Von den Zinsen des Brauselegats bekam der Kustos den 4. Teil = 16 Groschen. Am 26. August 1699 schenkte Gertrud von Blasebalg der Kirche 1000 Taler, in deren $3^1/_2$% Zinsen sich Pfarrer und Schulmeister teilten.[19])

Zu dem Inventarium des Küsters gehörte neben der Besoldung, den Akzidenzien und Naturalien die freie Amtswohnung, die in Lößnig nicht immer ein gesundes, glückliches und trautes Heim für den Lehrer gewesen ist; denn es sind uns Berichte über ganz unwürdige Wohnungsverhältnisse erhalten. So klagt der Küster 1602 über die baufällige Schule, deren alsbaldige Besserung durch den Visitator am 27. August 1602 angeordnet wird. Jedoch $6^1/_2$ Jahre danach muß der Kustos seine Klage erneuern, da die versprochene Ausbesserung des Schulhauses unterblieben und alles sehr baufällig geworden war. Er fügt seiner Klage gegen den Visitator hinzu: „Wenn man nicht beizeiten Hilfe täte, würde die Schule ganz und gar in Haufen fallen; denn es an allen Örtern und Enden hineinschneie und regne, und er nicht trocken sitzen, liegen und schlafen könne."[20]) Man könnte meinen,

---

[19]) K. A. Acta, die Ausleihung des Blasebalgschen Legats. Nr. 5. Notandum: Die Nachricht von der Schenkung der 1000 Taler befindet sich im Lößniger Gerichts-Handelsbuche de ao 1698. Fol. 16 sequ.

[20]) H. St. A. Vis. 1608. Loc. 1991.

daß der Küster in Rücksicht auf seinen dringenden Wunsch baldiger Abhilfe den Klagebericht mit Übertreibungen ausgeschmückt habe. Aber dies ist durchaus nicht der Fall, denn der Visitator hat am Rande vermerkt: „in Augenschein genommen und also befunden. Den Leuten mit Ernst aufgelegt. Aber sie haben doch nicht das geringste willigen wollen.“ [21])

Es ist ja erklärlich, daß bei der wirtschaftlich schlechten Lage der Bauern damals und bei ihrer Abneigung gegen Schulabgaben überhaupt für eine so geringe Gemeinde wie Lößnig ein Schulbau auch bei dem geringsten Aufwande von Baumaterialien als eine drückende Last empfunden und darum so lange als möglich verzögert wurde. Wir müssen uns die erste Lößniger Schule zweifenstrig, ungedielt, mit Lehmwänden und einem Strohdache vorstellen, also einen Bau, von dem wir wohl begreifen können, daß er den Unbilden der Witterung nicht trotzen konnte, auch dem Wohlbefinden der lieben Jugend und ihres Erziehers nicht besonders dienlich war. Der Kustos konnte tatsächlich nicht länger drin wohnen; er mußte eine eigene Wohnung beziehen, wo er im Sommer sein Handwerk betrieb. Erst gegen Ende des 30jährigen Krieges ist das Schulhaus mit Lehm ausgebessert, mit Stroh neu gedeckt und mit einem Zaune umgeben worden. [22]) 1650 wurde auch für eine lange Tafel im Schulhaus gesorgt. 1651 wurde endlich der seit einem halben Jahrhundert ersehnte Neubau errichtet, aber nicht auf dem bisherigen Platze, denn der alte Bau wurde erst 1656 abgetragen. Von nun an gab das Schulhaus einen freundlichen Anblick, denn es war von einem

---

[21]) H. St. A. Vis. 1608. Loc. 1991.
[22]) Eph. A. Reparaturbericht 1644.

Stücklein Garten umgeben, das von Michael Geschken abgekauft worden war, um darauf für den Lehrer eine Scheune für seine Naturalien zu errichten. Nach 5 Jahren kaufte der Schulpatron, Gerichtsherr Christoph von Blasebalg, 1/2 Acker Wiese zur Schule, deren Gräserei der Lehrer ausnutzen durfte. In Zwischenräumen von je 10 Jahren wurde auch die Schulstube renoviert (1659, 1669). 1669 erhielt die Schule auch Bänke zum Sitzen der Schüler. Ein ganzes Jahrhundert begegnen uns nun nirgends mehr Nachrichten über den Schulbau.

Ein deutliches Bild von der sozialen Stellung und Wertschätzung der Lehrer zur Zeit der Gründung des Lößniger Schulwesens erhielten wir schon durch die bereits bekannte Klage des Küsters Barthel Hellriegel bei der Visitation 1598, daß er „beneben den fronern dem Erbherrn auch die Handfrone leisten müsse". Dem Pfarrer dagegen stand Handfrone zur Verfügung. Doch ist schon damals das Streben zu erkennen, dem Lehrer eine besondere soziale Stellung anzuweisen; denn der Visitator bemerkt mit auffallender Kürze und nachdrücklicher Schärfe: „Wofern er (der Küster) nichts eigens des Orts, soll er damit verschonet werden."

Ein weiteres Moment, das Ansehen des Lehrers und der Schule in Lößnig zu heben, war die Befreiung des Küsters von der „Abgabe der gemeinen Beschwerung". In Lößnig wurde ein bestellter Hirte gelohnt; darum mußte der Küster wie seine Nachbarn die gleiche Abgabenlast tragen.[23]) Der Küster empfand sie als drückende Last, so daß 1618 der Visitator berichtet: „weil er geringe Besoldung hat und doch einen

---

[23]) Wofür der übrige Teil der gemeinen Beschwerung verwendet wurde, war aus den Akten nicht zu ersehen.

Taler gemeine Beschwerung geben muß und also mehr als er selbst bekomme, daß ihm diese gemeine Beschwerung mög' erlassen werden." [24]) Wir erinnern uns, daß er von der Gemeinde 1 Gulden erhielt, das sind 21 Groschen, aber 1 Taler, das sind 24 Groschen, örtliche Abgabe bezahlen mußte. Kein Wunder, daß damals Kirchhoff seinen Dienst resignierte! Aus dem Inventar vom 1. August 1625 haben wir nun erfahren, daß dem Lehrer die Befreiung der gemeinen Beschwerung gewährt wurde.

Die beiden vom Küster erbetenen und auch erlangten Rechte der Befreiung vom Frondienste für den Lehnsherrn Blasebalg und von der „gemeinen Beschwerung" bezeichnen die bescheidenen Anfänge, dem Lehrer in Lößnig eine bessere soziale Stellung anzuweisen und damit auch das Ansehen der Schule in der Gemeinde zu heben.

Am Schlusse dieses Abschnittes von den Anfängen des Lößniger Schulwesens wollen wir nun die Schuldiener in dem Spiegel jener bekannten Schrift betrachten, die gegen Ende des 17. Jahrhunderts unter dem Titel erschien: „Sieben Böse Geister, Welche heutiges Tages guten Teils die Küster oder so genandte Dorff-Schulmeister regieren; Als da sind: 1) der stoltze, 2) der faule, 3) der grobe, 4) der falsche, 5) der böse, 6) der nasse, 7) der dumme Teuffel. Welchen kömmt hinten nachgehuncken als ein Überleyer, der arme Teuffel, Aus dessen miserablen Auffzug und Erzehlungen der elende Zustand der armen Dorff-Küster einigermaßen zu erkennen. Die sollen sich's nicht nehmen an, die keine Ursach haben dran. Mit angefügten

[24]) Puchta, a. a. O. pag. 85: Ob dies geschah, ist nicht ersichtlich.

7 Küstertugenden." Für die Lößniger Küster jener Zeit könnte ich nur den Teil der Schrift als bezeichnend unterschreiben, der zwar vom armen Teuffel, aber auch von den Küstertugenden handelt.

III.
Die sichtliche Entwicklung des Lößniger Schulwesens unter der Lehnsherrschaft von Kees von 1704—1850.

In diesem Zeitraume von 150 Jahren kam mit der Lehnserneuerung durch Wechsel in der dienenden Hand auch fünfmal der Schulpatronatswechsel zur Geltung. Der erste Lößniger Schulpatron aus der Familie von Kees war der königl. polnische, kurfürstlich sächsische Hof- und Justizrat, Oberpostmeister, vornehme Ratsherr und Baumeister zu Leipzig, Herr Johann Jakob Kees, der 1704 die erste Vokation für den Lößniger Lehrer ausfertigte, als der bisherige Lehnsherr Heinrich von Blasebalg wegen schwerer und langwieriger Unpäßlichkeit bettlägerig war. Während die Gemahlin des Gutsherrn Kees, eine geborene Rappoldin, 1749 im Paulinum zu Leipzig beigesetzt wurde, ruhen die übrigen Glieder der Familie Kees im Zöbigker Erbbegräbnis. In den Schulakten[25] sind noch die Konsistorialverordnungen vorhanden für Trauerläuten und Einstellung der Kirchenmusik auf 4 Wochen, sowie die ausführlichen Bestimmungen über den feierlichen Leichenkondukt unter Führung der Patronatsschulen zu Lößnig, Gautzsch und Zöbigker, die an den Beisetzungsfeierlichkeiten beim Begräbnis der Lößniger Lehnsherren und Gutsfrauen teilnahmen.

---

[25]) Pf. A. L. Verordnungen. Schr. I. Loc. I, 1.

Was erfahren wir nun von 1704—1850 über Aufgabe, Gegenstände und Methode des Unterrichts?

Für die angegebene Zeit ist aus vielen landesherrlichen Verordnungen die staatliche Fürsorge für das Schulwesen zu erkennen. Wie sich dies in der Lößniger Landgemeinde widerspiegelt, soll an typischen Lehrproben, Vokationen und eingeführten Lehrbüchern gezeigt werden.

1743 wird bei der öffentlichen Probe des Cand. theol. Wolff in der Lößniger Kirche insofern ein Fortschritt in der schulgeschichtlichen Entwicklung erkannt, als außer der Gesangskunst auch die Lese- und Lehrfertigkeit durch Ablesung eines Psalms und Examinierung der Jugend aus dem Katechismus geprüft wurde. 1788 erfahren wir außer dem genauen Thema[26]) für die Lehrprobe zum erstenmale die Prüfung im Orgelspiele, die in der Kirche von Zöbigker stattfand. Das Bild der damaligen Schulprobe wird noch dadurch besonders deutlich, daß wir vom Lokalschulinspektor hören, wie er die Lehrprobe durch einen Sermon über die Wichtigkeit und Nützlichkeit des Schulamtes zum Abschluß brachte.

Bei der Schulprobe 1819 tritt als neue Forderung im Orgelspiele das Vor- und Nachspiel zu 6 Chorälen auf, ferner die Prüfung der Lesefertigkeit durch Vorlesung einer Rosenmüllerschen Predigt, die „Vom Nutzen

---

[26]) R. A. Lößniger Kirchen- und Schulakten 1618. K. I. Der 1. Kand. Grunicke sang den 1. Vers des Kyrie, den 1. V. von dem Liede: Allein Gott in der Höh und den 1. V. von dem Liede: Ich will mit Danke kommen. Der 2. Kand. Gutte sang den 1. V. Von dem Glauben nach der Predigt, den 1. V. von dem Liede: Es wolle Gott uns gnädig sein. Danach haben beide über den 1. Artikel von der Schöpfung und Erhaltung nach Anleitung des Lutherischen Katechismus katechesiert.

göttlicher Prüfungen" handelte und im 1789er Jahrgange der Rosenmüllerschen Predigten enthalten war, endlich durch Ablesung des Kirchengebets und durch Sprechen eines lauten Vaterunsers. Die praktische Lehrfertigkeit wurde durch eine Katechese über die 413. Frage des Dresdner Katechismus geprüft. Diese lautete: „Können wir denn alles Übels in diesem Leben befreit sein?" Nach der Lehrprobe[27]) wurde noch eine Vorstellungsrede gehalten.

Am deutlichsten erkennen wir die Entwicklung des Schulwesens für den gegebenen Zeitraum, wenn wir die Aufgaben und Unterrichtsgegenstände in den Schulmeistervokationen von 1704 und 1819 vergleichen.

1704 sollte der Lehrer Bernhard Heinrici die christliche Lehre den Kindern vortragen und beibringen, dieselben auch im Lesen, Schreiben und Rechnen treulich üben.

Die letzte Keesische Vokation vom 7. März 1819 fordert vom Lehrer Begandt in der Kirche das Singen, Orgelschlagen, Musizieren und Haltung des Examens mit den Schulkindern in den Nachmittagsbetstunden, in der Schule den Unterricht vorzüglich in den Glaubenslehren unserer christlichen Religion, daneben aber auch gründliche Unterweisung im Singen, Schreiben, Rechnen, in der Musik und anderen Kenntnissen. Die Kinder sollten zu guten und anständigen Sitten durch Handhabung guter Zucht und Ordnung angehalten und gewöhnt, überhaupt durch gute Erziehung zu christlich tugend-

---

[27]) R. A. Acta die Besetzung des Schuldienstes zu Lößnig betr. ao 1798. S. 35. 1. Begriff des Übels. 2. Wie Gott uns täglich von mancherlei Übel erlöse; wie wir aber 3. dessen ungeachtet noch immer viel zu leiden haben, teils a) zur Strafe für unsere Sünden, b) zur Prüfung, mit Rücksicht auf die zu erklärenden Sprüche.

haften und rechtschaffenen Bürgern und Untertanen gebildet werden.[28])

Die in Lößnig während der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts benutzten Lehrbücher[29]) lassen auch einen Schluß auf die Methode des Unterrichts zu. Besonders charakteristisch sind die Lehrbücher zweier damals sehr beliebter, rationalistisch gesinnter Lehrerpersönlichkeiten, Stephani (Wandfibel) und Dinter (Auszug des Dresdner Katechismus), sowie von demselben „Unterricht über Verhütung der Feuerbrünste".

Durch Stephani kam unter dem Lehrer Begandt in der Lößniger Schule für den Leseunterricht die Lautiermethode, im Rechenunterrichte die bildende Methode, die die Übung im Denken als Hauptsache des Rechnens betrachtete, und im Schreiben die genetische Methode zur Anwendung, die die Schriftzüge in

---

[28]) M. d. K. u. ö. U. Vocationes und Präsentations-Schreiben derer Schulmeister nach Lößnig. L. M—g. 4. Das Thema der Lehrprobe 1796 lautete: Geheiliget werde dein Name. A. Sinn der Worte. Gib, Gott, daß wir dich immer besser kennen und verehren. B. Die Wichtigkeit. Wichtig ist diese Bitte: 1. weil Erkenntnis und Verehrung Gottes ein Teil unserer Menschenwürde sind; 2. weil uns die Erkenntnis und Verehrung Gottes zur Erfüllung unserer Pflichten antreibt; 3. weil uns die Beruhigung dadurch erleichtert wird. C. Welches sind die Verpflichtungen, welche daraus für uns hervorgehen? 1. wir müssen Gott immer besser kennen und 2. verehren lernen.

[29]) 1. 2 Stück Fibeln. 2. Lange, Bibl. Gesch., 6 Exempl. 3. Dinter, Auszug d. Dresd. Kat., 4 Ex. 4. Otto, Sächs. Kinderfreund, 4 Ex. 5. Hempel, Kl. Schulfreund, 2 Ex. 6. Engelhardt, Sächs. Vaterlandskunde, 1 Ex. 7. Wilmsen, Deutscher Kinderfreund, 1 Ex. 8. Dinter, Unterr. zur Verh. v. F., 1 Ex. 9. Neueste Pericopen, 1 Ex. 10. Stephani, Wandfibel, 6 Stück nebst Stativ. 11. 12. 13. 14. Riedig, Landk. v. Kgr. Sachsen, 2 Ex., von Leipzig 1 Ex., vom Leipz. Kreise 1 Ex., von Deutschland 1 Ex.

ihre Elemente zerlegte. Dinters Lehrbücher in der Lößniger Schule sind uns dafür eine Gewähr, daß der Lehrer Begandt bis 1850 die sokratische Methode angewandt hat, die nach dem Grundsatze lehrte: „Was der Lernende selbst finden kann, das soll man ihm nicht geben.“ Ein erhaltener Osterprüfungsbericht des Ortsschulinspektors bestätigt, was wir über die Methode im Lößniger Schulwesen vom Anfange bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts berichtet haben.

Da der Staat das Schulwesen allmählich in seine unmittelbare Obhut nahm[30]) und ihm neue Ziele steckte, mußte er auch auf eine tiefere allgemeine und berufliche Vorbildung des Lehrerstandes bedacht sein, was erst im 19. Jahrhundert durch Lehrerseminare erreicht wurde. Unter dem Keesschen Patronate amtierten in Lößnig nur durch das Substitutenwesen vorgebildete Lehrer, wie dies aus den Anstellungsgesuchen zu erkennen ist, die nicht nur von den gewählten Lößniger Lehrern, sondern auch von den übrigen Bewerbern aus der nächsten Umgebung Leipzigs noch vorhanden sind.

1729 gingen 10 „in Demut ersterbende“ Gesuche[31])

---

[30]) 1713 Befehl von fleißiger Aufsicht der Schulen. Cod. Aug. I, 898. — 1724 Instruktion, wie die Information in denen deutschen Schulen der Chursächsischen Lande anzustellen. — 1766 Reskript, die Haltung der Kinder zur Schule betr. — 1769 Generale, die ernstliche Anhaltung der Kinder zur Schule. — 1773 Erneuerte Schulordnung für die Stadt- und Dorfschulen der kursächsischen Lande.

[31]) R. A. Kirchen- und Schulakten. K. I. 1. Wittig, Zweynre. — weil ich nun solchen Dienst zu verwalten mich capabele befinde —. 2. Langkammer, Gohliß. — bei Herrn Doct. Salomon Deylingen, Superint. in Leipzig, in die 9 Jahre aufgehalten, in Kinder informieren bezeuget und Schulehalten, auch das Orgel- u. Klavierspiel dabei exercieret—. 3. Hanitzsch,

ein von 3 Kandidaten der Theologie, 6 Informatoren, die teils bei adeligen Herrschaften, teils in Gemeinden als Katecheten gewirkt hatten, und einem Güterbeschauer der Leipziger Generalakzise, der auf seinen früheren Informationsdienst in Merseburg und auf seine dreijährige Amtszeit im Mansfeldischen hinwies. Gewählt wurde von der Hofrätin Kees ein Untertan ihres Zöbigker Lehens, der Sohn des Zöbigker Hufschmiedes, Michael Krug, der bis 1743 wirkte.

In diesem Jahre bewarben sich wiederum 10 Kandidaten. Davon waren 8 bereits im Schuldienste erprobte Leute aus Connewitz, Paunsdorf, Störmthal, Gohlis, Zweenfurth, Panitzsch und Hainichen, meist Lehrerssöhne. Der Zwenkauer Schreiber Leberecht Bestler hielt sich deswegen „zum Lößniger Schuldienste für kapabel," weil er von Jugend auf bei der Schreiberei

Störmthal. — kurz und bündig ohne auffällig passive Tugend der Demut —. 4. Wölfel, Stötteritz. — mich dabei so zu zeigen, daß Sie ein sattsames Vergnügen daran haben werden, die liebe Jugend aber lauter Nutzen verspüren soll —. 5. Zachmann, cand. theol. stud., Stötteritz. — Informator beim Kammerherrn von Möllendorf. Präceptor in den Rinckschen Gerichten zu Stötteritz, in der Vocal-Musik, wie auch Rechnen und Schreiben nächst Gott versieret —. 6. Triller, Volkmarsdorf im Kohlgarten. — in Demut ersterbend als armer Mann, der Weib und Kind zu ernähren hat und seine zeitliche Wohlfahrt bessern möchte —. 7. Stärckluff, stud. theol., Leipzig. — weil ich aber aus dringender Armut länger auf dieser hohen Schule zu subsistieren nicht im stande bin . . . von meiner 1. Jugend an aus Mangel einigen Unterhalts Kinder informieret —. 8. Klopkau, Leipzig. — von d. General-Accise —. 9. Heße, Groß-Miltitz. — über 6 Jahre Katechet, hatte Singen, Orgelschlagen versehen — Atteste von Pastoribus und Gemeinden —. 10. Krug, Leipzig, — weil ich in Erfahrung kommen konnte, daß der Schuldienst zu L. sei vacant worden und solcher wegen oft vorfallender Affairen mit ehesten sollte wieder besetzt werden —.

und beim Rechnungswesen aufgezogen war, ferner Latinat und Christentum und andere humanioribus applizieret und endlich eine geraume Zeit die Stelle eines Schreibers sowohl in Ämtern, als auch bei Advokaten vertreten hatte. Der letzte Bewerber war ein Lößniger Untertan, Johann Andreas Thaßler, der schon bei Lebzeiten des seligen Schulmeisters Krug das Singen in der Kirche versehen hatte, dem die gesamte Kirchfahrt ihr geneigtes Wohlwollen bezeugte, und der sich sofort zur öffentlichen Probe im Singen und zum Examen mit den Kindern bereit erklärte. Gewählt wurde der stud. theol. Johann Augustinus Wolff[32]), der bis 1759 in Lößnig wirkte.

Für die erledigte Schulstelle gingen nun 6 Gesuche ein.[33]) Ein Bewerber war ein verarmter Student der Theologie, die übrigen waren schon erfahrene Schuldiener aus Rüssen, Schönau, Volkmarsdorf, Walteritz und Connewitz. Der Gesuchsteller Kaufmann aus Walteritz glaubte die Gunst des Schulpatrons durch einen Beweis seiner französischen Sprachkenntnis zu erlangen;

---

[32]) 1. Wolff, stud. theol., Leipzig. — 9 Jahre die Thomasschule besucht, sich anbei dem Studio Theologico gewidmet, überdies das Klavier ziemlichermaßen exercieret. Ist jetzt 23 Jahre alt, möchte noch zu Lebzeiten seiner armen Eltern versorgt sein, bittet um Beherzigung seines von aller Welt verlassenen Zustandes und seiner ihm angeborenen Liebe zum Schulwesen, will nie unterlassen, für das gesamte vornehme Haus des Hochedelgeborenen Patronatsherrn florisantestes Wachstum Tag und Nacht zu erbitten, und gedenkt endlich untertänig mit aller ersinnlichen Hochachtung zu ersterben. 2. Hann, Paunsdorf. 3. Spillner, Connewitz. 4. Hanitzsch, Störmthal. 5. Haupt, Gohlis. 6. Ralle, Zweenfurth. 7. Lehmann, Pahnitzsch. 8. Thaßler, Lößnig. 9. Beßler, Zwenkau.

[33]) Winckler, Volkmarsdorf. Reinhart, Schönau. stud. theol. Kornagel, Leipzig. Hönicke, Rüssen. Spillner, Connewitz. Kaufmann, Walteritz.

denn sein Gesuch ist in französischer Sprache adressiert.[34]) Gewählt wurde Spillner aus Connewitz. Weil sein Bildungsgang für jene Zeit besonders typisch und gleichzeitig für die Schulgeschichte unseres Leipziger Vorortes Connewitz wertvoll ist, habe ich denselben möglichst vollständig dargestellt. Aus Spillners Gesuchen und Attesten ergibt sich folgendes Bild: Sein Vater war ein ehrlicher Schulmeister in Droißkau gewesen, von dem er bei der Schule erzogen worden war. Es wurde ihm seit Anfang 1742 aufgetragen, in dem Nachbardorfe Trages für den bettlägerigen Schulmeister den Gottesdienst zu besorgen, was er auch mit saurer Mühe unermüdet getan hat. Die Mölbiser Gerichtsherrschaft hatte Spillner zum Successor des verstorbenen Lehrers in Trages designiert. Aber Spillner hatte Bedenken, eine gewisse Conditio dabei einzugehen. Der dortige Magister Graff hatte sich nach seiner Aufführung erkundigt und nichts Ungleiches von ihm in Erfahrung bringen können. Seit 1743 war Spillner Katechet bei der Gemeinde in Connewitz, unterwies die Kinder mit allem Fleiße, besorgte die Betstunden in dem daselbst neu erbauten Kirchlein[35]) ordentlich, spielte zum öfteren in den Jahren 1754, 55 und 56 in der Kirche zu Probsthaida wegen des hohen Alters des dortigen Schulmeisters, erwies sich jederzeit treu, fleißig und friedfertig in seinem Amte, so daß er sich dadurch eine gute Stufe zu einer besseren Versorgung gebahnt hatte und daher zu einer anderwärtigen Beförderung eines ordentlichen Schuldieners

---

[34]) Monsieur Keese, Seigneur de Gautzsch, Zoebicker et Loessnig, Conseiller de la Chambre des Finances de Sa Maj.: le Roi de Pol.: et Elect. de Saxe à Lipsic.

[35]) Auf dem Platze, wo vor wenigen Jahren die neue Kirche zu Connewitz errichtet worden ist.

nicht untüchtig war. Das Prüfungsurteil des Sup. Stemmler über Spillner lautete: »Friedrich Spillner, Ludimoderator in Loesnig, ad propositas quaestiones catecheticas recte respondit.»

Nun sei nur noch kurz auf die folgenden Lößniger Lehrer hingewiesen: Nach Spillners Tode 1788 wirkten Gutte, früher Kinderlehrer in Sellerhausen, von 1798—1818 Johann Stöbe, Kinderlehrer aus Alten, und als letzter Lehrer unter dem Patronate von Kees Christian Gottlob Begandt von 1819—50.

Wir gewinnen bei einer Zusammenfassung dieses Abschnittes vom Lößniger Schulwesen folgende Urteile: Die Lößniger Lehrer führten unter dem Blasebalgschen Patronate bis zum 30jährigen Kriege den Amtsnamen Kustos, danach hauptsächlich Schulmeister. Unter der Keesschen Herrschaft begegnet uns anfangs die Bezeichnung Informator und Katechet, von 1750 an in den Urteilen der Superintendenten: ludimoderator, ludimagister, magister scholae und Kinderlehrer. Während in den Anfängen des Lößniger Schulwesens meist Handwerksleute das Schulamt bekleideten, finden wir in der Entwicklungszeit unter Kees teils wissenschaftlich, teils praktisch vorgebildete Lehrer, die ihre Vorbildung als Kandidaten der Theologie auf der Thomasschule und Universität in Leipzig gesucht hatten oder sich als Lehrerssöhne durch väterliche Unterweisung und zweckmäßige Lektüre, gelegentliche Vertretung für erkrankte Lehrer in Kirche und Schule, meist auch durch Privatunterricht bei adeligen Herrschaften zielbewußt für den Schuldienst vorbereitet hatten und wegen bereits geübter Information in anderen Orten eine gewisse praktische Erfahrung mit ins Amt brachten, was sicher zum Segen des Lößniger Schulwesens gereicht hat.

Seit 1788 ist die Vorbildung der Lößniger Lehrer einer dreifachen Beurteilung unterzogen worden, zunächst durch eine vorläufige Prüfung beim Superintendenten; diese wurde Privat-Tentamen genannt, dann durch eine öffentliche Probe vor der Gemeinde und endlich durch ein gründliches Examen beim Superintendenten.

Die Anforderungen steigerten sich ja auch in dem Entwicklungszeitraume unter Kees; denn 1704 wurde außer Religion, Singen, Lesen und Schreiben auch Rechnen gefordert, also bereits vor der obligatorischen Einführung, die erst 1724 erfolgte.[36]) Seit 1745 mußten die Lößniger Lehrer außer genügender Vorbildung in der Vokalmusik auch die Fähigkeit im Orgelspiele nachweisen; denn Frau Hofrätin Kees verehrte aus besonders heiligem Triebe, den großen Gott zu ehren, der christlichen Gemeinde zu Lößnig zur Aufmunterung ihrer oft schläfrigen Andacht im Singen ein Positiv, d. i. ein kleines Orgelwerk. Die wesentlichste Förderung war aber die Prüfung der Lehrfertigkeit.

Während des Keesschen Patronats hat sich auch die finanzielle Stellung der Lößniger Lehrer bedeutend gebessert, ist dies ja schon aus den zahlreich eingegangenen Gesuchen mit den besonders hervorgehobenen Wünschen für ihre wirtschaftliche Besserstellung zu erkennen. Ferner wird dies ersichtlich aus folgendem Urteile des Lokalschulinspektors Kori vom Jahre 1818: „Das Einkommen des Schulmeisters in Lößnig hat einen sehr starken Zuwachs erhalten durch Einführung des höchsten Satzes an Schulgeld. Auch ist eine leicht ebenso starke Vermehrung des Schulgeldes durch die

---

[36]) Instruktion für die deutschen Schulen, Vormbaum, Ev. Schulordnungen III, 281.

neue geräumige Schulstube möglich gemacht worden, weil eine namhafte Anzahl von Schulkindern aus Dölitz nach Lößnig in die Schule gehen kann. Die Schulstelle zu Lößnig kann in Ansehung des Einkommens zu den besseren gezählt werden, während die von Markkleeberg zu den besten gehört."

Den deutlichsten Beweis liefern die Schulmeisterinventarien oder Spezifikationen aus den Jahren 1729, 1743, 1759, 1788 und 1843. Als typische Beispiele wähle ich nur 2 Besoldungsverzeichnisse, die einen Zeitraum von 100 Jahren umspannen, von 1743 und 1843.

1743 unterscheidet das Inventarium folgende 11 Punkte:

1. Ein Wohnhaus zusamt Scheune und Stall, in welch ersterem 2 gute Öfen mit einer kupfernen Blase, brauchbaren Schlössern und Fenstern, auch in der Hälfte der Unterstube angemachte Bänke befindlich sind.

2. Drei halbe Acker Feld hat der Schulmeister in Gebrauch und genießt davon Bestellung umsonst. 1/2 Acker Wiese gehört ebenfalls zur Schule, wobei die Gräserei auf dem Kirchhofe und die Feldraine mit genutzet werden.

3. Wird dem Schulmeister aus der Kirche eine Kuh gehalten.

4. Zahlet die Gemeinde jährlich dem Schulmeister 1 Gulden.

5. An Schulgeld ist wöchentlich 6 Pfg., mit Schreiben 1 Groschen, Rechnen dazu aber 18 Pf. gerechnet.

6. Besoldung genießet der Schulmeister von der Kirche: 7 Gulden, 1 Groschen bar Geld, 8 Groschen vor die Pfingstmaye, 8 Groschen vor die Kirchwäsche zu waschen, hierzu 5 Gulden 15 Groschen vor das

Orgelspielen, 10 Gulden Zulage wegen des Holzes, 5 Gulden für das Seigerstellen laut Consistorialverordnung.

7. An Legatengeldern, so die Frl. Blasebalg gestiftet hat, erhält der Schulmeister vom Hofe 10 Gulden pro Mich., 10 Gulden zu Ostern und muß dafür 4 Kinder auf der Herrschaft Gutbefinden frei informieren.

8. An Accidentien ist folgendes angeführt: 4 gr. vor eine Kindtaufe, dabei der Schulmeister die Gevatterbriefe besorgt, 12 gr. vor eine Hochzeit, 4 gr. vor eine Beichtung, 6 gr. vor eine Leiche bei dem Sarge, 9 gr. vor eine Leiche bei der Abdankung, 12 gr. vor eine Leiche bei der Predigt. Was man über die ordentlichen Lieder singen läßt, wird mit einem gr. für jedes bezahlt.

9. An Umgängen hat der Schulmeister a) das Neujahr allhier und in Connewitz, b) das Gregoriussingen, geführt ebenfalls hier und in Connewitz (auch in Dölitz wegen der zur Kirche kommenden Leute).

10. 3 Gld. 8 gr. — Trankſteuerbenefizium genießet der Schulmeister zu Quasimodogeniti.

11. Vom Herrenhofe bekommt der Schulmeister Ostern, Pfingsten und bei der Kirchmesse jedesmal 3 halbe Kuchen.

Unter Gregoriussingen müssen wir uns ein Kinderschulfest vorstellen, das nach seinem Namen an die frühere katholische Zeit erinnerte, in der auch Singumgänge zu Ehren Gregors I., des Patrons der Schuljugend, stattfanden. Das Tranksteuerbenefizium, die Befreiung von der Tranksteuer, war ein Privilegium der Schulmeister, das den Geistlichen[37]) schon

[37]) Cod. Aug. I, 535. für alles Bier, „das sie für ihren Tisch zu ihrer Nothdurft brauen oder sonst bey Fassen, Vierteln

in der großen Schulordnung gewährt wurde, den Schuldienern durch ein Regulativ vom Jahre 1646.

Interessant ist auch ein Vergleich zwischen dem Lehrer- und Pfarrereinkommen etwa um die Mitte des 18. Jahrhunderts. Während der Schuldiener 83 Taler 13 Groschen erhielt, erfreute sich der Ortsschulinspektor eines etwa dreifach so großen Einkommens von 202 Talern 15 Groschen.

Das Lehrerbesoldungsverzeichnis von 1843 enthielt folgende 3 Posten:

128 Tlr.	3 gr.	6 ₰	Fixum	für den Lehrer,
10 „	—	—	„	„ die Singumgänge,
20 „	—	—	„	von der Gemeinde Dösen.
158 Tlr.	3 gr.	6 ₰		

Wir erinnern uns bei dieser Summe an das Urteil des Magisters Kori, der die Lößniger Schulstelle nach ihrem Einkommen zu den besseren zählt.

Zusammenfassend bemerken wir nun: Die finanzielle Besserstellung der Lößniger Lehrer unter Kees wurde zunächst bewirkt durch die Patronatsherrschaft, die 1745 nach Aufstellung des Orgelwerkes zwei Neuschock oder 5 Tlr. Zulage gewährte, ferner durch eine Schenkung[38]) der Jungfrau Rahel Caroline Friderike Kees, die 1803 der Kirche ein Legat von 500 Talern vermachte mit der Bestimmung, die jährlichen Zinsen dem Lößniger Schulmeister zur Verbesserung seines Gehaltes zu reichen.

---

und Tonnen einlegen und andern bey der Kannen oder sonsten nicht verkaufen".

[38]) Acta, die von der verstorbenen Jgfr. Rahel Carolinen Frideriken Kees, zu Leipzig, der Kirche zu Lößnig legirten — Fünf Hundert Taler — s. w. d. a. betr. 1803. R. A. (K. 30. Abschn. 15).

Sodann erwiesen sich Staat und Kirche fürsorglich durch mehrfache Zulagen für Heizung, Glockenläuten, Seigerstellen, Kirchwäsche reinigen, wie aus den einzelnen Spezifikationen ersichtlich ist.

Endlich war es die Gunst des Schicksals, daß der Lößniger Lehrer durch die Einschulung von Dösen seit dem 1. Februar 1842 eine wohlverdiente und gern gesehene Verbesserung seines Gehaltes um 20 Taler erlangte.

Diesen wichtigen Abschnitt von der wirtschaftlichen und sozialen Stellung der Lößniger Lehrer unter dem Patronate von Kees will ich abschließen durch eine Schilderung der Wohnungsverhältnisse des Lehrers Stöbe nach der Völkerschlacht bei Leipzig.

Am 18. Oktober 1813 wurde der größte Teil des Dorfes Lößnig eingeäschert. Auch die Schulwohnung, der daran gebaute kleine Stall und die Scheune wurden von Grund aus zerstört. Da der Wiederaufbau der Schule volle 5 Jahre verzögert wurde, war der Lehrer Stöbe genötigt, in einem Nachbargute zur Miete zu wohnen und daselbst Schule zu halten. Der Besitzer des Gutes, Kaufmann Morus, forderte in der Voraussetzung des baldigen Wiederaufbaues der Schule keinen Mietzins. Da aber der Schulbau jahrelang verzögert wurde, wurde die dem Lehrer eingeräumte Wohnung auch nicht mehr unentgeltlich gewährt. Hören wir nun, wie der Lehrer Stöbe über seine Wohnungsverhältnisse nach der Schlacht klagt:[39])

„Was die Wohnung anbelangt, so hat selbige so wenig den nötigen Raum, daß ich in der kleinen Stube mit 2 Fenstern nicht nur Schule halten, sondern

[39]) R. A. (K. 51) Acta, die Wiederherstellung der am 18. Oktober 1813 eingeäscherten Schulwohnung und Scheune zu Lößnig s. w. d., pag. 30.

auch mit Frau, 2 Kindern und Schwiegermutter wohnen muß, welches viele und empfindliche Störungen beim Unterrichtgeben verursacht. Außerdem habe ich noch eine Kammer, wo ich mit den Meinigen schlafe. Die Milchäsche müssen im Winter in der Schulstube stehen, um auch zu sahnen, und die übrigen Geschäfte beim Milchwesen auch daselbst verrichtet werden. Sonst fehlt es mir an einer Scheune, um mein bißchen Getreide (zwar nur von 1½ Acker Feld) unterzubringen und behandeln zu können. Ich habe oft nicht gewußt, bei wem ich mir den Platz dazu und eine Tenne erbitten soll. Ich bin genötigt gewesen, bei dem einen mein Getreide unter Dach zu bringen, auf der Tenne eines anderen zu dreschen und die Garben hin- und herzuschaffen, welches nicht ohne Verlust von Körnern geschehen kann. Für meine 2 Kühe habe ich zwar einen Stall, aber keinen Boden, wo ich das Futter schicklich unterbringen könnte; daher ist das Abwarten des Viehes mit Zeitverlust und vieler Beschwerde verbunden."

„Die kleine Wohn- und Schlafstube ist zwar klein, aber leicht gebaut und erfordert einen Aufwandt an Holz und Feuerung an 40 Taler, welches für meine geringe Einnahme nicht zu ertragen ist, und schon jetzt habe ich beträchtliche Schulden machen müssen, wovon ich die Zeugnisse erforderlichen Falls beibringen wollte."

„Der Platz für die Schulkinder in der Stube reicht nur eben für 30 Kinder zu. Aber ihre Anzahl beläuft sich beinahe an 50. Ein beträchtliches Teil muß daher die ganze Schule hindurch stehen, und mehrere schulfähige Kinder kann ich gar nicht aufnehmen, bis die Schule gebaut sein wird."

„Wegen Mangel an Licht (die Stube hat nur auf einer Seite 2 Fenster) vorzüglich in trüben und kurzen Wintertagen kann ein großer Teil keinen Buchstaben sehen, folglich nicht gehörig lernen, und so auch nicht schreiben, weshalb auch da nur geringe Fortschritte gemacht werden können, und wodurch sogar meine Ehre leiden muß."

„Nach so manchem harten Verluste durch die Schlacht bei Leipzig habe ich nun seit fast $2^1/_2$ Jahren in der traurigen Lage gelebt, worüber ich in dieser für meine Unglücklichen sehr langen Zeit unaufhörlich im Stillen geseufzt habe; das habe ich so lange geduldet und getragen."

Lößnig, am 7. März 1816.

Johann Gottlob Stöbe.

In dieser überaus traurigen Lage hat die bedauernswerte Lehrerfamilie noch $2^1/_2$ Jahr geduldig leiden müssen, bis schließlich am 3. November 1818, das ist 3 Wochen nach Übergabe der neuen Schulwohnung, der Tod den müden Arbeiter erlöste. Er ist es wert, daß sein Name von der Lößniger Gemeinde in Ehren gehalten wird. Von ihm gilt das Wort: Aliis inserviendo consumor — Im Dienst für andere zehre ich mich auf.

Die Schilderung der unglücklichen Wohnungsverhältnisse des Lößniger Lehrers nach der Völkerschlacht bildet den Übergang zum letzten Kapitel über das Lößniger Schulwesen unter Kees. Dieses handelt von der Unterhaltung und Beaufsichtigung des Lößniger Schulwesens.

Wer war verpflichtet, die Mittel zur Errichtung der Schule und Unterhaltung des Schulwesens aufzubringen? In dem Gesetze über Aufbringung des Auf-

wands für Kirchen und Schulen vom 8. März 1838 wird „es als ein dringendes Bedürfnis erkannt, die Schulunterhaltungspflicht durch ein Gesetz näher zu bestimmen, da nicht nur diese Last seither sehr ungleichmäßig verteilt war, sondern auch durch den Mangel gesetzlicher Bestimmungen eine Unsicherheit des Rechts entstanden ist, die zu vielfachen Streitigkeiten Veranlassung gab."

Auch in Lößnig ist es wegen der Schulunterhaltungspflicht nach Einäscherung der Schulgebäude durch die Völkerschlacht zwischen Kirche, Gemeinde und Rittergut zu einem fünfjährigen Streite gekommen.

Um die Ursachen, den Verlauf und die Entscheidung in diesem Schulunterhaltungskampfe zu verstehen, ist es nötig, ein Bild von der damaligen wirtschaftlichen Lage der Lößniger Schulgemeinde nach dem Kriege zu entwerfen.

Nach dem Herkommen war die Lößniger Schule aus dem Kirchenvermögen zu bauen. Aber der Stand des Kirchenvermögens war so niedrig, daß daraus unmöglich der Schulbau bestritten werden konnte.

Bisher hatte die Gemeinde aus dem Kirchenvermögen Gewinn und Vorteil gezogen, denn in einer Zeit von ca. 40 Jahren hatte die Kirche 301 Taler in das allgemeine Almosen gegeben. Die Kirche mußte der Gemeinde jährlich einen Platz zum Gottesacker versteuern und baute damals gerade die Gottesackerwand. Zu diesem Baue hatte die Gemeinde den Lehm vom Gemeindeacker verweigert. Auch nahm sie die Gebühren für Leichentuch und Begräbnisplätze an sich und verteilte sie. Ferner hatte die Gemeinde noch nie bei einem Kirchen- oder Schulbaue die gewöhnlichen Spann- und Handdienste getan, wodurch die Bauten für das Kirchenvermögen umsoviel erschöpfender

geworden waren. Bei Untersuchung der Mittel, die die Gemeinde hatte, um die Schule aufzubauen, war folgendes zu berücksichtigen: Der Kirchen- und Schulpatron zu Lößnig, der Oberhofgerichtsrat Kees, war zugleich Besitzer von 6 Nachbargütern.

In Gemeindesachen war deshalb seine Stimme in der kleinen Gemeinde entscheidend. Zwei andere Güter waren im Besitze zweier Leipziger Bürger, auf deren Bereitwilligkeit zum Schulbaue man sicher rechnen konnte. Außerdem besaß noch ein armer Mann ein dreiackeriges Gut, das er mit Schulden machen in den glücklichen Zeiten vor der Leipziger Schlacht erkauft hatte. Die übrigen 10—12 Häusler waren blutarme und durch das Unglück der Schlacht und durch Wiederaufbau ihrer eingeäscherten Häuser gänzlich verschuldete Leute. Also konnte man den Häuslern ohne Härte keine Geldbeiträge zum Schulbaue auferlegen.

Aber der Unterstützungsverein für Leipzigs Umgebung hatte zum Schulbaue in Lößnig 100 Taler bestimmt. Andere 113 Taler 22 Groschen waren aus der am Siegesfeste 1816 gesammelten Kollekte zum Schulbaue eingekommen. Ferner wurden damals für die Nachbarn folgende Vorschläge gemacht: Sie sollten ein Kapital borgen und auf den Gemeindeanger fundieren. Vom Gemeindeanger sollten 1, 2 oder 3 Acker verpachtet, die Zinsen vom Pachte bezahlt und der Überrest vom Pachte zur einstweiligen Zurückzahlung des Kapitals gesammelt werden. Auch wurde empfohlen, das Gemeindeholz abzuschlagen und zu verkaufen, wie es schon zum Aufbau des Hirtenhauses geschehen war. Der Schulmeister selbst erbot sich, die auf der Schulwiese stehende, beträchtliche Eiche zu verkaufen.

Das Hauptverdienst, die Schwierigkeiten und Hindernisse einer weiteren Verzögerung des Schulbaues beseitigt zu haben, gebührt dem Lokalschulinspektor Pfarrer Magister Kori, der seit 1813 in jedem Jahre die Beschleunigung des Baues durch Berichte an seine vorgesetzte Behörde forderte, ja endlich die Entscheidung durchs Konsistorium beantragte, ob die Kirche oder die Gemeinde bauen sollte oder inwieweit beide zur Mitleidenschaft gezogen werden sollten. Das Konsistorium bemerkte die Verzögerung des Baues mißfällig und forderte von der Gerichtsherrschaft Kees schleunigst Unterhandlungen mit den Einwohnern und Grundstücksbesitzern, andernfalls würde sich das Konsistorium genötigt sehen, diese Bauangelegenheit dem Lößniger Gerichte zu entnehmen und sie einem königlichen Beamten zu übertragen.

Man nahm nun Kircheninspektionswegen die Summe von 1300 Talern als Akkordquantum nebst der Schuleiche an und bestimmte nun die Steuereinheiten wie folgt: 35 1/2 Einheiten auf Kees, 6 die Richterschen Erben, 4 1/2 Herr Kaufmann Morus, 3 der Nachbar Kreusch.

Der Kirchenpatron weigerte sich jedoch, seinen Beitrag nach den besitzenden steuerbaren Grundstücken zum Schulbau zu bewilligen, sondern machte in einem Gesuche folgenden Vorschlag: Es wäre den Grundsätzen des Rechts und der Billigkeit angemessen, die Hälfte oder wenigstens den 3. Teil des Akkordquanti aus dem Kirchenärario zu verwenden und das übrige Quantum nach dem von der Kircheninspektion entworfenen Plane aufzubringen. Als dieser Vorschlag dem Pfarrer und Lehrer bekannt wurde, sahen sich beide veranlaßt, gegen das Gesuch des Kirchen- und Schulpatrons auf Grund des § XXXII der General-

artikel vom 1. Januar 1580 feierlichst zu protestieren.[40]) Auch das Konsistorium trug Bedenken, dem Gesuche des Patrons stattzugeben, begehrte vielmehr nachdrücklichst die unaufhältliche Entrichtung seines Beitrags von den besitzenden steuerbaren Grundstücken und drohte bei der Verweigerung die Eintreibung mittels Requisition.

Am 3. November 1818, also nach 5jähriger Verzögerung, wurde endlich die neue Schule, an der freilich sehr bald viele Unregelmäßigkeiten entdeckt wurden, für den Dienst übergeben. Leider war bei der Übergabe Lehrer Stöbe so schwer krank, daß einstweilen sein Sohn das Schulamt verwaltete, bis der Vater am 21. Nov. 1818 durch den Tod erlöst wurde. Von dem Dulder unter den Lößniger Lehrern legte der Lokalschulinspektor folgendes Zeugnis ab: „Dieser friedliebende Mann war treu in seinem Amte, pünktlich in seinem Kirchendienste und exemplarisch in seinem Wandel."

Der ganze Schulbaustreit läßt in der Hauptsache dreierlei erkennen: 1. Die Doppelstellung des Lehramtes zur Kirche und Lehnsherrschaft kam auch in der Schulunterhaltungspflicht zum Ausdrucke.

2. Unter dem Keesschen Patronate trat insofern eine wichtige Änderung ein, als die Gemeinde bei der Errichtung der Schule die Hauptlast auf ihre Schultern

---

[40]) R. A. a. a. O. pag. 60: Da aber in der Lößniger Gemeine Bewegungen gemacht werden, die etwas anderes erzielen: so sehe ich mich veranlaßt, in Beziehung auf das angeführte Gesetz gegen Erhebung von Beiträgen aus dem Kirchenvermögen Vorstellung zu tun und namentlich den Genuß der dem Pfarrer und Schulmeister zu L. aus dem dasigen Kirchenärar zustehenden emolumente durch diese von mir und dem Schulmeister unterzeichnete Protestation feierlich zu verwahren. 9. Oktober 1817.

nahm. Die Schulbeiträge wurden nach den Vermögensverhältnissen der Beitragspflichtigen abgestuft.

3. Das Hauptverdienst an dem Zustandekommen des Schulbaues gebührt nicht dem Kollator, sondern dem freimütigen und energischen Wirken des Lokalschulinspektors Kori, der die Rechte des Lößniger Lehrers mit wachsamem Auge, beredtem Munde und gewandter Feder schützte.

Am 1. Februar 1842 trat durch die Einschulung von Dösen nach Lößnig noch eine neue Bestimmung für die Schulunterhaltungspflicht auf. In § 2 des Einschulungs-Rezesses[41]) wurde festgesetzt, daß die Dösener Gemeinde zu den Lasten des Schulunterrichts alljährlich 45 Taler zahlen sollte ohne Beschränkung auf eine gewisse oder die damalige Kinderzahl, ferner ohne je einen höheren Beitrag zu irgendwelchem Zwecke ihr anzusinnen. § 3 lautete: Das Eigentum des Schulhauses zu Lößnig, sowie der Lößniger Schulkassenfonds verbleiben der Gemeinde daselbst unbeschränkt; § 10: Der bisherige Parochialverband der Gemeinde Dösen mit Probsthaida bleibt unverändert und werden die Dösener Katechumenen auch fernerhin in Probsthaida konfirmiert.

Obwohl die Unterhaltungspflicht für das Schulwesen mehr und mehr auf die Gemeinde überging, blieb doch das Aufsichtsrecht den kirchlichen Organen. Die Pfarrer von Markkleeberg und Lößnig übten als Ortsschulinspektoren das Aufsichtsrecht über die Lößniger Lehrer. Es hat unter dem Keesschen Patronate allzeit ein friedliches Verhältnis zwischen Kirchen- und

---

[41]) Pf. A. M. Acta über Schul- und Schulvorstandssachen zu Lößnig. Vol. II. NB. Gegenwärtig im Pfarrarchive zu Lößnig Schr. I. Loc. II, 6.

Schulverwaltung bestanden, was sicher zum Segen für das Lößniger Schulwesen geworden ist. Ich hebe dieses harmonische Verhältnis besonders hervor, weil in anderen Leipziger Landgemeinden wegen der Enge der ländlichen Verhältnisse die persönliche Abneigung und Mißgunst zwischen Ortsschulinspektor und Lehrer zum Schaden der Schule gewesen ist.

Aus dem Jahre 1840 ist noch ein Osterprüfungsbericht[42]) des Lokalschulinspektors erhalten, der fesselfrei, ohne Selbstruhm und Bemäntelung das Fazit der Jahresarbeit zieht, also dem Ephoralamte zu Leipzig schriftlich Rechnung über den pädagogischen Haushalt des Lößniger Schulwesens ablegt. Er enthält alles Wesentliche, was die Erziehungs- und Unterrichtsarbeit nach Erfolgen und Mißerfolgen betrifft. Darin heißt es unter anderem: „Nach § 166 des Schulgesetzes ist dem Lokalschulinspektor die Klassen- und Zensurtabelle überschickt worden. Die Schulprüfung selbst, die von 7—10 Uhr mit der 1. Klasse von 15 Kindern, und von 10—12 mit der 2. Klasse von 37 Kindern gehalten ward, entsprach ziemlich den Wünschen und Anforderungen, welche man billigerweise an Elementarvolksschule machen kann, indem Lehrer und Lernende sich bemühen, dem Ziele nahe zu kommen, das ihnen gesteckt ist. Der Lehrer arbeitet mit Fleiß, Geschicklichkeit und Treue in seinem Berufe und weiß gute Zucht, Ordnung und Sitte unter seinen Schülern zu halten. Besonders erteilt er den Religionsunterricht mit Klarheit, Wärme und Begeisterung und ist bemüht, bei Durchgehung der gehaltenen Sonntagspredigten die verkündete Lehre des Christentums auf das praktische Leben der Kinder anzuwenden. Auch bei der

[42]) Pf. A. M. a. a. O.

letzten Schulprüfung bewährte er in der von mir ihm gestellten Aufgabe und namentlich in der nach Ephes. 4, 15[43]) gehaltenen Katechisation aufs neue seine Geschicklichkeit und sein Streben, textgemäß, logisch richtig und praktisch für die Kinder zu sprechen. Die Kinder gaben nicht nur in dem Religionsunterrichte wohlbedachte und richtige Antworten, sondern zeigten auch in den anderen Unterrichtsgegenständen, als in der Geographie und deutschen Sprache lobenswerte Kenntnisse und waren auch mit der neuen Münzrechnung nicht unbekannt. Nur der Gesang ließ noch mehr Reinheit, Kraft und Festigkeit zu wünschen übrig, sowie auch im Lesen, Schreiben und Innehaben der Hauptstücke die nötige Fertigkeit und Festigkeit vermißt ward. — Übrigens zeichnete sich nach Verhältnis die 2. Klasse vor der 1. aus und berechtigte zu den schönsten Hoffnungen für die Zukunft. — Unsittlichkeiten waren nicht vorgefallen, und die Tanzböden blieben von den Schulkindern unbesucht. Aus der 1. Klasse wurden 7 Konfirmanden entlassen und dafür 7 Kinder aus 2. Klasse in die 1. bei der am Tage der Schulprüfung vorgenommenen Inspektion versetzt, wogegen in die 2. Klasse 7 schulpflichtig gewordene Kinder aufgenommen wurden. Die Schulversäumnisse haben laut Schulversäumnisbuch abgenommen, und die Inventarienbücher, wie sie in der letzten Schulkassenrechnung aufgeführt stehen, waren sämtlich vorhanden."

Der Bericht kennt keinen „Schreiber- und Rechnerfrondienst", der durch Darstellung in tabellarischer Form mit prozentualer Berechnung geschieht, wie sich jüngst ein moderner sächsischer Pädagog auszudrücken pflegte.

---

[43]) Lasset uns aber rechtschaffen sein in der Liebe und wachsen in allen Stücken an dem, der das Haupt ist, Christus.

Aus den in den Lößniger Schulakten zerstreut aufgefundenen Briefen und Zetteln, die inhaltlich auf einen herzlichen Verkehr zwischen Pfarrer und Lehrer schließen lassen, ist ersichtlich, daß der Ortsschulinspektor die wahre Erziehungskunst im Lichtanzünden, Lebenerwecken und Liebeüben erblickte.

Die nächste Instanz der Schulaufsicht bildete die Superintendentur, die durch gütliche Vergleiche und friedliche Verhandlungen persönliche Angelegenheiten der Lößniger Lehrer erledigte und besonders die Prüfungen der anzustellenden Lehrer abhielt.

Die entscheidende Disziplinargewalt hatte das Konsistorium zu Leipzig, das bei folgenden Gelegenheiten in Lößnig die Entscheidung[44]) traf:

Als bei der im Anfange des Jahres 1763 in Lößnig grassierenden Viehseuche außer den 30 in der Gemeinde verstorbenen Rindern auch die Kuh des Lehrers Spillner der Seuche zum Opfer fiel, hielt es der Patron Kees für dienlicher, statt Anschaffung einer Kuh für den Preis von 30 Talern dem Schulmeister eine Vergütung seines Schadens aus dem Kirchenärario von jährlich 6—8 Talern zu verwilligen. Dagegen wendete der Schulmeister ein, daß er dann außer Stand gesetzt würde, sein Schulfeld gehörig zu bestellen, davon er doch hauptsächlich leben müsse. Das Konsistorium entschied im Sinne des Lehrers.

Mitgeteilt ist bereits die Konsistorialentscheidung bei der Verzögerung des Schulneubaues nach der Völkerschlacht.[45])

---

[44]) M. d. K. u. ö. U., Acta, die Schulangelegenheiten zu Lößnig betr. Kreisdirektion zu Leipzig, Sect. V. 1837. L. Markkleeberg. 50.

[45]) Siehe pag. 163.

Einmal hat auch das Konsistorium die Autorität und das Recht des Lößniger Lehrers in einem langwierigen Streite[46]) zwischen dem Gutsbesitzer Bodmer und dem Pfarrer und Lehrer geschützt. Aus dem Bittschreiben des Lehrers Stöbe um Schutz durchs Konsistorium geht hervor, daß Bodmer als Nachbar der Schule letzterer zum Schaden und dem Lehrer zum Ärgernis eine Bretterwand dicht vor das südliche Schulstubenfenster baute und dadurch dem Zimmer das beste Licht entzog. Bei dem Befestigen der Bretterwand in dem Schulgebäude während der Unterrichtszeit stürzte infolge der Erschütterungen der Putz von den Wänden, daß der Unterricht geschlossen werden mußte. Vor dem Baue der Bretterwand hatte er an das mittägliche Schulstubenfenster einen Hund hängen lassen, der dem Lehrer einige Wochen lang die unangenehmsten Störungen bei seinen Schularbeiten verursachte. Die Leute, die auf der vorüberführenden Straße stehen blieben, machten ihre Bemerkungen über den Schimpf und das Unrecht, das der Schule angetan wurde. Der Lehrer fühlte sich aufs tiefste gekränkt und suchte besonders seine Frau zu beruhigen, die tagelang Tränen vergoß. Nachdem Stöbe um Abhilfe der Schäden und Schutz seiner Autorität gebeten hatte, erfolgte wegen gerichtlicher Klage zwischen Bodmer und dem Ortsschulinspektor in dieser Angelegenheit eine oberflächliche, ja illegale Besichtigung der Schule; denn die Hauptpersonen, der Ephorus, die verpflichteten Baugewerken und der Lokalschulinspektor waren bei der Besichtigung nicht zugezogen worden. Der Streit endigte schließlich zu Gunsten der Schule und zum Schutze des Lehrers. Bodmer wurde zur Abstattung sämtlicher Kosten verurteilt.

---

[46]) R. A., K. Nr. 45. Beschwerde gegen Bodmer 1808.

Schluß.

Zum Schlusse unserer Untersuchung soll nur noch kurz auf die wichtigsten Tatsachen hingewiesen werden, die für die Schulgeschichte Lößnigs im letzten halben Jahrhundert von Bedeutung geworden sind. 1850 wurde das Lößniger Schulamt nach dem Tode Begandts erst durch den Seminarzögling Rost, nach dessen Rückberufung in die Anstalt durch den Kandidaten der Theologie Ludwig Robert List interimistisch verwaltet. Das Kgl. Ministerium des Kultus und öffentlichen Unterrichts drohte mit Besetzung durch eigene Resolution. Das Hindernis, das bisher der Designation eines Lehrers entgegenstand, war der Verkauf des Rittergutes, das von Herrn Kees auf Zöbigker an einen damals noch nicht beliehenen Herrn Graichen, Gutsbesitzer in Altmörbitz bei Borna, übergegangen war. Graichen erwählte baldigst den Lehrer Vogt, dem vom Landeskonsistorium wegen seiner vorteilhaften Zeugnisse die Beförderungsprüfung erlassen wurde.

Das erste Werk der neuen Patronatsherrschaft für das Lößniger Schulwesen war ein Antrag auf Herabsetzung des Schulgeldfixums für den Lehrer von 128 Taler 2 gr. 6 ₰ auf 68 Taler 2 gr. 6 ₰. Die Begründung des Antrags lautete: „Wegen Armut des größten Teils der Lößniger Gemeindeglieder."

Unter diesen Bericht der Schulinspektion schrieb der damalige Superintendent mit energischen Zügen: „Dr. Großmann erklärt sich als unbedingter Gegner des Antrags."

Nach alljährlich wiederkehrenden Schmälerungen und Vorenthaltungen des Lehrergehaltes klagte Lehrer Vogt im Jahre 1856: „Die Lößniger Gemeinde weigert sich fortwährend, um ihre seit 1848 geträumte Freiheit in Absicht auf die Schule durchzusetzen, unter dem

Vorwande der herrschenden Teuerung und Armut in hiesiger Gemeinde, mir den sauer verdienten Lohn zu gewähren, wodurch ich nicht selten in die größte Verlegenheit versetzt werde, nicht wissend, wovon ich die notwendigsten Lebensbedürfnisse bestreiten soll. Nicht Armut ist die wirkliche Ursache dieser traurigen Erscheinung, sondern einmal die Freiheitsideen von Gesetz und Abgaben wie anno 1848 — und sodann die sündlichen Lustbarkeiten, wofür der letzte Groschen hingegeben wird."

Die Gemeinde hatte ihm damals 3/4 Jahr lang kein Gehalt gezahlt und schuldete ihm noch 126 Taler 22 gr. 8 ₰.

Lehrer Vogt, der 1815 geboren und auf dem Lehrerseminare zu Graifenhain bei Frohburg unter Magister Pohlenz und Kantor Spühr vorgebildet worden war, kam noch vor Beendigung seines Seminarkursus im Alter von 17 Jahren als Kinderlehrer nach Cöllnitz und Obertitz bei Groitzsch, wo zur Zeit noch die Wandelschule und der Reihetisch bestanden, dann nach Stünz, wo er 1835 ständiger Lehrer wurde, endlich 1850 nach Lößnig, über das er in seinem Lebenslaufe folgendermaßen urteilt: „Vor wenig Wochen gefiel es der Vorsehung, mich in nächster Zeit an einen größeren Wirkungskreis zu versetzen, in einen Ort, welcher auf Grund der sogenannten Errungenschaften der Neuzeit durch Bildung einer freien Gemeinde nicht verschont geblieben ist. Wohl glaube ich, daß ich mit vielen Schwierigkeiten und Hindernissen werde zu kämpfen haben. Allein das Wort des Herrn: Du sollst hingehen, wohin ich dich sende, und predigen, was ich dir heiße; fürchte dich nicht vor ihnen, denn ich bin bei dir und will dich erretten — dies ist mein Trost."

1874 wurde Vogt wegen eines schweren Augen- und Halsleidens pensioniert. Sein Gesuch, ihm statt 33 doch 37 Dienstjahre für die Pension anzurechnen, hatte Erfolg. Vogt erachtete dies als den schönsten Lohn für sein langjähriges Wirken in Kirche und Schule.

Nach Vogt amtierte der auf dem Freiherrn-Fletcherschen Seminare in Dresden vorgebildete Lehrer Johann Georg Hempel. Unter ihm verlor das Lößniger Schulwesen am 15. April 1875 die seit 1842 eingeschulte Gemeinde Dösen, die wegen angesonnener Erhöhung der Schulgeldbeiträge gegen § 2 des Einschulungs-Rezesses den Vertrag aufkündigte.

Seit 1878 amtiert als letzter noch lebender Lößniger Lehrer Heinrich Theodor Roßberg, der seine Vorbildung auf dem Lehrerseminare in Borna erhalten hat. Er erlebte 1888 die Weihe der letzten Lößniger Schule, 1891 die Vereinigung mit Leipzig und seit 1894 die allmähliche Einschulung von Lößnig nach Connewitz, die Ostern 1903 gänzlich erfolgte. In absehbarer Zeit wird die Lößniger Schuljugend den Neubau der 31. Bezirksschule besuchen.

Eine kurze Zusammenfassung unserer schulgeschichtlichen Untersuchung ergibt nun folgende Antworten auf die in der Einleitung gestellten Fragen:

1. Die Wiege des Lößniger Schulwesens wurde zur Zeit der Lokalvisitationen 1578, 79 und 80 gezimmert. Die Lößniger Schule hat ein Alter von 300 Jahren erreicht; denn die Legitimation ihrer Selbständigkeit datiert von 1594; ihr Absterbungsprozeß begann 1894.

2. Zu den fördernden Momenten ihrer gesunden, stetigen Entwickelung gehören außer den staatlichen Verordnungen und Gesetzen:

a) der 250jährige Schutz der Schule und das sichtliche Interesse für dieselbe bei den beiden lehensherrlichen Familien und Patronatsherrschaften von Blasebalg und Kees;

b) die ungeschwächte Fürsorge der geistlichen Aufsicht und das harmonische Verhältnis zwischen Kirche und Schule;

c) die fleißige, treue, geschickte, meist langjährige Arbeit der Lößniger Lehrer, die mit verhältnismäßig guter Vorbildung und meist mit praktischer Erfahrung in das Lößniger Schulamt kamen und einen exemplarischen Lebenswandel führten;

d) endlich auch die Nähe der Großstadt Leipzig.

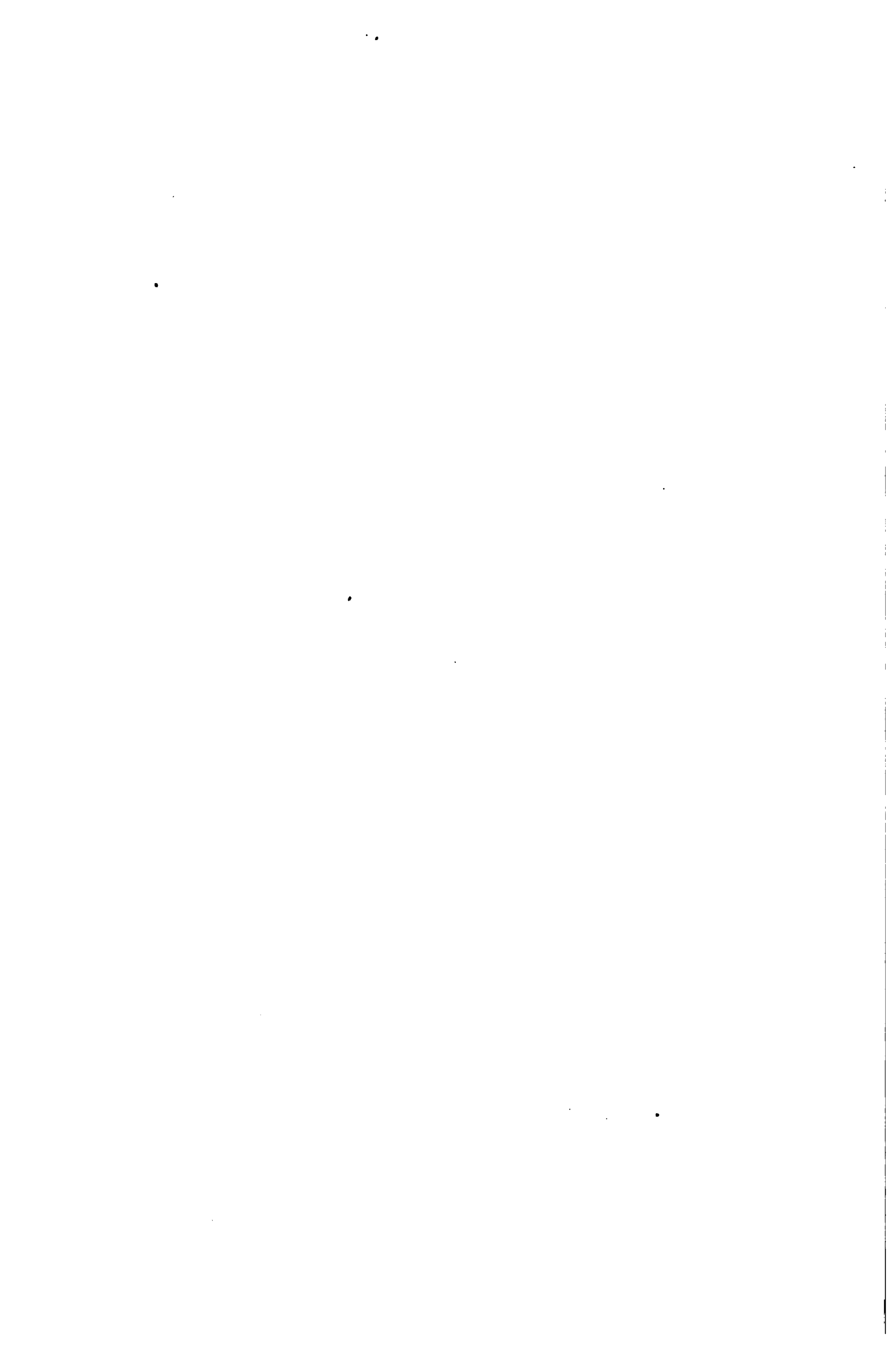
3. Zwischen den Lehrkräften des Lößniger und Markkleeberger Schulwesens bestand ein edler Wetteifer. Dölitz schickte früher Kinder nach Lößnig, wenn in der Lößniger Schule genügend Raum vorhanden war und beim jeweiligen Lehrer besonderer Fleiß gespürt wurde. Dösen war von 1842—1875 nach Lößnig eingeschult. Connewitz wurde von 1894 an Pflegebefohlene für das alternde, absterbende Lößnig.

4. Lößnig gehört zu denjenigen sächsischen Landgemeinden, deren Schulwesen sich unter der Pflege und dem Schutze der weltlichen Macht im Orte selbst günstig entwickelte, wegen der Nähe der Großstadt aber das Schicksal der Einverleibung und Angliederung an einen großen Schulorganismus mit dessen Segnungen erlebte. Während viele treue Schuldiener von Lößnig schmerzlich bekennen mußten: Aliis inserviendo consumor (Im Dienst für andere zehre ich mich auf), kann das große Leipziger Schulwesen, das für viele einverleibte Vororte nunmehr schon über ein Jahrzehnt segensreich gewirkt hat, freudig und stolz bekennen: Aliis inserviendo augeor (Im Dienst für andere wachse ich).

Anhang.

Verzeichnis sämtlicher Lößniger Lehrer von 1558—1903.

1558—1594 Gallus Nater.
1594—1600 Johann Hellriegel (Riegell).
1600—1608 Matthias Fischer.
1608—1616 Martinus Anders.
1616—1618 Hans Kirchhoff.
1618—1619 David Lippach.
1619—1625 Hans Greulich (Grawlich).
1625—1644 Philipp Höffer.
1644—1654 Jobst Vogel.
1654—1666 Gottfried Weißenhoff.
1666—1677 Hans Stahl.
1677—1680 Christofel Metzner.
1680—1704 Georg Proleß.
1704—1723 Bernhard Heinrici.
1723—1729 Gottl. Friedr. Gutte.
1729—1743 Joh. Mich. Krug.
1743—1759 Joh. Aug. Wolff.
1760—1788 Joh. Friedr. Spillner.
1788—1798 Christ. Friedr. Gutte.
1798—1818 Joh. Gottl. Stöbe.
1818—1850 Christ. Gottl. Begandt.
1850—1874 Heinrich Vogt.
1874—1878 Joh. Georg Hempel.
1878—1903 Heinr. Theod. Roßberg.

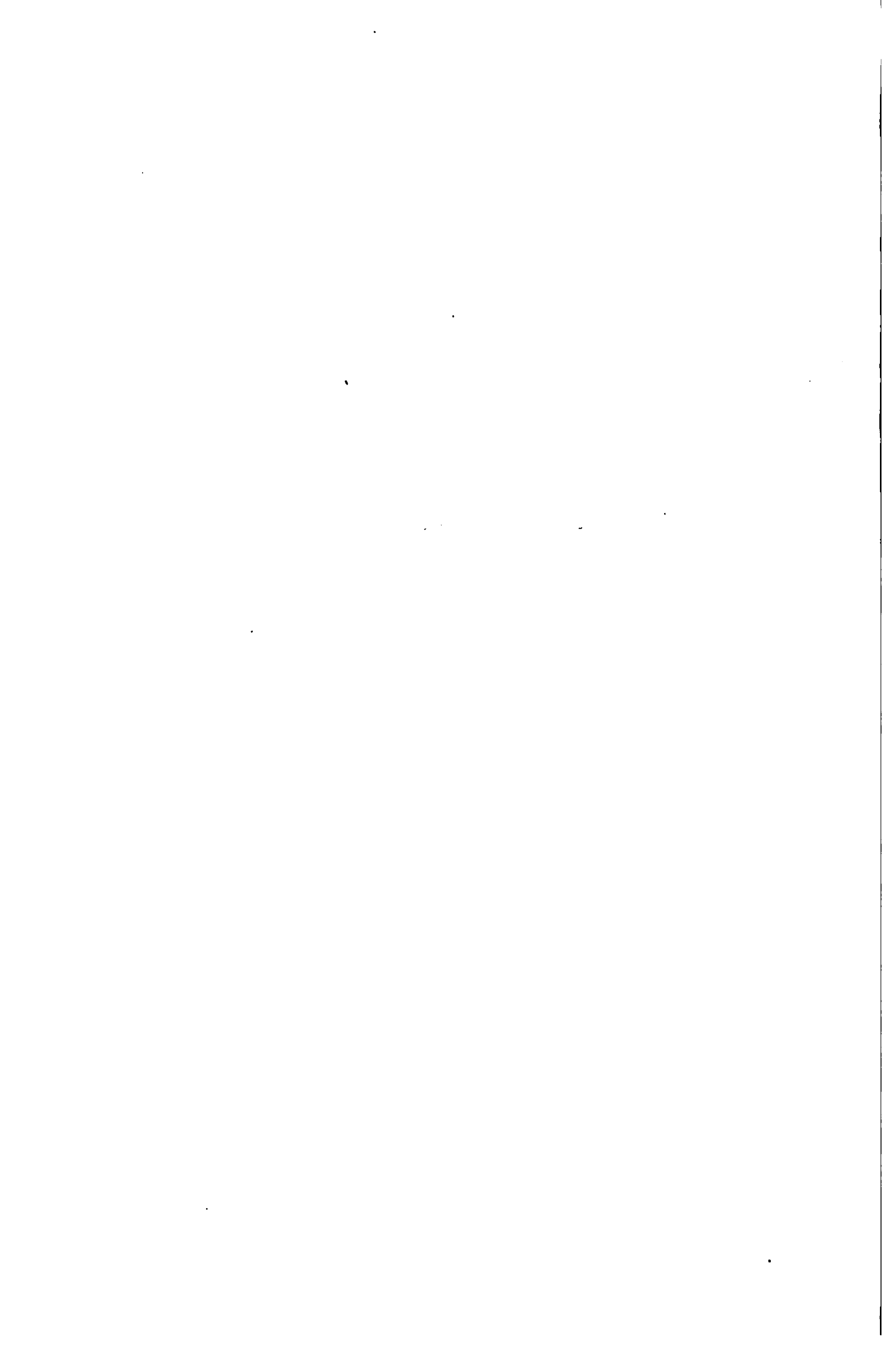


Hans Pfriem

im Märchen und im Weihnachtsspiel.

Von

Dr. Ernst Kroker.





Weiteren Kreisen ist Hans Pfriem schon lange fremd geworden. Wer sich mit Luthers Tischreden oder mit den deutschen Weihnachtsspielen beschäftigt, der kennt wohl seinen Namen, und in den Kinder- und Hausmärchen der Gebrüder Grimm kann man eine freie Umgestaltung des alten Märchens von Hans Pfriem lesen, aber wie viele lesen denn wirklich noch die Grimmschen Märchen? Wo Fitzebutze und Rautendelein nahen, da fliehen Dornröschen und Rotkäppchen, und wie das Christkind in unserer Gegend von dem „Weihnachtsmann" verdrängt wird, so ist schon viel früher Hans Pfriem vor dem Knecht Ruprecht gewichen. Jetzt erzählt wohl niemand mehr den Kindern von diesem drolligen Gesellen, und doch war er einmal in Thüringen und Sachsen eine wirklich volkstümliche Gestalt und als Begleiter des Christkinds, als Fuhrmann des Christkinds alt und jung vertraut.

Zum erstenmal begegnen wir seinem Namen in einer protestantischen Flugschrift vom Jahre 1524. Er heißt hier freilich Niklas, nicht Hans, und Niklas, Nickel, Nikolaus ist wohl sein ursprünglicher Vorname. Bevor Luther von Hans Pfriem erzählt hat, wird das Volk von Niklas Pfriem gesprochen haben; da aber

alle späteren Bearbeitungen des Märchens unmittelbar oder mittelbar von Luthers Erzählung abhängig sind, so hat der Vorname Hans, den Luther eingesetzt hat, den alten Vornamen Niklas völlig verdrängt.

Die Flugschrift[1]), die seinen Namen zum erstenmal nennt, hat den Titel: „Klag vnd antwort von Lutherischen vnd Bebstischenn pfaffen vber die Reformacion so neulich zu Regenspurg der priester halben außgangen ist im Jar MDXXIIII." Darin halten die Lutherischen Pfaffen den Papistischen vor, man dürfe nicht der Menschen Lehre (die Kirchenväter) in Gottes Wort (die heilige Schrift) mengen; habe doch selbst Augustinus bekannt, wo seine Lehre dem Worte Gottes nicht gemäß sei, da solle man sie mit nichten annehmen: „Aber ir — so fahren die Lutherischen fort — keret euch nichts daran. Welche leer euerm gewalt, eer und herligkait mer dienet und füglicher ist, got geb sie sei auß Gott oder auß dem teufel, es habs Claus Narr oder Niclas Pfriem geredt, die nempt ir an."

Klaus Narr, der hier in enger Verbindung mit unserm Pfriem genannt wird, ist in der Sächsischen Geschichte und Literaturgeschichte wohlbekannt. Während dreier Generationen war er der Hofnarr der Sächsischen Fürsten. Als sein Geburtsort wird gewöhnlich das Dorf Ranstedt bei Eckartsberga oder Ranis bei Pößneck angegeben; mehr Glauben scheint eine schon 1536 niedergeschriebene Nachricht[2]) zu verdienen,

---

[1]) O. Schade, Satiren und Pasquille aus der Reformationszeit. 3, 139.

[2]) Von Peter Ackermann, siehe den Aufsatz von Fr. Schnorr von Carolsfeld im Archiv für Literaturgeschichte. 6, 277 ff. Um dieselbe Zeit erschien auch schon das älteste Volksbuch von Klaus Narr. Goedeke, Grundriß zur Gesch. der deutschen Dichtung. 2, 558 kennt nur die Büttnersche Bear-

die ihn 1425 oder 26 in dem Dörfchen Roda bei Weickelsdorf halbwegs zwischen Naumburg und Zeitz geboren sein läßt. Seine Eltern wären arme Bauersleute gewesen, sagt eben diese Nachricht, und Klaus hätte die Gänse gehütet, ehe ihn Kurfürst Friedrich der Sanftmütige zu sich genommen hätte. Eine spätere Nachricht erzählt weiter noch, der Kurfürst wäre einmal vorbeigeritten, während Klaus gerade die Gänse hütete; neugierig, wie Klaus war, wollte er den Fürsten gern sehen, aber klug, wie er war, fürchtete er, seine Gänse könnten ihm inzwischen davonlaufen, und so schob er denn die Tiere eins zwei drei mit ihren langen Hälsen unter seinen Leibgurt, da vergaßen sie freilich das davonlaufen für immer, dem Kurfürsten aber gefiel der närrische Bursche mit den erdrosselten Gänsen am Gürtel so gut, daß er ihn als seinen lustigen Rat, als Hofnarren mit sich nahm. In derselben Stellung diente Klaus auch den Söhnen Friedrichs des Sanftmütigen, Kurfürst Ernst und Herzog Albrecht, und endlich auch noch den Söhnen Ernsts, Herzog Ernst, der in Magdeburg Erzbischof war, und Kurfürst Friedrich dem Weisen. Erst 1515 soll er, fast 90 Jahre alt, in Altenburg gestorben sein.

Daß Klaus Narr eine geschichtliche Gestalt ist, daß er wirklich gelebt hat, daran wird niemand zweifeln, und in der engsten Verbindung mit Klaus Narr wird nun unser Pfriem genannt, und die Art und Weise, wie er eben nur ganz kurz genannt wird,

---

beitung von 1572, aber schon 1536 war eine gedruckte, wie es scheint völlig verschollene „Claus Narren Historia“ erschienen, und aus dieser hat offenbar Wolfgang Büttner geschöpft; ebenso ist wohl Ackermanns Nachricht durch die Historia von 1536 angeregt worden. Archiv für Gesch. des deutschen Buchhandels. 16, 161; 166 und 181.

deutet darauf hin, daß auch er in Sachsen und Thüringen eine volkstümliche Gestalt war, deren Namen man nur zu hören brauchte, um eine ganz bestimmte Vorstellung damit zu verbinden.

Pfriem ist ein rechtes Abbild des Sächsisch-Thüringischen Volksstamms. Er ist der „helle" Sachse, naseweis, keck, rechthaberisch, ein sciolus und criticus, wie Luther sagt, das ist ein Mann, der alles besser wissen will. In der Literatur des 16. und 17. Jahrhunderts aber tritt er uns in zwei verschiedenen Rollen entgegen: 1. als neuer Ankömmling im Himmel in einem Märchen, und dies ist gewiß das ältere; und 2. als Fuhrmann des Christkinds im Weihnachtsspiel.

Das Märchen von Hans Pfriem — er heißt nun stets Hans — begegnet uns zum erstenmal in Luthers Tischreden, und zwar in allen Einzelheiten schon völlig ausgebildet. Die Rede läßt sich ziemlich genau datieren; sie gehört in die Tage zwischen dem 4. und 12. Dezember 1536. Der Tischgenosse, der sie an Luthers Tische nachgeschrieben hat, ist Anton Lauterbach, seit 1539 Superintendent in Pirna. Die Rede ist zum größten Teil lateinisch. Ich gebe sie hier links im Originaltext wieder, so wie sie in meiner Publikation von Luthers Tischreden in der Mathesischen Sammlung als Nr. 718 veröffentlicht ist[8]); rechts davon steht die gleich noch zu erwähnende ausführlichere deutsche Bearbeitung.

---

[8]) Noch nicht datierbar war die Rede in den älteren Veröffentlichungen von Bindseil, D. Martini Lutheri Colloquia, 1, 429 und Lösche, Analecta Lutherana et Melanthoniana. 216 (Nr. 338).

Contra
sciolos et criticos.

Gott will sein regiment also furen, das im nimands soll einsprechen, und die welt kans doch nit unterlassen. Ideo fingitur fabula de auriga paupere Hans Pfrim. Cui commissum est, vivere in paradiso et frui illius deliciis, ea conditione, ut omnia permitteret vadere, sicut vellent Dei voluntate.

Ingressus invenit haurientes aquam vase sine fundo et inani labore defatigari; praeterivit et vix potuit se continere.

Folget ein schön Geticht
von Hans Pfriemen.

Gott will sein Regiment also furen, das Jm niemandt soll einreden, Die welt aber kan es nicht laßen, sie muß dawider reden, was Gott redet vnd thut. Darumb hat man diß Getichte gemacht von Hans Pfriemen.

Es war ein armer Furman geheißen Hans Pfriemen, Dem ward von Godt zugelaßen, daß er mocht im Paradiß sein, vnd mit genießen aller freud vnde lust, so im Paradiß ist. Doch mit dem bedinge, das er kein Einrede thun solte in irgend einer sachen, Sondern stillschweigen, vnnd jm gefallen laßen, was er im Paradiß horen vnd sehen wurde.

Da er nü im Paradiß war, vnd sich darinne vmbsahe, fand er etliche, die schefften waßer mit eim Vaß, welches keinen Boden hatte. Als er solches sahe, ward er vnwillig, vnd dachte bej sich selbs, wie seltzam vnd nerrisch gehets hie zu? Warumb machen sie diese mude mit vergeblicher Erbeit, Denn er wolte das Regiment im Paradiß meßen, nach dem Regiment auff Erden, wie sich Furleute Knecht vnd Megde zum Wasserschepffen stellen, vnd stellen mußen bej dem Pferdstall vnd Kuestall, vnd hette gern dawider geredt, gedachte doch daran, mit was bedinge er ins Paradiß komen were, gieng für vber, vnd schweig stille.

Postea vidit duos fabros lignarios portantes lignum, quod in domum ferre non poterant, quia neuter praecedere volebat, sondern gingen die quer; hoc etiam difficile tacuit.

Er kam furbas, vnd ward gewar das zwen Zimmermenner einen großen langen Balcken trugen, Denselben hatten sie auff die Schulteren gefaßet vber zwericht, vnnde stießen damit an, an allen seiten vnd kunden nicht fortkomen. Denen sahe er zu, dachte in seinem hertzen, Welche vngeschickte Tölpel sind das? Sie solten den Balcken in die Lenge faßen, so kunden sie damit fortkomen, vnd kundt sich schwerlich enthalten, das er Jhnen nicht einredet, Doch enthielt er sich, gieng fort, vnd schweig stille.

Tertio invenit aurigam in luto haerentem, qui cum quatuor equis non possit liberari, spannet er 2 pfer hinden an; hoc ille, cum de suo foro esset, non potuit simulare, incepit illum increpare: Et ita transgressus est conditionem et expulsus est paradiso.

Da er furbas gieng, fand er einen Furman, Der hadde vier Pferde vor einem wagen, vnd war besteckt blieben im Kott, Da er nhu auß dem Kott nicht kundt nam er zwey Pferde, so vor dem Wagen gingen, vnd spannet sie hinden an den Wagen, vnd treib die hindersten Pferde eben so sehr als die fordersten. Als solchs Hans Pfriemen sahe, das es seines Handtwercks war, kundt er sich nicht mehr enthalten, schalt den Furman vnd sprach: Ey du großer Narr, was machstu da? Wiltu den Wagen auff stucken reißen, vnd die Pferde mutwillig on alle not verderben? Spanne die Pferde alle vier vor den wagen, vnd treib sie mit gewalt an, so bringestu den Wagen aus dem Kott. Vnd meinte der Thor, er hette es woll getroffen vnd recht außgerichtet, vnd mit seiner

Klugheit seinem Gespan auß dem Kott gehulffen, Aber er hatte gehandelt als ein Narr, da er am klugesten sein wolt, vnde wider das bedinge gethan, vnd verdienet, das er auß dem Paradiß solt gestoßen werden.

Cui cum Petrus occurrisset, interrogavit, cur exiret? Respondit: „Ich mus heraus und hab dennoch unsern Herrgott nit verrathen, als du!"

Darumb wardt zu Jhm erstlich Petrus von Gott gesandt, das er Jhm den Befehl bringen solte. Derselb kam, vnd sprach: Horestu Hans Pfriem, Der HERR leßet dir sagen, weil du das bedinge nicht gehalten, Sondern Gottes Gebodt vbertretten hast, So soltu das Paradiß reumen. Hans Pfriem antwortet: Wie? Soll Jch das Paradiß reumen? Vnd hab es doch vmb Gott nicht so sehr verschuldet als du? Wie kan das recht sein? Hastu doch unsern HErn Gott verleugnet, vnd bleibest dennoch im Paradiß, vnd Jch soll vmb eines wordes willen draus gestoßen werden, Nein, nicht also. Petrus schemet sich vnd zoch ab.

Postea Paulum persecutorem calumniatus est,

DO sandte Gott Paulum, der kam vnd sprach: Hans Pfriem Du solt das Paradiß reumen. Aber Hans Pfriem weiset Paulum auch groblich aff vnd sprach: Du hast die Gemeine Gottes verfolget, vnd den Sohn Gottes gelestert vnd geschmehet, vnd bleibest gleichwoll im Paradiß, vnd Jch hab ein Wort oder Zwei geredt vnd soll herauß. Paulus schemet sich auch vnd ließ von Jhm ab.

Da wardt gesandt Maria Magdalena, derselben andtwortet Hans Pfriemen gleicher weise, vnd sprach: Du bist ein offentliche Sunderin gewesen, vnde heissest mich das Paradiß reumen.

tertio Mosen incredulum notavit: Er wehre nicht ein solcher gewest!

Es wardt gesandt der Heilige Man Moses als den er billich furchten solte, weil Jhn die Feinde furchten musten. Aber Hans Pfriem blieb auff seiner meinung, vnd sprach zu Mosi: Wiltu mich auß dem Paradiß treiben? Weissestu nicht, das du vnsern HERRN Godt durch vnglauben vnd Zweiffel geunheiliget hast fur den Kinderen Jsraël, da du den Felß soltest schlahen mit dem Stabe das er waßer gebe?

Et ita omnes homines cavillatus. Tandem venerunt innocentes pueri, cum illis lusit, schuttelt inen die pirrn.

Als nhu Hans Pfriem keinen Gesandten hören wolt, vnd sie alle zu taddelen wuste, Sandte Gott zu Jhm die vnschuldigen Kindlin. Da dachte Hans Pfriem: Awe, das will arg werden, Wie soll ich mich nu auffhalten, das Jch im Paradiß bleibe? Die vnschuldigen Kindlin kan Jch nicht taddelen. Were Jch nur auff dis mal loß, Jch wolte hinfurt woll stillschweigen, vnd wider das Regiment im Paradiß keine Einrede mehr don. Dachte by sich suluest: Jch weiß, was Jch thun will, Jch will mit den Kindlin spielen, vnd versuchen, wie ich sie mit gute von mir bringe. Vnd ehe die vnschuldigen Kindlein nahe zu Jhm kamen, stieg er auff einen

Bawm, vnd schuttelte viel Epffel erab, rieff den Kindlin zu vnd sprach: Kompt her, lieben Kindlin, kompt her, Leset getrost auff; Wen Jhr die Epffel vnter diesem Baum auffgelesen habt, so will Jch auff einen anderen steigen, und mehr herab schutteln. Solches gefiel den Kindlein woll, vnd gerieten also an die Epffel, vnd vergaßen des Befhels, vmb welches willen sie außgesandt waren, vnd laß ein igliches Kindlin seinen Geren voll, giengen dauon vnd ließen Hans Pfrimen bleiben.

et tandem permansit in paradiso, simulans postea egregie.

Also blieff Hans Pfriem im Paradiß, vnd schweig hernach stille vnd ließ Jhm alles gefallen, was im Paradiß durch Gottes regierung geschach.[4])

Daß Luther dieses Märchen nicht selbst erfunden hat, wird schon durch die Worte Ideo fingitur fabula der Tischrede bewiesen. Luther hat es offenbar aus dem Volksmund entnommen, wie zahlreiche andere Geschichten, die er seinen Tischgenossen erzählt hat. Die wunderlichen Dinge, die Pfriem im Himmel sieht, kommen zum Teil schon sehr früh in der heidnischen und christlichen Literatur vor. Das durchlöcherte Gefäß, in dem Wasser geschöpft werden soll, ist ja nichts anderes, als das uralte Danaidenfaß, und von dem heiligen Arsenius wird schon zur Zeit Karls des Großen eine Legende erzählt, die ähnliches berichtet, wie unser Märchen; das Wortgefecht aber, in dem Pfriem die

[4]) Den Schluß dieser prosaischen Bearbeitung bildet eine lange Moral, die wir hier als unwesentlich für das Märchen weglassen.

Heiligen im Himmel beschämt, kehrt in mehreren Gedichten des Mittelalters in Deutschland und in Frankreich ganz ähnlich wieder.[5]) Der Weg, auf dem diese Erzählungen nach Mitteldeutschland gekommen und hier in Sachsen und in Thüringen an Pfriems Namen angeheftet worden sind, läßt sich freilich nicht mehr verfolgen. Wir können nur noch die weitere Entwicklung überblicken, die das Märchen genommen hat, nachdem es von Luther in seiner Tischrede fest ausgeprägt worden ist.

Übrigens spricht Luther noch einmal im Jahre 1544 in einer Predigt[6]) von dem Fuhrmann Hans Pfriem, von dem man sage, „daß er im paradies alles habe wollen überklügeln und meistern". Aber die von Luther abhängigen Bearbeitungen des Märchens gehen nicht auf diese kurze Predigtstelle, sondern auf die ausführlichere Erzählung in den Tischreden zurück. Die hier in Frage kommende Literatur ist von Johannes Bolte in der Zeitschrift für deutsche Philologie, im 20. Bande (1888), Seite 325 ff. zusammengestellt worden; Bolte hat nur das wichtigste nicht gefunden, eben jene Tischrede Luthers, auf der alle späteren prosaischen, poetischen und dramatischen Darstellungen unmittelbar oder mittelbar beruhen.

Etwa ein Menschenalter nach Luther, in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, ist in engstem Anschluß an die Luthersche Tischrede eine deutsche Bearbeitung des Märchens von Hans Pfriem entstanden. Sie ist vielleicht auch durch den Druck verbreitet worden, doch hat sich kein gedrucktes Exemplar auffinden lassen. Erhalten ist sie in einer Handschrift des 16. Jahrhunderts

---

[5]) R. Köhler, Aufsätze über Märchen und Volkslieder. Herausgegeben von J. Bolte und E. Schmidt. 48 ff.

[6]) Luthers Werke, Erlanger Ausgabe. 19, 128.

in der Kgl. Bibliothek in Berlin. Nach dem Abdrucke, den Bolte davon gibt, und den wir nach Boltes Veröffentlichung dem lateinischen Text der Lutherschen Tischrede gegenübergestellt haben, ist sie weiter nichts, als eine stellenweis stark erweiterte deutsche Übersetzung der lateinischen Rede Luthers. Der ungenannte Bearbeiter erzählt in ziemlich weitschweifiger Weise, was er bei Luther gelesen hat, ohne einen einzigen Gedanken vorzubringen, der nicht schon in nuce bei Luther wäre.[7]) Die Übereinstimmung ist an manchen Stellen wörtlich, so gleich in den Eingangsworten, ein Beweis dafür, daß der Bearbeiter wirklich eine Abschrift der Lutherschen Tischrede vor sich gehabt hat; an anderen Stellen wird die Erzählung auseinandergezerrt und durch Einschiebsel und eine angehängte Moral nicht eben zu ihrem Vorteil erweitert.

Während diese prosaische Erzählung unmittelbar auf Luther zurückgeht, ist eine poetische Bearbeitung derselben Zeit nur mittelbar von ihm abhängig. Sie hat den Titel: „Hans Pfriem. || Ein gar lustig || merck-lich Getícht, wi || der den vnzeittigen Fürwitz, Göt- || liche Geheymnussen zuer- || forschen. || Judicium explorare Dei, dementi[a] summa est, || Major ab hoc recte cuncta negasse regi.“ Ein ebenfalls von Bolte nachgewiesenes Exemplar dieses seltnen Druckes, $1^{3}/_{4}$ Bogen stark in Oktav, ohne Druckort und Druckjahr, ist auf der Kgl. Bibliothek in Berlin. Einige sprachliche Eigentümlichkeiten deuten nach Boltes Urteil[8]) darauf hin, daß der unbekannte Verfasser ein Sachse oder Thü-

[7]) Nur Maria Magdalena wird neu eingeführt, aber auch sie kommt schon in der Überarbeitung unserer Tischrede bei Bindseil, Colloquia, 1, 429, vor.

[8]) Zeitschrift für deutsche Philologie. 20, 330.

ringer gewesen ist. Er muß die eben besprochne deutsche Bearbeitung der Lutherschen Tischrede vor sich gehabt haben, wie durch den engen Anschluß an diese, ja durch wörtliche Übereinstimmung bewiesen wird.

Aus derselben Zeit, dem letzten Drittel des 16. Jahrhunderts, stammt endlich auch die erste dramatische Bearbeitung des Märchens durch Hayneccius. Martin Hayneccius wurde 1544 in Borna geboren; er studierte in Leipzig, dann wurde er Lehrer in Leisnig, Chemnitz, Annaberg und anderen Orten, 1588 aber Rektor an der Landesschule zu Grimma, wo er 1611 starb. Auch er war also von Geburt ein Sachse und lebte in Sachsen. Er veröffentlichte 1581 in Leipzig eine Komödie Hansoframea: siue momoscopus in lateinischer Sprache; 1582 ließ er ihr selbst eine deutsche Übersetzung folgen, die unter dem Titel: „Hans Pfriem: Oder Meister Kecks" noch mehrmals gedruckt worden ist. Theatralische Aufführungen 1587 und 1601 in Annaberg[9]), 1594 in Lochau, 1605 in Leipzig[10]), 1618 in Brieg zeigen, wie beliebt das Stück war. Es wird noch 1675 unter den besten deutschen Komödien genannt.[11])

Der Märchenstoff ist hier, um ein ganzes Drama zu füllen, noch mehr auseinandergezogen und durch Einschiebsel erweitert. Auch hat Hayneccius zahlreiche neue Personen eingeführt, so Pfriems Frau Sostrata, die Frau des Heiligen Petrus, Petrona, den bußfertigen Schächer, den Zöllner Zachäus u. a. Aber der Gang der Handlung und der Inhalt des Dramas sind

---

[9]) P. Bartusch, Die Annaberger Lateinschule im 16. Jahrhundert. 158 ff.

[10]) Handschriftlich bezeugt.

[11]) Bolte, a. a. O. 20, 331.

auch bei Hayneccius dieselben, wie im Märchen. Welche Vorlage er gehabt hat, läßt sich nicht mehr nachweisen. Die Luthersche Tischrede scheint er nicht gekannt zu haben, denn er verweist zwar in der Vorrede ausdrücklich auf jene kurze Predigtstelle Luthers von 1544, aber die ausführlichere Tischrede erwähnt er nicht. Wahrscheinlich kannte er das Märchen aus der oben abgedruckten prosaischen Bearbeitung. Auch er ist also mittelbar von Luther abhängig.

Wichtig ist bei Hayneccius eine Stelle in der drittletzten Szene, wo Pfriem den unschuldigen Kindlein das Obst und die andern guten Dinge, womit er sie bestechen und ihren Auftrag vergessen lassen will, als Bescherung des Christkinds gibt.[12]) Die Verse lauten:

Seht da:
Da hat der heilige Christ beschert,
Ein hauffen dinges, seht wie sichs mehrt?
Seht Oepffel, Birne, gros vnd klein,
Seht Nüsse, vnd Zuckerkörnelein,
Seht Mandelkern, Rosinelein,
Seht Pfefferkuchen, gut Feigelein.

Hier wird also Pfriem mit dem Christkind und der Christbescherung in enge Verbindung gebracht, und zu den Birnen oder Äpfeln des Märchens ist schon allerlei Zuckerzeug hinzugekommen. Als Fuhrmann des Christkinds aber kann auch Hayneccius unseren Pfriem noch nicht gekannt haben, sonst hätte ja nichts näher gelegen, als in der letzten Szene des Dramas darauf hinzuweisen, daß er, Pfriem, auch dies Jahr zu Weihnachten mit dem Christkind auf die Erde hinabkommen wollte; anstatt dessen sagt er in den

[12]) Friedr. Vogt, Die Schlesischen Weihnachtsspiele. 79.

Schlußworten zu den Zuschauern, schließlich würden sie einmal zu ihm und den unschuldigen Kindlein in den Himmel hinaufkommen. Das ist gerade das Gegenteil von dem, was man erwarten müßte, wenn Pfriem damals schon in den Weihnachtsspielen als Fuhrmann des Christkinds aufgetreten wäre.

Verfolgen wir unser Märchen durch die Jahrhunderte weiter, so finden wir im 17. Jahrhundert keine neue Bearbeitung. Im 18. Jahrhundert begegnen wir zweimal einem Pfriem, bei Lessing und bei Wieland. Ein Sinngedicht Lessings lautet:

Auf den Pfriem.

Pfriem ist nicht bloß mein Freund; er ist mein andres Ich.
Dieß sagt er nicht allein, dieß zeigt er meisterlich.
Er steckt in seinen Sack ein Geld, das mir gehöret,
Und thut mit Dingen groß, die ihn mein Brief gelehret.

Wie Bolte[18]) diesen Lessingschen Pfriem mit dem Pfriem des Märchens zusammenbringen will, ist mir nicht recht verständlich. Nur der Name ist beiden gemeinsam, sonst fehlt das tertium comparationis. Während Lessings Pfriem sein anderes Ich, also eine Kopie ist, steht der Held des Märchens doch gewiß als ein Original vor uns.

Ebensowenig ist der Zunftmeister Pfriem, den Wieland in seinen Abderiten im dritten Kapitel des vierten Buchs bei dem Prozeß um des Esels Schatten auftreten läßt, mit unserem Pfriem verwandt. Der Wielandsche Pfriem ist der Meister der Schuhmacherzunft und hat seinen Namen von dem Werkzeug, das er als Schuster handhabt.

Dagegen führen uns im 19. Jahrhundert die

---

[18]) a. a. O. 20, 333.

Sprichwörtersammlungen von Eiselein und Wander zu Luther zurück. Bei Eiselein[14]) lesen wir: „Hans Pfriem. Luther. Ein Mensch, so alles besser wissen will, als andere; so ein recht naseweiser Schuster. Luther." Eiselein führt also Luther zweimal als seine Quelle an, er hat ihn aber in wunderlicher Weise mißverstanden, indem er Pfriem zu einem Schuster macht. Für den Lutherschen Pfriem ist es vielmehr charakteristisch, daß er ein Fuhrmann ist: Zweimal hält er seine Zunge im Zaum, erst als er zum dritten etwas sieht, was wider das ehrsame Fuhrwerk geht, da vergißt er sich. Wander[15]) scheint diesen Irrtum Eiseleins nicht bemerkt zu haben. Er schreibt nur: „Ein Hans Pfriem. — Eiselein, 511." Auch er hat also Pfriems Namen wohl nicht mehr im Volksmund gehört, sondern aus Eiseleins Buch entlehnt.

Dasselbe Mißverständnis, wie bei Eiselein, tritt uns dann noch in vier ausführlicheren Erzählungen des Märchens aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts entgegen.[16]) Verhältnismäßig am besten bekannt dürfte die Erzählung in den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm[17]) sein. Freilich ist hier der alte, einfache Märchenstoff durch mehrfache Umarbeitungen verunstaltet. Pfriem ist auch hier kein Fuhrmann, sondern ein Schuster, gewiß nur wegen seines Namens. Aber Pfriem bedeutet ursprünglich gar nicht das bekannte Schusterwerkzeug, sondern ganz allgemein ein spitzes Instrument. Mit dem Pfriemen

---

[14]) J. Eiselein, Die Sprichwörter und Sinnreden des deutschen Volkes. 511.

[15]) K. F. W. Wander, Deutsches Sprichwörter-Lexikon. 3, 1336.

[16]) Verzeichnet bei Bolte, a. a. O. 20, 329.

[17]) Nr. 178 „Meister Pfriem."

arbeiten die Schneider und die Sattler, Frauen und Mädchen gebrauchen bei ihrer Näharbeit Pfriemen. Das Wort kommt auch im bildlichen Sinne vor. Als Name bezeichnet es einen Menschen, der gern spitze Reden führt, gern stichelt, für unseren Hans sicherlich ein passender Name. Aber im 19. Jahrhundert kannte man eben nur noch das Schusterwerkzeug, und so machte man den Fuhrmann Hans Pfriem zu einem Schuster. Ferner sieht Pfriem in dem Grimmschen Märchen die seltsamen Dinge nicht erst nach seinem Tode, im Himmel, sondern schon auf der Erde, in einem Traumbilde, und infolgedessen ist die ganze zweite Hälfte des Märchens, sein siegreicher Wortkampf mit Petrus, Paulus und anderen Heiligen, vollständig hinweggefallen. Auch die Naivetät des Märchens ist verloren gegangen. Das Märchen erzählt schlicht: Das und das hat Pfriem im Himmel gesehen; ohne sich darum zu kümmern, was die von Pfriem erblickten Wunderdinge eigentlich bedeuten. In der Grimmschen Bearbeitung dagegen drängt sich immer wieder die Frage hindurch: Ja, was bedeutet das denn? Das Wasserschöpfen in ein durchlöchertes Gefäß? Und die Antwort ist: So wird im Himmel der Regen gemacht. Und was ist das für ein Balken, den die beiden Zimmerleute im Paradiese tragen? Antwort: Das ist der Balken von dem Sünder, der wohl den Splitter in dem Auge seines Nächsten, aber nicht seinen eigenen Balken sah. Und wie können vier Pferde, zwei vorn, zwei hinten, den Wagen aus dem Kote ziehen? Antwort: Ei, Pfriem konnte freilich nicht ahnen, daß die Pferde plötzlich Flügel bekommen würden, da hoben sie den Wagen, der mit lauter frommen Wünschen beladen war, einfach in die Höhe. Dies sind mehr oder weniger witzige Zusätze.

Dem alten Märchen sind sie fremd. In den Hauptzügen aber tritt uns auch noch bei Grimm das alte Märchen von Hans Pfriem entgegen, und so reicht der Einfluß einer einzelnen Tischrede Luthers durch drei Jahrhunderte bis in die Gegenwart herein. Es ist nicht der einzige Fall derart.

Wie ist nun aber Pfriem zum Fuhrmann des Christkinds geworden? Und auf welchem Wege ist er in Mitteldeutschland als lustige Person in das Weihnachtsspiel gekommen? Die verbindenden Glieder waren wohl sein irdischer Beruf als Fuhrmann, ferner die Keckheit, womit er sich im Himmel erfolgreich dagegen sträubt, an die Luft gesetzt zu werden, und endlich seine Freundschaft mit den unschuldigen Kindlein.

Die Weihnachtsbescherung, die Weihnachtsumzüge und die Weihnachtsspiele knüpfen an die alte heidnische Sitte an, sich zum neuen Jahre zu beschenken und allerlei Mummenschanz zu treiben. In der christlichen Zeit verdrängte die Geistlichkeit die heidnische Neujahrsfeier durch die Christfeier, und mit der Neujahrsbescherung wurden auch die alten Mummenscherze verchristlicht. Es entstanden die Weihnachtsumzüge und die Weihnachtsspiele. Sie sind fast für alle Landschaften Deutschlands nachzuweisen. Daß sie auch hier in Leipzig üblich gewesen sind, dürfen wir als selbstverständlich voraussetzen. Überdies haben wir ein ausdrückliches Zeugnis dafür, leider nicht aus der Zeit ihrer Blüte, sondern aus der ihres Niederganges, aus dem Jahre 1680.

Es war ein böses Jahr für Leipzig, das Jahr 1680. Die Pest hatte furchtbar gehaust. Die Zahl von 3213 Opfern, die wir in Großes Geschichte der Stadt Leipzig (2, 278) lesen, beruht zwar auf einem Irrtum oder auf einem Druckfehler. Nach den Leichenbüchern

sind 1680 in Leipzig überhaupt nur 3212 Menschen gestorben.[18]) Wie viel davon mögen der Pest erlegen sein? Eine handschriftliche Chronik von Leipzig auf unserer Stadtbibliothek gibt uns die Antwort: „Anno: 1680 seind daß ganze Jahr in Leibzig in werender Pest gestorben 3212[19]), darunter 2312 Inficirte sich befunden, als 545 Männer, 330 Weiber, 398 Junggesellen, 425 Jungfern, 1012 Kinder, 63 SechsWöchnerin, 97 SechsWochenKinder, 20 unzeitige, 312 Witben."

Die Pest hatte also in den fünf Monaten ihrer Dauer über 2300 Menschen hinweggerafft, das ist gewiß der zehnte Teil der ganzen Bevölkerung. Da nun auch der Kurfürst Johann Georg II. in diesem Jahre gestorben war, konnte der Leipziger Rat die Landestrauer und die tiefe Niedergeschlagenheit, die der Seuche gefolgt war, zum Vorwand nehmen, als er die alten Weihnachtsspiele, die man wohl schon lange mit scheelen Blicken angesehen hatte, am 21. Dezember 1680 verbot. Unser Leipziger Chronist Vogel[20]) berichtet darüber: „Den 21. Dec. ergieng ein Verboth an die Küster, daß die Larvae Natalitiae, oder das so genandte Heil. Christ-Spiel nicht allein wegen der Churfürstl. Trauer, sondern auch wegen des besorglichen Schreckens und Furcht unter denen Kindern bey dieser elenden und betrübten Zeit solte eingestellet werden. Im folgenden Jahre darauff ward dieser Päpstische Greuel gäntzlich abgeschafft."

---

[18]) G. F. Knapp, 6. Heft der Mittheilungen des Statistischen Bureaus der Stadt Leipzig.

[19]) Die Summe der folgenden Zahlen ergibt aber nur 3202, nicht 3212.

[20]) J. J. Vogel, Leipzigisches Geschicht-Buch. 796; vgl. 821.

Im Jahre 1681 suchen wir bei unserem Chronisten vergeblich eine weitere Nachricht hierüber. Er erwähnt das Heilige Christspiel erst wieder 1682: „Den 24. Dec. ließ E. E. Rath den so genandten H. Christ zu agieren verbiethen."

Diese leider nur kurzen Nachrichten sind doch in dreifacher Beziehung beachtenswert. Wir erfahren erstens daraus, daß die alte Volksüberlieferung der Weihnachtsspiele in Leipzig, wie in anderen Städten, damals nur noch von den Küstern und den Küsterjungen aufrecht erhalten wurde; weitere Schichten der Bevölkerung standen offenbar schon damals diesen allerdings wenig kunstvollen Schöpfungen des Volkes gleichgültig oder gar ablehnend gegenüber.[21]) Zweitens weist der Ausdruck „Larvae Natalitiae oder das so genandte Heil. Christ-Spiel" darauf hin, daß die Weihnachtsspiele auch in Leipzig ein wirkliches Spiel waren, ein Spiel, das bestimmte feste Rollen und gewiß auch von altersher gewisse fest ausgeprägte Szenen enthielt. Und wenn der Rat drittens vorgibt, die Kinder könnten in Schrecken und Furcht geraten, so dürfen wir daraus schließen, daß dem Leipziger Weihnachtsspiel im Jahre 1680 der Knecht Ruprecht, der Schrecken der Kinder, nicht mehr fremd war.

Der Knecht Ruprecht ist in unserer Gegend nicht einheimisch. Er ist erst um die Mitte des 17. Jahrhunderts aus Franken bei uns eingewandert.[22]) Das

---

[21]) Vergl. die von Alexander Tille, Die Gesch. der Deutschen Weihnacht. 137 f. und Anm. besprochene Schrift. Ihr Verfasser, Johann Gabriel Drechsler, geb. 1645 zu Wolkenstein in Sachsen, studierte 1667—73 in Leipzig, wurde 1673 Tertius am Gymnasium in Halle und starb hier schon 1677.

[22]) E. Mogk, bei R. Wuttke, Sächsische Volkskunde. 278.

Weihnachtsspiel aber, in dem er auftritt, scheint auch bei uns sehr alt zu sein. Es stellt das Eintreten des Christkinds in das zu beschenkende Haus dar. Das Christkind kommt zu Fuß; begleitet wird es von einem Engel, der den Kindern wohlgesinnt ist, und einem Heiligen (Petrus), der von ihnen nur böses zu sagen weiß. Dies ist die einfachste und wohl auch die älteste Form dieses Weihnachtsspiels. So lange als der Heilige Christ zu Fuß kam, konnte natürlich Hans Pfriem als Fuhrmann des Christkinds nicht auftreten. Dies war nur dann möglich, wenn man glaubte, das Christkind käme auf einem Wagen gefahren. Die Vorstellung aber, daß das Christkind fährt, läßt sich gerade für unsere Gegend schon in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts aus einer Schrift des Leipziger Professors Dresser nachweisen.

Matthäus Dresser wurde 1536 zu Erfurt geboren. Er war erst Professor an der Universität seiner Vaterstadt, darnach seit 1575 Rektor unserer Landesschule zu Meißen, seit 1581 aber Professor an der Universität zu Leipzig, wo er 1607 starb. Als Leipziger Professor ließ er 1584 zu Wittenberg eine schon in Meißen verfaßte Arbeit »De festis diebus Christianorum, Judaeorum et Ethnicorum« drucken. Wir dürfen annehmen, daß die Sitten, von denen er berichtet, im wesentlichen die seiner Heimat sind, Sachsens und Thüringens.

Von dem Weihnachtsfest erzählt er, die Kinder könnten am Abend des 24. Dezember kaum die Christbescherung erwarten. Von der Herabkunft des Heiligen Christ aber glaubte man entweder, er käme mit einem schwer bepackten Wagen wie in einem Donner durch die Dächer und Fenster, oder er ginge mit einem Gefolge von Engeln in die einzelnen Häuser. Unter den Weihnachtsgeschenken nennt Dresser: Äpfel, Birnen

Nüsse, Honigkuchen, Klappern, Kästchen, Kleider, Störche, Schafe, Pferde, Wagen und anderes Spielzeug derart, aber auch die Rute als pädagogisches Zuchtmittel. Es ist die Christbescherung eines reichen Stadthauses; auf dem Lande werden davon wohl nur Äpfel und Nüsse und die Rute geblieben sein.

Das wichtigste in Dressers Nachricht ist, daß uns hier der Wagen des Christkinds schon für die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts bezeugt wird. Man hat vermutet[23]), dieser Christwagen möge der altgermanische Himmelswagen, der Wagen Wodans sein, und Dressers Worte, das Christkind käme wie in einem Donner (tamquam per tonitru), scheinen in der Tat auf mythologische Zusammenhänge hinzuweisen. Aber einer solchen Annahme stehen doch unüberwindliche Hindernisse entgegen. Der Wodanswagen ist eine niederdeutsche Vorstellung, der Wagen des Christkinds aber ist in Mitteldeutschland, in Sachsen und in Thüringen, heimisch, und für Mitteldeutschland soll man den Wodanswagen erst noch nachweisen. In welcher Gestalt Wodan in unserer Gegend in dem Glauben des Volkes weiterlebte, das hören wir noch jetzt auf dem Lande aus den Erzählungen von dem wilden Jäger: Hoch zu Roß jagt der Sturmgott mit seinen wilden Gesellen über Wald und Feld, aber nicht in einem Wagen. Und dann, gibt es einen größeren Gegensatz, als den Blitz und Donner entsendenden Wagen Wodans und den mit reichen Gaben für die Kinder gefüllten Wagen des Christkinds? Wenn Dresser auch von diesem sagt, er käme wie in einem Donner, so will er mit diesen Worten wohl nur die plötzliche, überraschende,

---

[23]) Fr. Klopfleisch in der Zeitschrift des Vereins für Thüringische Geschichte und Altertumskunde. 6, 283.

überirdische Erscheinung des Christkinds veranschaulichen.

Ich möchte jeden mythologischen Zusammenhang zwischen dem Wodanswagen und dem Wagen des Christkinds abweisen. Mit dem Christkind wird der Wagen durch Kindermund in Verbindung gebracht worden sein. Nachdem man einmal angefangen hatte, die Geschenke, die man den Kleinen hinlegte, als Bescherung des Christkinds zu bezeichnen und den Eintritt des Christkinds selbst im Weihnachtsspiel darzustellen, da mußte wie von selbst einmal aus Kindermunde die Frage auftauchen: Wie kommt denn das Christkind aus dem weiten Himmel zu uns auf die Erde? Die Engel haben auch im Weihnachtsspiele Flügel, das Christkind nicht. Muß es zu Fuße gehen? Oder wird es gefahren? Und welche Mutter hätte da den Mut gehabt zu antworten: Das Christkind muß zu Fuße gehen! Oder: Fragt doch nicht so viel, ihr Kinder! Die Antwort lag schon in der Frage: Ja, das Christkind wird gefahren. Dann war aber wohl auch gleich die weitere Frage da: Wer fährt es denn? Und hierauf lag in unserer Gegend, wo das alte Märchen von Pfriem durch die dramatische Bearbeitung von Hayneccius neu belebt worden war, die Antwort nahe genug: Hans Pfriem fährt es, der arme Fuhrmann, der mit den unschuldigen Kindlein im Himmel so schön zu spielen weiß.

So ist Pfriem aus dem Himmel, den er sich wacker erkämpft hat, als Fuhrmann des Christkinds wieder auf die Erde gekommen, und zwar schon in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, wie aus einem Weihnachtsspiel hervorgeht, das hier etwas ausführlicher besprochen werden muß.

Mit diesem Weihnachtsspiele hat es eine eigentümliche Bewandtnis. Der einzige, der es gedruckt gesehen hat, ist Gottsched. Er verzeichnet es in dem 1. Bande seines „Nöthigen Vorraths zur Geschichte der Deutschen Dramatischen Dichtkunst" (Leipzig, 1757). Seite 220 f. Er gibt den Titel: „Ein holdseliges und ganz liebliches Gespräch von der heil. Christfarth" usw. Er erwähnt ferner, daß es nicht die erste, sondern die zweite Auflage war; er verzeichnet endlich auch den Druckort und das Druckjahr: „Jena, 1666", und er druckt die gereimte Inhaltsangabe des Stückes ab. Seitdem schien das Buch verschollen zu sein, und es war auch kein zweites Exemplar nachzuweisen.[24]) Vielleicht hat sich aber doch das von Gottsched verzeichnete Exemplar der Heiligen Christfahrt auf der Leipziger Stadtbibliothek erhalten, und zwar in der Bibliothek der Deutschen Gesellschaft, deren Senior Gottsched von 1727—1738 war. Als sich die Deutsche Gesellschaft im Jahre 1827 mit dem Sächsischen Vereine für Erforschung und Bewahrung vaterländischer Sprache und Altertümer vereinigte, wurde die schönwissenschaftliche Büchersammlung der alten Societas Teutonica der Leipziger Stadtbibliothek übergeben, und in dieser wertvollen Abteilung unserer Bibliothek steht unter Duodez Nr. 13 die Heilige Christfahrt: „Aufs neue zum Druck befördert", also in zweiter Auflage, wie Gottsched angibt; der Titel und die gereimte Inhaltsangabe stimmen ebenfalls mit Gottscheds Nachricht überein, aber — Druckort und Druckjahr sind nicht, wie Gottsched angibt: „Jena, 1666", sondern: „Leipzig, 1720."

---

[24]) Auch nicht auf der Ratsschulbibliothek zu Zwickau, die von Gottsched im Vorworte seines „Nöthigen Vorraths" besonders hervorgehoben wird.

Wahrscheinlich ist Gottscheds Angabe irrig. Wäre sie richtig, so hätten wir drei verschiedene Drucke der Heiligen Christfahrt zu unterscheiden: 1. Den ersten, völlig unbekannten Druck; 2. den von Gottsched verzeichneten Druck: Jena, 1666, der verloren gegangen wäre, und 3. den Druck unserer Stadtbibliothek: Leipzig, 1720, und diese Ausgabe wäre Gottsched unbekannt geblieben, während sie doch zu seiner Zeit der Deutschen Gesellschaft gehörte, deren Senior Gottsched war und deren Büchersammlung er so genau kannte, wie seine eigene, denn als Senior hatte er die Bibliothek der Gesellschaft in seiner Wohnung.[25]) Dürfen wir ihm aber ein solches Versehen zutrauen, daß er Jena, 1666 anstatt Leipzig, 1720 geschrieben haben sollte? Ich glaube, wir werden ihm damit nicht zu nahe treten. Sein „Nöthiger Vorrath" ist zwar für seine Zeit ein außerordentliches, Grund legendes Werk, aber eine bibliographisch genaue Registrierung der Bücher dürfen wir von ihm nicht erwarten. Sein Buch enthält zahlreiche Irrtümer in dem Namen der Verfasser, in dem Titel der Bücher, in der Angabe der Druckorte und Druckjahre. Hier nur ein Beispiel, das bisher noch nirgends angeführt und berichtigt worden ist. Im ersten Bande seines „Nöthigen Vorraths" verzeichnet Gottsched auf Seite 175 unterm Jahre 1616: „Joh. Aeschelbachs Comedie vom schrecklichen Sünden-Fall." Die Notiz ist gleichlautend in Goedekes Grundriß[26]) übergegangen, das Buch selbst aber ist ebenfalls in der Büchersammlung der Deutschen Gesellschaft auf der Leipziger Stadtbibliothek erhalten,

---

[25]) Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft. 9. Bd., 2. Heft, Seite 36 f.

[26]) Grundriß zur Geschichte der Deutschen Dichtkunst. 2, 376.

und der Titel lautet: „ADAM || Der Jrrdische. || Das ist / || COMOEDIA, || Von || Dem schrecklichen Sünden-fall vn- || serer ersten Eltern / als vrsprung alles Vn- || heils in dieser Welt: Nötig vnd nützlich || zu betrachten. || Durch || JOHANNEM Öpffelbach / || Pfarrern zu Lößnigk. || (Holzschnitt: Adam und Eva) || Leipzig. || Jn verlegung des Authoris, im Jahr 1616." Gottsched verzeichnet hier also den Namen des Verfassers falsch[27]), er gibt von dem Stück den Untertitel anstatt des Haupttitels und er gibt auch den Untertitel nicht vollständig, er druckt „Comedie" anstatt „Comoedia", „vom" anstatt „Von Dem", „Sünden-Fall" anstatt „Sündenfall", und den Druckort „Leipzig" läßt er ganz weg. Ein ähnliches Versehen Gottscheds, vielleicht eine Verwechslung seiner Notizen liegt wohl auch bei der Heiligen Christfahrt vor. Bevor nicht wirklich ein Exemplar Jena, 1666 gefunden wird, halte ich das Exemplar der Leipziger Stadtbibliothek für das von Gottsched verzeichnete Buch.

Es ist ein unscheinbares Bändchen, in Duodez, zwei Bogen stark. Um die letzten 6 Blätter zu füllen, hat der ungenannte Herausgeber noch vier Weihnachtslieder andrucken lassen, sodaß für das Spiel selbst nur 36 Seiten übrig bleiben. Da das Exemplar der Leipziger Stadtbibliothek ein Unicum sein dürfte, lasse ich es im Anhang vollständig und wortgetreu abdrucken; nur die regellose Interpunktion ist nach unseren Grundsätzen geregelt.

---

[27]) Johannes Öpffelbach, aus Auerbach in der Oberpfalz, studierte seit 1598 in Leipzig und war 1613—1636 Pfarrer in Lößnig bei Leipzig. Vgl. E. H. Albrecht und J. F. Köhler, Sächsisch evangelisch-lutherische Kirchen- und Predigergeschichte. 1. Bd., 2. Fortsetzung, Seite 896, wo auch andere Werke Öpffelbachs verzeichnet sind.

In dem langen Titel könnte zunächst das Wort „Gespräch" irre führen. Was wir in der Reformationszeit unter einem Gespräch verstehen, das ist unser Buch nicht. Es ist vielmehr ein zur Aufführung bestimmtes Weihnachtsspiel in 5 Akten. Jeder Akt besteht freilich nur aus einer einzigen Szene.

Die gereimte „Vorrede an die Kinderlein" enthält eine kurze Inhaltsangabe. Im ersten Akte erklärt dann der Heilige Christ seine Absicht, auch in diesem Jahre mit Wagen und Schlitten auf die Erde hinabzufahren und den lieben Kindern viel gutes zu bescheren. Er befiehlt dem Engel Gabriel, die Fuhre bei dem Fuhrgespan Hans Pfriem zu bestellen und dem Heiligen Petrus zu sagen, daß er sich mit seinem Himmelsschlüssel am Tore bereit halte. Petrus aber hört das gar nicht gern. Er möchte den Heiligen Christ am liebsten zurückhalten, denn in der Welt und unter den Kindern sei ja eitel Bosheit.

Im zweiten Akte wagt es Petrus, dem Heiligen Christ selbst Vorstellungen darüber zu machen, wie wenig die Kinder seine Gaben verdienen. Als Zeugen ruft er Sankt Martin und Sankt Nikolaus auf. Da aber der Heilige Christ schon gegen Petrus ziemlich heftig geworden ist, scheuen sich die beiden Weihnachtsheiligen, ihn noch mehr zu erzürnen, und drücken sich in gewundenen Worten um das von Petrus verlangte Zeugnis. Darüber ergrimmt nun wieder Petrus. Er fährt plötzlich seine Mitheiligen an, sie trügen die Hauptschuld an der Bosheit der Welt. Er entwirft dabei eine drastische Schilderung des Martinsfestes, das früher ganz anders gefeiert wurde, als jetzt. Vor der Zeit des dreißigjährigen Krieges wurde auch in unserer Gegend noch vielfach Weinbau getrieben, und das Gänseschlachten fiel mit dem Anstechen des neuen

Weins zusammen. Einladungen zwischen den Nachbarn und von einem Dorf zum andern, reichliches Essen und Trinken bezeichneten den Abschluß des bäuerlichen Jahres vor dem Eintritt des Winters. Im November setzten dann die kurzen, trüben, traurigen Tage ein, in denen der Aberglaube allerlei holde und unholde Geister über das Land schreiten ließ, und zu den guten Geistern gehörte vor allen der Heilige Nikolaus, der am 6. Dezember umzog. Aber auch gegen ihn hat Petrus in seiner Erbitterung nur heftige Worte. Er sucht seine beiden Mitheiligen beim Heiligen Christ auf alle Weise zu verdächtigen, doch das Christkind lacht ihn nur aus und schärft ihm nochmals ein, den Himmelsschlüssel bereit zu halten. Um ihm aber die Fahrt auf die Erde doch etwas schmackhafter zu machen, befiehlt er ihm, auch viele Ruten mitzunehmen und sie so herzurichten, daß sie für jedes Kind passen werden.

Nachdem der Heilige Christ im 3. Akte auch noch vom Täufer Johannes, von den unschuldigen Kindlein und vom König David gebeten worden ist, seine Christfahrt doch ja nicht aufzuschieben, werden im 4. Akte von den drei Engeln Gabriel, Raphael und Uriel die Geschenke herbeigebracht. Zunächst werden für die Erwachsenen viele Kisten und Kästen aufgeladen, für die Kinder aber bringt der Engel Uriel außer Zuckerwerk und Spielzeug auch nützliche Dinge, für die Knaben wie für die Mädchen.

Im 5. Akte kommt nun endlich Hans Pfriem mit seinem himmlischen Kammerwagen und dem goldenen Schlitten vorgefahren. Wir haben uns diese Szene auf der Bühne wohl so vorzustellen, daß der Schlitten hinten an den Wagen angebunden ist. Auf den Schlitten werden die Geschenke geladen, in dem Wagen aber nehmen das Heilige Christkind, die Engel Gabriel,

Raphael und Uriel und Hans Pfriem als Fuhrmann Platz, an dem Himmelstore muß auch noch der Heilige Petrus mit seinem großen Schlüssel aufsitzen, und unter frommen Gesängen, aber auch unter gröblichen Scherzen zwischen Petrus und Pfriem fährt das Christkind zur Erde hinab.

In welche Zeit haben wir wohl die Entstehung dieses Weihnachtsspiels zu setzen?

Vor 1580 wird es schwerlich entstanden sein. Wie wir gesehen haben, bringt zwar schon Hayneccius unseren Pfriem mit der Christbescherung in Verbindung, aber als Fuhrmann des Christkinds und als lustige Person des Weihnachtsspiels scheint er ihn noch nicht gekannt zu haben.

Sehr viel später kann unser Weihnachtsspiel aber auch nicht entstanden sein. Es sind zu viele Wörter und Redensarten darin, die schon in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts von weiteren Kreisen kaum noch verstanden wurden. So fordert Pfriem (Vers 586 ff.) den Heiligen Petrus auf, in den Wagen zu kommen, es wäre gerade noch der rechte Platz für ihn frei, das Narrenkästchen; da poltert Petrus zornig los:

Sieh, thät der Heilge Christ, du Tropff,
Ich schlüg dirn Schlüssel um den Kopff!

Das ist jetzt unverständlich. „Thät" hat hier die Bedeutung des mittelhochdeutschen negierten „entaete" in dem Sinne von „nicht da wäre"; die Stelle in unserem Weihnachtsspiele bedeutet also: „Sieh, wenn der Heilige Christ nicht da wäre, so schlüge ich dir den Schlüssel um den Kopf!" Im 16. Jahrhundert hat „thäte" häufig noch die Bedeutung von „entaete", so bei Luther mehrmals; im 17. Jahrhundert wird es immer seltner. Ferner begegnen uns Wörter wie

Narrenkasten (Vers 588), das im Grimmschen Wörterbuch nur für Gabriel Rollenhagen bezeugt ist, Schaube (Vers 419), das bekannte Kleidungsstück des 16. Jahrhunderts, Disseckn (Vers 511) für Schwerter, seltzam (Vers 96) in dem Sinne von selten, Modeltuch (Vers 522) für Stickmuster, ein Wort, das auch bei Mathesius in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts vorkommt, Weiffe (Vers 525), das ist eine Garnwinde, und Redensarten, die ebenfalls im 16. Jahrhundert gäng und gäbe waren, wie „ein gutes Jahr haben“ (Vers 58) in dem Sinne von „ein recht böses Jahr haben“ und „Daß dich das Falbel rühr!“ (Vers 575) d. h. „Daß dich das Fallübel, die Epilepsie ankomme!“ Man beachte auch: „Schuh mit Absetzn, nach itz'gem Brauch“ (Vers 416), was ebenfalls auf das Ende des 16. oder den Anfang des 17. Jahrhunderts hinweist. Ins 16. Jahrhundert führt uns auch die an mehreren Stellen unseres Stückes[28]) ausgesprochene Tatsache, daß der ungenannte Verfasser das neue Jahr nicht mit dem 1. Januar, sondern mit dem Weihnachtstag, dem 25. Dezember, beginnen läßt. Ganz charakteristisch ist endlich, daß der Knecht Ruprecht noch nicht auftritt; er kam erst um die Mitte des 17. Jahrhunderts zu uns. Und ebenso darf hervorgehoben werden, daß die Heilige Christfahrt noch durchweg in dem alten vierhebigen Reimverse des 16. Jahrhunderts gedichtet ist, mit acht (bei weiblichem Ausgang[29]) mit neun) Silben. In denselben „Knittelversen“ spricht das Bruchstück, das uns der in Leipzig lebende, 1688

---

[28]) Zweimal in der Vorrede an die Kinderlein, ferner Vers 3 und 380 und mehrmals in den am Schluß angehängten Weihnachtsliedern.

[29]) Den weiblichen Reim vermeidet unser Stück gewöhnlich durch Synärese oder Apokope.

gestorbene Vielschreiber Johannes Prätorius[30]) in seinen Saturnalia oder Weihnachtsfratzen (Leipzig, 1663) aufbewahrt hat[31]):

> Das Jesulein bin ich genand,
> bey denen frommen Kindlein wol bekand,
> die ihren Eltern gehorsam seyn,
> und ihren Catechismum lernen fein,
> die früh auffstehn und beten gern,
> denen will ich alles guts bescheren.

Vergleichen wir diese Worte, die das Christkind bei Prätorius spricht, mit den Versen 15 bis 20 und 394 der Heiligen Christfahrt, so finden wir sogar im Wortlaut Übereinstimmung, und es liegt die Vermutung nahe, Prätorius möge in Leipzig ein ähnliches Weihnachtsspiel wie unsere Heilige Christfahrt kennen gelernt haben.

Alles dies spricht dafür, daß unser Weihnachtsspiel zwischen 1600 und 1630[32]) entstanden ist, nicht allzu lange nach der Komödie des Hayneccius und sicherlich in derselben Gegend, in der Hayneccius gelebt hat. Wie Hayneccius, so sagt auch der unbekannte Verfasser der Heiligen Christfahrt anstatt „die Quer“ (Vers 186) „die Quier“, und ebenso ist beiden gemeinsam das seltne Wort „Fuhrpech“ oder kurzweg „Pech“ (Vers 573 und 579) für Fuhrmann. Genauer läßt sich weder das Entstehungsjahr noch der Entstehungsort unseres Spiels nachweisen, nur so viel darf man als sicher hinstellen, daß es nicht auf dem Lande, nicht in einem Dorfe gedichtet sein wird. Was sollten wohl die

---

[30]) Allgemeine Deutsche Biographie. 26, 520.

[31]) Vogt, Die Schlesischen Weihnachtsspiele. 80.

[32]) Die Zeit des Dreißigjährigen Krieges, der 1631 auch über Kursachsen und Thüringen hereinbrach, kommt wohl kaum mehr in Frage.

Bauern mit Perlenschnuren, Federhüten und Sporen an den Stiefeln, mit goldverbrämter Seide, mit Kniebändern oder gar mit Schnupftüchern (Vers 410 –424) anfangen? Und sollten die Bauernkinder Rechenpfennige und Federmesser, Modeltücher und Nähtische (Vers 502—528) zur Weihnachtsbescherung erhalten haben? Die Aufzählung dieser und anderer Geschenke führt uns vielmehr in eine größere, reiche Stadt des westlichen Sachsens oder Thüringens.

Hier ist Pfriem heimisch. Als seine eigentliche Heimat dürfen wir wohl das Land zwischen Elster und Saale und Unstrut bezeichnen, dieselbe Gegend, da auch Klaus Narr geboren und aufgewachsen ist. Hier wird Luther, als er in Erfurt studierte, Pfriems Namen im Märchen gehört haben, und hier begegnet uns Pfriem als Fuhrmann des Christkinds im Weihnachtsspiele noch im 17. und 18. Jahrhundert in der Nähe der Städte Jena und Eckartsberga und in Arnstadt.

Ungefähr zu derselben Zeit, da in Leipzig die Larvae Natalitiae verboten wurden, ging es auch in Arnstadt mit der Pfriemkomödie zu Ende.[33]) In Arnstadt waren es die Schüler gewesen, die den Heiligen Christ agiert hatten, bis die Behörden dagegen einschritten. Von manchem Bürger heimlich unterstützt, versuchten die Knaben dem Verbote zu trotzen, mußten aber natürlich den Kürzern ziehen. Nachdem ihnen noch 1705 die Aufführung ihres Weihnachtsspiels gestattet worden war, wurde es ihnen 1706 verboten, und noch 1724 hatten neun Schüler die Übertretung dieses Verbotes mit ihrer Verhaftung zu büßen. Das Arnstädter Weihnachtsspiel ist uns in der Fassung von 1705 und in einer zweiten, abweichenden

---

[33]) E. Einert, Aus den Papieren eines Rathauses. 166.

Fassung erhalten.[34]) Wunderlich ist, daß in beiden Stücken je zwei Pfriemen auftreten, daß Pfriem ferner im Text auch mit „Ruprecht“ oder mit „Rusticus (Bauer)“ angeredet wird, und daß er bei dieser Verschmelzung mit dem Knecht Ruprecht vollkommen aus der Rolle gefallen ist: Hans Pfriem, der Kinderfreund, ist in Arnstadt zum Kinderfeind geworden. Er verklagt die Kinder bei Moses, doch das angestellte Examen fällt gut aus, und die beiden Pfriemen müssen nun die Geschenke vom Wagen holen. Dies ist der 1. Akt des Arnstädter Weihnachtsspiels von 1705; im 2. Akte wird dann die Verkündigung an die Hirten und die Anbetung durch die drei Weisen aus dem Morgenlande vorgeführt. Das andere Arnstädter Spiel ist ähnlichen Inhalts, nur treten die Heiligen Drei Könige hier nicht auf.

Auch über das Weihnachtsspiel von Groß-Löbichau bei Jena sind wir gut unterrichtet.[35]) Es geht in der Gestalt, in der es uns erhalten ist, aufs Jahr 1793 zurück, aber die ursprünglichen Szenen darin sind gewiß bedeutend älter. Es beginnt mit dem Befehle des Kaisers Augustus, daß alle Welt sich schätzen lasse, dann folgt die Geburt Christi, die Verkündigung an die Hirten, die Anbetung durch die Heiligen Drei Könige aus dem Morgenlande, zuletzt aber treten Knecht Rupert und Hans Pfriem auf.

Aus derselben Zeit, aus dem Jahre 1782, stammen

---

[34]) Zwei Arnstädter „Heilige-Christ-Komödien“, herausgegeben vom Professor Dr. Grosse. (Progr. des Fürstl. Gymnasiums zu Arnstadt. Ostern 1899.)

[35]) Veröffentlicht von Fr. Klopfleisch in der Zeitschrift des Vereins für thüringische Geschichte und Alterthumskunde. 6, 249 ff.

die Nachrichten über ein Weihnachtsspiel in dem Pfarrdorfe Braunsroda bei Eckartsberga.[36]) Das Stück selbst ist leider verloren. Wir haben nur noch ein Aktenstück über die Streitigkeiten zwischen der Gemeinde, die sich ihr altes Weihnachtsspiel erhalten wollte, und dem Pfarrer, der eifrig dagegen sprach und schrieb; das Leipziger Konsistorium verbot schließlich die Aufführung. Nach dem Personenverzeichnis zu urteilen, scheint das Stück dem Groß-Löbichauer Spiele sehr ähnlich gewesen zu sein. Der Wagenknecht, der an letzter Stelle neben nicht weniger als vier Ruprechten aufgeführt wird, ist natürlich unser Pfriem.

Während er in diesen beiden Spielen zum Genossen des Knecht Ruprecht geworden ist, scheint er an andern Stellen vom Knecht Ruprecht verdrängt worden zu sein. In einem erzgebirgischen Spiel[37]), in der Nähe von Annaberg, treten zwei Ruprechte nebeneinander auf, ein großer und ein kleiner. Dies wäre an sich nicht weiter auffällig, denn in demselben Stück treten auch zwei Engel auf, ein großer und ein kleiner, und in Arnstadt haben wir zwei Pfriemen und in Braunsroda sogar vier Ruprechte neben einander gefunden. Wohl aber ist bemerkenswert, daß in diesem erzgebirgigen Spiele der große Ruprecht in der prosaischen Rede zwar mit Ruprecht, im Vers aber plötzlich mit Hans angeredet wird. Vielleicht hat sich hier im Verse der Vorname Hans Pfriems bis ins 19. Jahrhundert erhalten.

---

[36]) Vgl. H. Anz in der Zeitschrift des Vereins für Thüringische Geschichte und Altertumskunde. 19, 367 ff.

[37]) G. Mosen, Die Weihnachtsspiele im sächsischen Erzgebirge. 22 ff.

Trifft diese Vermutung das richtige, so haben wir in Annaberg den äußersten Punkt, bis zu dem Pfriem im Weihnachtsspiel über die Grenzen seiner Heimat nach Süden vorgedrungen ist. Zu seiner Verbreitung hat offenbar Hayneccius am meisten beigetragen. Im Anschluß an die wiederholten Aufführungen seines Dramas in Annaberg wird Pfriem in der Umgebung dieser Stadt in das erzgebirgige Weihnachtsspiel eingedrungen sein. Da uns Aufführungen des Haynecciſchen Dramas auch für Schlesien bezeugt sind, dürfen wir seinen Namen auch einmal in einem schlesischen Weihnachtsspiel zu finden erwarten, doch würde er auch hier nur ein Fremdling sein.

Seine Tage waren auch in seiner Heimat gezählt, als das Weihnachtsspiel zu schwinden anfing. Zuerst wurde es in den größeren Städten verboten, wo die höheren Stände an den Späßen der freilich etwas ruppigen Genossen des Christkinds und an der oft wenig künstlerischen Behandlung des Stoffs keinen Geschmack mehr fanden. Das Weihnachtsspiel war unmodern geworden. Dazu kam, daß die Geistlichen in diesen Spielen Überreste aus dem Papsttum, Päpstische Greuel, wie es in Leipzig heißt, zu erkennen glaubten. So einigten sich in den Städten die weltlichen und geistlichen Behörden zu der Unterdrückung der Weihnachtsspiele.

Länger erhielten sie sich auf dem Lande, ja hier hätten sie sich vielleicht bis auf unsere Tage erhalten, wenn nur nicht die Pfarrer gewesen wären. Sie gingen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in den Landgemeinden ebenso feindselig gegen die alten Volksüberlieferungen vor, wie hundert Jahre früher in den Städten. Es war die Zeit der Aufklärung gekommen. Was wollten da noch das Christkind, der

Knecht Ruprecht, der arme Fuhrmann Hans Pfriem? Den Gebildeten erschienen diese volkstümlichen Gestalten läppisch, den Geistlichen gab die naive Darstellung des Heiligen ein Ärgernis, den weltlichen Behörden waren der Lärm und die Mummerei anstößig, und wenn, wie in Braunsroda, vier Ruprechte auf einmal auftraten, da mag es allerdings laut genug hergegangen sein. Das niedere Volk dagegen und besonders das Landvolk hielt in treuer Liebe an seinen Gewohnheiten fest. Die Weihnachtsspiele mußte es sich schließlich verbieten lassen. Was öffentlich war, darüber hatten die Behörden Gewalt. Aber der Knecht Ruprecht war schon in jedes Haus eingedrungen, und ihn wenigstens ließ sich das Volk nicht nehmen. Für sein Auftreten sorgte auch fernerhin jeder Vater in seinem Haus und Hof. Der Knecht Ruprecht blieb, nachdem der Heilige Christ und die Engel und die beiden Weihnachtsheiligen Sankt Martin und Sankt Nikolaus schon lange verbannt waren, und er konnte ja auch ganz gut für sich allein bestehen, so lange als es artige und unartige Kinder gab, denen er Äpfel und Nüsse oder die Rute bringen konnte.

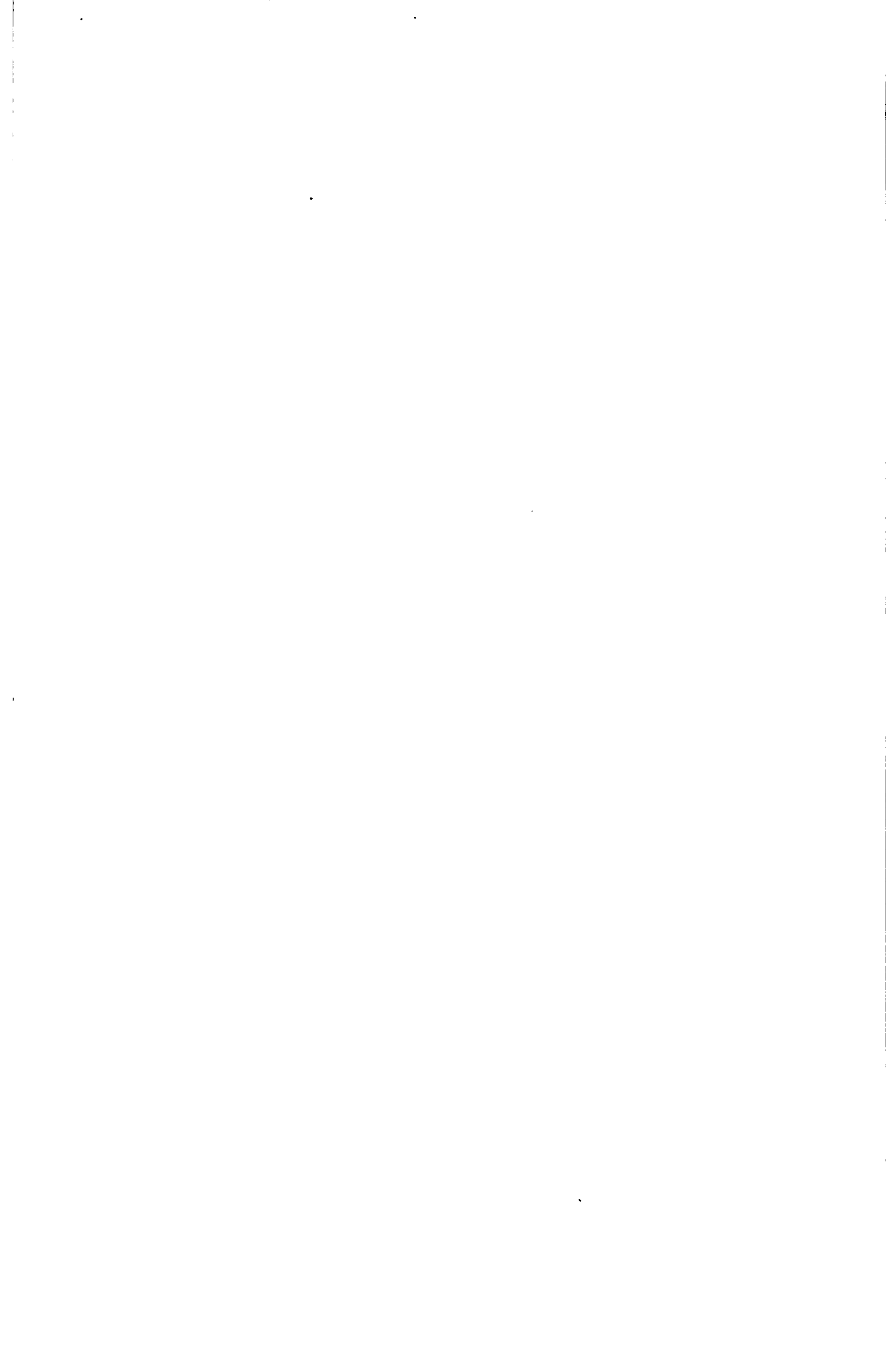
Anders stand es mit unserm Hans Pfriem. Er hatte ja die Geschenke nicht selbst gebracht, sondern nur das Christkind mit seinen Geschenken gefahren, und als das Christkind mit seinem Wagen weichen mußte, da hatte auch der Fuhrmann des Christkinds nichts mehr zu tun. Seit dem Ende des 18. Jahrh. geriet er mehr und mehr in Vergessenheit. Mir ist nicht erinnerlich, daß ich in meiner Kindheit ein einzigesmal seinen Namen gehört hätte, vielleicht können aber andere Sachsen oder Thüringer diese Mitteilungen aus eigner Erinnerung ergänzen.

Anhang.

Die Heilige Christfahrt

nach dem Druck von 1720.





Die || Heilige || Christfarth / || Das ist: || Ein holdseliges und gantz || liebliches || Gespräch / || Wie sich der fromme heili- || ge Christ mit seinen lieben Ertz- || Engeln und andern Heiligen / gegen || itzt künfftigen heiligen Christ-Abend / auf || seinem himmlischen Kammer-Wagen und gülde- || nen Schlitten herümmer zu fahren aufgemacht / || auch wie er allen frommen gehorsamen und gott- || seligen Kinderlein vielerley schöne Christ-Be- || scherungen mitbringen und schencken || werde. || Der lieben Jugend zu Nutz und || Dienst aufs neue zum Druck be- || fördert. || Leipzig / 1720.

(Seite 2.) Vorrede || an die || Kinderlein.

(Seite 3.) **Eingang.**

Ihr Kinderlein, kommt all herbey!
Hört, was diß Büchleins Inhalt sey.

1. DEr Heilge Christ will, daß alsbald
Wagen und Schlitten werd'n bestalt,
Damit Er itzt zum Neuen Jahr
Auf den Christ-Abend umher fahr.

2. S. Petrus aber werth ihm das,
Neben S. Martin und Niclas;
Den Heilgen Christ verdreust es schier,
List Petro einen Text darfür.

3. S. Johannes redt dem HErren ein,
Samt den unschuldgen Kinderlein,
Und König David, der Psalmist,
Thut auch das best beym Heil'gen Christ.

4. Drauf thut der Heil'ge Christ befehln,
Die Christ-Bescheerung ümzuzehln,
(Seite 4.) Läst auftrag'n gar ein große Last
Und macht sich zur Christ-Fahrt gefast.

5. Heist auch Hanß Pfriem vor seine Thür
Wagen und Schlitten rücken für,
Setzt sich auf und fährt zu euch her,
Daß Er euchs Neue Jahr beschehr.

ACTUS I.

Inhalt.

Wie der Heilige Christ Befehl thut, || Wagen und Schlitten zur Christ-Fahrt || zu-zuschicken, auch die Fuhre bey Hannß || Pfriemen und die Eröffnung der Him- || mels-Pforten bey St. Petern zu || bestellen.

Personen:

Heiliger Christ.	Engel Gabriel.
Engel Uriel.	St. Petrus.

Heiliger Christ.

Ihr lieben Engel und Heilgen mein, 1
Beschickt mir Wagen und Schlitten fein,
Daß ich zu diesem Neuen Jahr
Bey frommen Christen umher fahr.
Säumt nicht damit, denn es ist Zeit. 5
Man wart schon auf mich weit und breit.
Schaut, daß all's wohl beladen sey,
Voll schönes Dinges mancherley,
(Seite 5.) Damit wir auszutheilen habn
Und können Jung und Alt begabn. 10
Und sonderlich, so faßt ja ein
Gar viel Dings für die Kinderlein,
Beladt Wagen und Schlitten wohl
Und macht sie hindn und fornen voll,
Denn wenn ich zu den Kindern komm 15
Und seh, daß sie sind still und fromm,
Können ihren Catechismum fein,
Psalmen, Sprüch und Gebethelein,
Mich lieben, Vater und Mutter ehrn,
Den'n muß ich allen was beschehrn. 20

Engel Gabriel.

Ach allerliebster Heilger Christ,
Unser höchste Lust und Freude ist,
Zu thun den heilgen Willen dein
Und zu dienen den Kinderlein.

Heiliger Christ.

Wohlan, so rufft den Fuhr-Gespan 25
Und zeigt meinen Befehl ihm an!
Ihr kennt ihn ja, er heist Hanß Pfriem.
Was mein Will sey, das saget ihm.
Auch muß man es S. Petro sagn,
Daß er, so balds beginnt zu Tagn, 30
Mit allem Fleiß geb Achtung drauf,
Des Himmels Pfort zu schliessen auf,
Denn weil wir werden laden schwer,
Müssen wir auf seyn desto eh'r.

(Seite 6.) Engel Uriel.

35 Ja, Heilger Christ, wir, deine Knecht,
Wo'lln alles schon bestellen recht.

Engel Gabriel.

Sieh da, dort kömmt gleich Petrus her!
Dem will ich sag'n des HErn Begehr:
Petre, du kömmst gleich recht zur Stätt,
40 Als wenn man dich geruffen hätt,
Denn itzt war ich schon auf der Bahn,
Was frölichs dir zu zeigen an,
Wie unser HErr, der Heilge Christ,
Itzt abermahls in Willens ist,
45 Nach seiner allerheiligsten Art
Zu halten seine Christ-Nachts-Fahrt,
Daß du alsdenn aufwartest dort,
Und schleuß uns auf die Himmels-Pfort.

S. Petrus.

Was zeiht sich doch der Heilge Christ,
50 Daß er so fromm und gütig ist?
Hat er denn aber angestellt,
Hinab zu fahren in die Welt,
Da nichts denn böse Buben seyn,
Beyd Jung und Alt, beyd Groß und Klein!
55 Wann ichs ihm doch könnt reden aus,
Daß er nur blieb daheim zu Hauß
Und ließ die böse Welt alldar
Nur immer hab'n ein gutes Jahr!
(Seite 7.) Er sind doch anders nichts im Land,
60 Denn eitel Boßheit, Sünd und Schand.
Drum laß mich selbst zum HErren dort
Und red du auch darzu dein Wort,
Damit er doch die Christfahrt sein
Dißmahl abschaff und stelle ein.

Engel Gabriel.

65 Ach Petre, sieh, diß reimt sich nicht;
Es ist auch wider unsre Pflicht.

Drum laß dirs nicht zu wider seyn
Und gib auch deinen Willen drein.
Drum rath ich dir, lauff itzund schnell
Und alles zur Christfahrt bestell! 70
Du weist ja, wie der Heilge Christ
Den Kindern wohl gewogen ist.

S. Petrus.

Was ists denn mehr? Weist du denn nicht,
Wie uns vor kurtzen hab'n bericht
Die beyden Heilgen Männer das, 75
Bischoff Martin und S. Niclas,
Wie sie die Welt fast gantz durchaus
Befunden hab'n von Hauß zu Hauß,
Und der recht frommen Kinderlein
So gar wenig gewesen seyn? 80

Engel Gabriel.

Schau, Petre, da kömmt ohngefehr
Der Heilge Christ itzt selbsten her!
(Seite 8.) Sag ihm es nur, kanst dus nicht lan,
Und sieh, wie du wirst lauffen an.
Ich muß gehn und Hanß Pfriemen sagn, 85
Daß er die Pferde laß beschlagn,
Auch sein Geschirr also bestell,
Damit es geh von statten schnell.

ACTUS II.

Inhalt.

Wie S. Petrus, neben S. Martin || und S. Niclas sich unterstanden, dem || Heiligen Christ seine Christfahrt auszu- || reden, und wie scheel es damit ab- || gelauffen.

Personen:

Heiliger Christ. S. Petrus.
S. Martinus. S. Nicolaus.
Hanß Pfriem.

Heiliger Christ.

PEtre, es wird dir Gabriel
90 Vermeldet haben mein Befehl.
Sieh, daß du seyst vorhanden bald,
Daß ich nicht lang vorm Chore halt.

S. Petrus.

Ey lieber Heilger Christ und HErr,
Ich bitt dich, eyl doch nicht so sehr!
95 (Seite 9.) Stell deine Reiß auf dißmahl ein,
Weil fromme Kinder seltzam seyn.
Du kanst es gar nicht gläuben mir,
Wie fast in allen Häusern schier
Die Leut an Mägdelein und Knab'n
100 So ungezogne Kinder hab'n.
Sie wollen frühe nicht aufstehn,
Nicht gern zur Schul und Kirchen gehn;
Zum Bethen sind sie träg und faul;
Heist man sie was, häng'n sie das Maul;
105 Zum Fürwitz sie gar sehr geschwind,
Zum Lernen aber schläffrig sind,
Ungern auch übern Büchern bleibn,
Muthwillen nur und Schalckheit treibn.
Sie seynd so böse überaus,
110 Daß man sie selten find zu Haus.
Sie lassen sich auch ziehen nicht,
Sind nur auf Schalckheit abgericht.
Es hilfft gantz keine Warnung mehr!
Sie spotten nur der Eltern Lehr.
115 Summa, es ist die Jugend itzt
Auf eitel Laster nur verschmitzt.
Wie ich denn das berichtet bin
Allhier vom Herren S. Martin,
Und auch davon S. Nicolaus,

Wie sie gegang'n von Haus zu Haus: 120
In welches sie nur wären komm'n,
Unter zehn nicht fund'n einen Fromm'n.
(Seite 10.) Wann du nun woltest folgen mir,
So wolte ich itzt rathen dir,
Du soltest ihnen ja fürwahr 125
Gantz nichts beschehren dieses Jahr.

Heiliger Christ.

Petre, diß ist mir unverborg'n.
Du darffst darum auch gar nicht sorg'n!
Meynst du nicht, daß die lieben Kind
Bißhero frömmer worden sind? 130
Laß nur in GOttes Nahmen gehn!

S. Petrus.

Meinthalben, ich laß es geschehn.
Fährst aber du denn übel an,
So will ich keine Schuld dran han.
Ich riethe doch, du bliebst zu Hauß! 135
Frag S. Martin und S. Niclaus,
Die werden dir, ohn alles Hehln,
Ein Langes und ein Breits erzehln,
Wie ja fast alle Häuser seyn
Voll böser Bub'n und Mägdelein. 140

Heiliger Christ

wird zornig und spricht:

Kanst du doch nicht enthalten dich,
Mich zu machen so unwillig!
Inmassen du auch jenes mahl
Dort thätest auf der Erden Saal,
(Seite 11.) Da du beguntest anzufahrn 145
Die Kindlein, die mir zubracht warn.
Hast du bereit vergessen das,
Was ich dir für ein Text drüm las
Und sagte: Laß die Kindelein

150 Gantz ungehindert kommen rein
Zu mir; wehrt ihn'n zu keiner Frist,
Denn solcher das Reich GOttes ist?
Warlich, ich sag euch allzugleich,
Wer nicht empfähet GOttes Reich
155 Also, gleich wie ein Kindelein,
Der wird mit nichten kommen drein.
Oder meynst du, daß ich drüm eb'n
Dir hab des Himmels Schlüssel geb'n,
Daß denen kleinen Kinderlein
160 Der Himmel solt versperret seyn?
Mit nichten nicht! Das Widerspiel
Ich mit den Kindern halten will.
Das Himmelreich sie erben müssen.
Ich will sie segnen, hertzen und küssen.

St. Petrus.

165 Ich hör wohl, wie viels hat geschlagn!
Man darf dir nimmer etwas sagn.
Du denckst vielleicht, es sey nicht so.
Frag doch auch diese Zeugen zwo.

Heiliger Christ.

Wohlan, so last doch hören nu,
170 Was sagt ihr beyde denn darzu?

(Seite 12.) S. Martinus.

Heilger Christ, es ist zwar an dem,
Aber weil ich itzund vernehm,
Daß dir der Kinder ihr Parthey
So höchlich angelegen sey,
175 So will mir nicht gebühren eb'n,
Sie bey dir feindlich anzugeb'n.

S. Niclaus.

Viel wenger mirs zu rathen ist.
Wann ich noch eins so viel gleich wüst

Von bösen Kindern herzusagn,
Will ichs doch lieber unterschlagn, 180
Auf daß mir nicht auch so gescheh
Und gleich wie hier S. Petro geh.

S. Petrus.

Das weiß ich beyden wenig Danck!
Ist mir das nicht ein feiner Ranck?
Vorhin war all das Klagen ihr 185
Uber die Jugend, die Breite, die Qvier;
Itzt, da es kömmt zum Treffen nu,
Halt beyde ihr die Mäuler zu!

Hanß Pfriem.

Heiliger Vater, wie thut ihr doch,
Daß ihr so schnarcht und pochet noch? 190
Mich deucht schier, es wär euer Lohn
Eine gute derbe Lection.

(Seite 13.) Heiliger Christ.

Sieh, Petre, wie du doch bestehst
Und in Lami so gar ausgehst!
Was du zu Ohren mir getrag'n, 195
Das hast du nur von hören sag'n.
Und wenn auch dem gleich also wär,
Hätts doch die Jugend nirgends her
Als von Eltern und Herren ebn,
Die solch Ergerniß von sich gebn; 200
Durch dieser Boßheit und Unart
Wird auch verderbt die Jugend zart.

S. Petrus.

Es ist wahr, HErr, gleichwie du sagst;
Drum, wie du wilt, es halten magst.
Doch fällt mir gleichwohl dieses ein, 205
Daß gleichsam ein Ursach mag seyn
Etlicher grober Sünd und Schand,
So da im Schwange gehn im Land,

Indem Bischoff Martinus da
210 In allen Landen fern und nah
Sich venerirn und ehren läst
Mit einem sondern Bachus-Fest,
Da sich das Volck mit Fressen stopfft,
Viel guter, feister Gänse ropfft,
215 Die sie braten und frölich seyn
Und trincken Most und neuen Wein;
Da man auch öffnet alle Vaß
Und säufft die Nacht ohn Unterlaß
(Seite 14.) In dem neuen und süßen Most.
220 Da werden alle Vaß gekost!
Der sie nun dünckt zu seyn der best,
Beym selben bleiben Wirth und Gäst
Und lassens Most den Abend seyn,
Des Morgens nennt mans neuen Wein.
225 Von Sanct Martin sie singen frey,
Daß er sehr mild gewesen sey.
Des Nachts sie nur von Gänsen sing'n,
Ja auch vor Freuden umher spring'n,
Viel Trinck-Geschirr sie bringen her,
230 Die sie umkehrn und machen leer.
Sanct Martin sie besingen und lobn,
Als ob ers hätt beschert von obn.
Nun sieh, dem allen giebt Ursach
S. Martin, dir zu Hohn und Schmach!
235 Nachmahls läufft auch von Hauß zu Hauß
In der Welt rum Sanct Nicolaus,
Von welchem dann die Leute sagn,
Daß er hab heimlich Gold getragn,
Es armen Mägdlein geben hab
240 Zur Ehe-Steur und Hochzeit-Gab;
Läst sich auch gleichsam bethen an
Von Jung und Alt, von Frau und Mann.
Daher wär wohl der beste Rath,
Sie unterliessen solche That,
245 (Seite 15.) Denn eben sie sind Schuld daran
Daß so viel Böses wird gethan.

Heiliger Christ.

Petre, ich muß fürwahr dein lachen!
Du kartest wunderlich die Sachen.

Weil du siehst, daß sie beyd zusamm
Dir nicht geredt in deinen Krahm, 250
So machst du dich nun stracks an sie
Und giebest ihnen Schuld allhie
Viel Dings, darzu sie doch im Lebn
Niemanden haben Ursach gebn.
Wohlan, Petre, genug von dem! 255
Schick dich, daß ich dich mit mir nehm,
Geh heim, hohl am bewusten Ort
Den Schlüssel zu der Himmels-Pfort;
Wenn ich und meine Mitgenossen
Kommen, daß es sey aufgeschlossen! 260
Noch eins, Petre, weil dich ja deucht,
Daß untern Kindern ja vielleicht,
Etwa, nach der Beschuldigung dein,
Viel böser möchten zu finden seyn,
So sieh dich itzt nach Ruthen üm 265
Und deren viele zu dir nimm.
Laß etlich bleiben, wie sie seyn,
Theils aber mahl' mit Farben fein.
Die scharffen Ruthen gieb allein
Nur denen bösen Kinderlein, 270
(Seite 16.) Die aber schön seyn und gemahlt,
Für die Frommen allein behalt.

S. Petrus.

Ja, Heilger Christ, so will ich nun,
Was du befohlen, alles thun.

ACTUS III.

Inhalt.

Wie Johannes der Täuffer, die || frommen und unschuldigen Kinderlein, || auch König David den Heiligen Christ || so fleißig bitten, Er wolle sich von seiner || Christfarth nicht abhalten lassen.

Personen:

Johannes der Täuffer. H. Christ.
Unschuldige Kindlein. K. David.

Johannes der Täuffer.

275 O GOttes Lamm, du Heilger Christ,
Wie, daß du noch daheime bist?
Ich meynt, du wärst schon auf der Bahn
Und dein Christfarth gestellet an?

Heiliger Christ.

Ach Sanct Johann, es hätt mich schier
280 Davon erschreckt Sanct Petrus hier.
Der kam und bracht, wie ich dir sag,
Ein gantz Register voller Klag:
(Seite 17.) Wie in der Welt die Jugend zart
Itzund sey von gantz böser Art;
285 Stellt auf zwey Zeugen alles das,
Auf Sanct Martin und Sanct Niclas
Und war gäntzlich die Meynung sein,
Ich solt die Christfarth stellen ein.
Er nannte aber nichts, denn das,
290 Darum ich ihn die Laudes laß;
Hab aber ernstlich anbefohln
Ihm und den Heilgen, daß sie solln
Sich all auf diese Fahrt und Reiß
Gefast machen mit gantzem Fleiß,
295 Damit sie Morgen früh zu Hauff
Mit mir zugleich sich machen auf.

Johannes der Täuffer.

O allerliebster Heilger Christ,
Sanct Petro recht geschehen ist!
Er schilt die Jugend nur mit Fleiß
300 Und dünckt sich klug und Nasenweiß.
Solt er der lieben Jugend zart
Verhindert haben dein Christfarth,
Das wär fürwahr unrecht gethan

Und hätt ihm nicht gestanden an.
Denckt er denn nicht, der alte Greiß, 305
Wie er gewesen gleicher weiß
Ein kleines Kind? Wer weiß darbey,
Wie fromm er jung gewesen sey!
(Seite 18.) Wir sind ja alle insgemein
Gewesen junge Kinderlein. 310
Drum, Heilger Christ, nimm dichs nicht an,
Laß deine Christfarth für sich gahn!

Unschuldige Kinderlein.

Ach allerliebster Heiliger Christ,
Uns leider angesaget ist,
Wie sich zu dir vor wenig Stundn 315
Etliche Leute eingefundn,
Die denen lieben Kinderlein
Zuwider sollen gewesen seyn,
Auch widerrathen fest und hart
Dein angestellte Christ-Nachts-Farth. 320
Ach lieber HErr, gib ja nicht statt
Dem unverschämten Neidharts Rath!
Sieh, wie man unser jenes mahl
Erwürgt viel tausend ohne Zahl,
Die wir doch all in zarten Jahrn 325
Eines solchen Tods unschuldig warn.
Vielleicht kans itzund auch wohl seyn,
Daß unrecht denen Kinderlein
Geschicht. Und wenn sichs auch so hielt,
Bist du doch gütig, fromm und mild, 330
Daß du daran dich nicht wirst kehrn,
Sondern noch, wie zuvor, beschern.

(Seite 19.) König David.

O Heiliger Christ, im Psalmen mein
Dein eigne Wort geschrieben seyn:
Aus dem Mund, aus der Stimm und Zung 335
Der Säuglingen und Kinder jung
Hast du zugericht und bereit Ps. 8.
Dir eine Macht und Herrlichkeit. Matth. 21.
Ja sie, die lieben Kinderlein,

340 GOttes Gaben und Geschencke seyn,
Und wie die Pfeil in starcker Hand,
So ist die Jugend GOTT bekannt.

Unschuldige Kinderlein.

Weil sichs denn nu also verhält
Und dir die Jugend wohlgefält,
345 So wirst du, lieber Heiliger Christ,
Noch ferner auch zu dieser Frist
Zur Freud uns kleinen Kinderlein
Die Christfarth auch nicht stellen ein,
Weil dieses ja das größte Fest
350 Von deiner Geburth an ist gewest.
Drum, Heilger Christ, fahr fort bey Zeit
Und kehr dich nicht an andre Leut.

Heiliger Christ.

Ihr meine Lieben ingemein
Und auch ihr zarten Märterlein,
355 Seyd ohne Sorg, gebt euch zu friedn!
Der Zanck und Streit ist schon entschiedn.
(Seite 20.) Wie kan ich doch die Güte mein
Gegen die Kinder stellen ein,
Daß ich, gleichwie vor vielen Jahr'n,
360 Nicht heuer solt herumer fahr'n
Und mich bey ihnen stellen ein
Itzt mit der Christ-Bescherung mein,
Darauff sie sich schon lange Zeit
Haben so hertzlich sehr gefreut?
365 Wie könt mein heilige Geburth
Durch sie gepreiset auch hinfort,
Wann nicht durch meine Christfahrt stet
Ich Jährlich sie erinnern thät?
Zudem wißt ihr, was GOtt beschert,
370 Bleibt von Sanct Petro unverwehrt.

Unschuldige Kinderlein.

Hab Danck, du frommer Heiliger Christ,
Der du aller Welt Heyland bist!

Wir wollen sämtlich frölich seyn,
Daß du mit uns bist worden ein,
Auch heut ein Kindelein gebohrn 375
Von einer Jungfrau auserkohrn.
Sey GOtt gelobt im höchsten Thron,
Der uns schenckt seinen eingen Sohn!
Des freuen sich der Engel Schaar
Und singen uns solch Neues Jahr. 380

(Seite 21.) Heiliger Christ.

So recht, ihr liebsten Märterlein,
Bleibt nur dieweil im Himmel fein
Und seyd indeß fein still und fromm,
Biß ich wieder zu Hause komm.

ACTUS IV.

Inhalt.

Wie der Heilige Christ die Christ- || Bescherung fleißig umzehlen und solche || auf den Wagen und Schlitten tragen || lässet, auch sich zur Christfahrt schi- || cket und fertig macht.

Personen:

Heiliger Christ. Engel Raphael.
Engel Uriel.

Heiliger Christ.

Wohlan, wir wollen nunmehr dran. 385
Geh Gabriel, laß spannen an!
Desgleichen auch mein Raphael,

Schaff alles auf den Wagen schnell!
Hör Uriel, geh du auch mit!
390 Sieh da, hier steht mein güldner Schlitt,
Darauf ihr alles laden solt,
Denn ich bin frommen Kindern hold;
Die mich nun fürchten, liebn und ehrn,
Den'n will ich alles Guts beschern.

(Seite 22.) Engel Raphael.

395 HErr, ich habs ins Schreib-Täffelein
Mit Fleiß gezeichnet alles ein.

Heiliger Christ.

Was sinds für Stück? Laß mich sie hörn,
Daß man weiß, wie man soll beschern.

Engel Raphael.

HErr, der Stück sind ein grosse Zahl,
400 Die man nicht zehlen kan dißmahl.

Heiliger Christ.

Das weiß ich wohl, nenn mir nur her
Etliche Sorten ungefehr.

Engel Raphael.

Die Christ-Beschehrung, Heilger Christ,
Gar mancherley und sehr viel ist.
405 Der Kasten sind ein grosser Hauff
Auf Schlittn und Wagn geladen auf,
Seynd allzumahl gefüllet wohl
Und durch und durch gedrücket voll.
Da seynd viel schöner Kleinod in,
410 Auch Gold- und Silber-Geschmeide drin,
Da seynd Ketten, Armband und Ring,
Neu Mäntel, Röck und andre Ding,
Hosen, Wamst, Krausen, Hembd und Schuh,
Hütt', Federn, Perlne Schnür darzu,

(Seite 23.) Neue Stieffeln und Spornen auch, 415
Schuh mit Absetzn, nach itzgem Brauch,
Handschuch, Kniebänder und Schnupff-Tücher,
Leib-Gürtel, Degen, Schwerdt und Bücher,
Da seynd auch schöne neue Schauben,
Auch Mützen, Krausen, Schleyer, Hauben, 420
Vorbänder, künstlich ausgestickt,
Kleider, mit Gold und Seid geschmückt
Und sonst mit allerley Gebrem,
Jedem nach seinem Stand beqvem.

Heiliger Christ.

Wie denn von andern Sachen auch, 425
Der man täglich bedarff zum Brauch?

Engel Raphael.

Ey HErr, wir haben vollauf mit,
Und wird, ob GOtt will, mangeln nit,
Denn ich habs ausgerechnet scharff,
Was man allhier und dort bedarff. 430
Da ist von Hausrath mancherley,
Viel Werckzeug und Geräth darbey,
Stub'n-, Keller-, Küch- und Tisch-Geschirr
Und viel Gefässe nach Manier.

Heiliger Christ.

Hör, Uriel, tritt auch herfür 435
Und sage itzund an allhier:
(Seite 24.) Was kriegen denn die Kinderlein
Heut von der Christ-Bescherung mein?

Engel Uriel.

HErr, dafür keine Sorge hab!
Ich hab es schon getheilet ab, 440
Wie du es mir befohlen hast:
Hier ist der Obst- und Zucker-Kast.
So bald wir drunten kommen an,
Lang ich erst raus die Marcipan

445 Und überzogne Mandel-Kern,
Die essen ja die Kinder gern;
Darnach theil ich aus Zuckerkand
Und schöne Sachen allerhand,
Drauff reich ich aus dem Kasten mein
450 Aniß und Fenchel-Körnelein;
Im Kasten auch der Zucker qvillt,
Da wachsen draus die Zucker-Bild.
Nach solchem thu ich weiter suchn:
So kommen Christwecken und Kuchn,
455 Auch Aepffel, Birn und Feigelein,
Kirschen, Weinbeern, Rosinelein,
Castanjen, Welsch- und Hasel-Nüß,
Teige Mispeln und Pflaumen süß,
Auch Pommerantzen und Citrinat
460 Und was man sonst im Kasten hat.

(Seite 25.) **Heiliger Christ.**

Solln denn die Kinder nichts bekommn
Von dem, was wir sonst mitgenommn?

Engel Uriel.

Traun ja, mein lieber Heilger Christ,
Wann der Obst-Kasten ledig ist,
465 Will ich, so bald dus thust begehrn,
Den andern aufthun hertzlich gern.

Heiliger Christ.

Recht, Uriel! Doch hör mich nun,
Was wir zuförderst müssen thun:
Wir wollen erstlich insgemein
470 Vernehmen bey den Kinderlein,
Ob sie fleißig, wie sichs gebührt,
Zur Schulen werden angeführt,
Ob sie den Catechismum fein
Gelernet und viel Sprüchelein,
475 Ob sie auch wissen und kennen mich
Und nach der Schrifft auf-führen sich;

Auch wie sie unterrichtet seyn
Vom Neu-gebohrnen Christ-Kindlein.
Wir müssen hören auch darnebn,
Wie sie aufführen sich im Lebn, 480
Ob sie Vater, Mutter und Herrn
Gehorchen und sie liebn und ehrn,
(Seite 26.) Und ob sie recht verhalten sich,
Fein züchtig, fromm und gottselig.
Alsdenn lang aus dem Kasten raus 485
Und theil den Frommen reichlich aus.
So aber untern Kinderlein
Sich böse Bubn und Mägdelein
Befinden, die wird Petrus dann
Dir wissen wohl zu zeigen an; 490
Denselben thu ja nichts zu gut
Und gib ihnen ein Birckne Ruth.
Es wäre dann, daß sie fortan
Vom Muthwillen wolten ablahn;
Auf solchen Fall, so möchtest du 495
Ihn'n geben noch was mehr darzu.
Nun sag mir in der Summa her,
Was ist im andern Kasten mehr?

Engel Uriel.

HErr, erst seyn für die Schülerin
Beqveme Ding gepacket ein: 500
Damit nun jedes fein studir,
So bring ich Bücher und Papier,
Schreibzeug, Federn und Schreib-Täflein,
Griffel und Feder-Messerlein,
Rechen-Pfennig und Lineal 505
Mit andrer Zugehörung all.
(Seite 27.) Wenn sie nun haben Remißion,
Auch wohl gekunt ihr Lection
Und sich nun wolln ergetzen gern,
So woll'n wir ihnen auch beschern 510
Reut-Pferde, Degen und Disseckn,
Schlag-Ball'n, gemahlde Pferde-Steckn,
Wagen und Schlitten schön gemahlt,
Hirsch, Vögel und Thier mannigfalt
Und sonsten noch viel schöne Sachn, 515

Daß sie sich können fröhlich machen.
Den Mägdlein aber und Jungfräulein,
Wenn sie fromm und gehorsam seyn,
Den'n wollen wir auch viel Dings beschern,
520 Was ihre Hertzen nur begehrn:
Gürtel, Schlüssel-Ketten und Messerlein,
Model-Tücher und Näh-Pöltelein,
Scheern, Nadeln, Zwirn und Fingerhut
Und was darzu gehören thut,
525 Spinn-Rädlein, Rocken und Weiffelein,
Auch schöne Poppen, groß und klein,
Auch sonst viel schönes Dinges mehr
Ich ihn'n auf dein Geheiß beschehr.
(Seite 28.) Sieh, Heiliger Christ, so ists bestallt.
530 Komm fort, daß GOtt der HERRE walt!



ACTUS V.

Inhalt.

Wie der Heilige Christ Befehl || thut, mit Wagen und Schlitten || vorzurücken, und sich mit denen En- || geln aufsetzt und durch die Himmels- || Pforte herunter fähret, und wie es || ihm sonst mit seinen Gefährten auf || dem Wege ferner ergangen || sey.

Personen:

Heiliger Christ. Hanß Pfriem.
Engel Uriel. S. Petrus.

Heiliger Christ.

Wohlan, walts GOtt, dieweils ist Zeit,
So bin ich meins Theils schon bereit.

(Seite 29.) Sieh, kömmt nicht da zu uns heran
Hanß Pfrieme, unser Fuhr-Gespan?

Engel Uriel.

Fürwahr ja, lieber Heilger Christ, 535
Es unser Fuhrmann selber ist.

Heiliger Christ.

Wie steths, Hanß Pfriem, um unsre Fahrt?

Hanß Pfriem.

Ey HErr, ich hab lang aufgewart!
Es ist nach dein'm Befehl geschehn.
Die Pferde schon vorm Wagen stehn. 540

Heiliger Christ.

So recht, Hanß Pfriem, du treuer Knecht!
Du hast die Sach bestellet recht,
Uriel, geh flugs nein in Saal,
Ruff unser Gefährten allzumahl;
Zwar es darffs nicht, sie kommen dort. 545
Folgt, ihr Herrn, wir müssen fort!
(Seite 30.) Hanß Pfriem, rück besser doch heran!

Hanß Pfriem
rückt den Wagen herzu und spricht:

Ja HErr, gleich itzt von Stunden an.

Heiliger Christ.

Da halt! Nun, Gabriel, mach auf
Den Schlag allda und sitz auch rauff! 550
Du, Uriel, und Raphael
Sitzt beyde her an diese Stell!
Der Schlitten ist am Wagen ja
Schon angebunden feste da.

Hanß Pfriem.

555 Ja HErr, es ist vorlängst geschehn.

Heiliger Christ.

So laß in GOttes Nahmen gehn.

Hanß Pfriem
fähret nun zu, und hebet an zu singen:

1.

In GOttes Nahmen fahren wir,
Den Heilgen Christ ich gerne führ,
(Seite 31.) Weil Er mich beyd an Leib und Seel
560 Versorgen thut ohn allen Fehl.

2.

Der behüt auch die Ausfarth mein
Und wenn ich wieder kehre ein,
Bewahr Er mich vor allem Leid
Von nun an biß in Ewigkeit.

Heiliger Christ.

565 Halt still, Hanß Pfriem, an diesem Ort!
Laß Petrum schließen auf die Pfort.

Hanß Pfriem
pocht ans Thor und spricht:

Hoja, Herr Petre, schlafft ihr noch?
Ihr thut ihm gar nicht anders doch
Gleichwie am Oelberg dort im Gartn,
570 Da ihr solt auf den HErren wartn.
Ho ja, Petre, schliest auf die Pfort!

S. Petrus.

Ich hör wohl deine Stocher-Wort;
Du bist der alte Pech, wie vor!
Siehst nicht, daß offen steht das Thor?

Hanß Pfriem.

Ey, daß dich all das Falbel rühr! 575
Wie eilend wischt er itzt herfür!
(Seite 32.) Ich halt, ihr habt die gantze Nacht
In Kleidern auf der Banck gewacht?

S. Petrus.

Was darfst du Pech mich reformirn?
Lern du dafür den Wagen schmiern! 580

Hanß Pfriem.

Ey, Herr Petre, nehmts euch nicht an,
Sonst müsset ihr zu Fusse gahn.

Heiliger Christ.

Ey halt, Hanß Pfriem, nimm ihn doch mit!
Petre, vergiß den Schlüssel nit.

St. Petrus.

HErr, hab ich ihn doch da bey mir. 585

Hanß Pfriem.

Steigt rauff, Herr Petre, setzt euch hier,
Da habt ihr gar ein feines Nestgen
Und Raum genug: aufn Narren-Kästgen.

S. Petrus.

Sieh, thät der Heilge Christ, du Tropff,
Ich schlüg dirn Schlüssel um den Kopff! 590

(Seite 33.) Heiliger Christ.

Petre, erzürn dich nicht so schnell,
Sitz her zum Engel Uriel,
Daß wir drauf fahren desto baß.

Hanß Pfriem, gib Achtung auf die Straß
595 Und fahr im Nahmen GOttes hin.

Hanß Pfriem.

Ja HErr, darzu ich willig bin.

Fähret fort, und singet
Im Thon:
Wenn mein Stündlein vorhanden ꝛc.

WEil itzt die Heilge Christfarth ist
Und seynd schon auf der Strasse,
So gleit du uns, HErr JEsu Christ,
600 Mit Hülff uns nicht verlasse!
Mich und meine Gefährten all
Selbst führen thu durch Berg und Thal,
Für Schaden uns bewahre.

(Seite 34.) Heiliger Christ.

Thu gemach, Hanß Pfriem, darffst nicht so eiln,
605 Es sind nur noch zwo kleiner Meiln;
Die Pferd ein wenig ruhen laß,
Laß sie nur gehen Paß für Paß,
Magst auch bisweiln zum Schlitten sehn,
Damit kein Schaden mög geschehn.

Hanß Pfriem.

610 Ja HErr, ich will flugs steigen ab
Und sehen, was für Weg ich hab.
Potz Habernuß, wir haben traun
Gleich Zeit gehabt, zurück zu schaun!
Denn schaut, wie sind die Säck zurissen
615 Mit Aepffel, Birn und Welschen Nüssen;
Wir habn sie halb verlohren schier!
Die Schuld, die gebet nur nicht mir.
Herr Petre, geht, lest wieder auf;
Warum gebt ihr nicht Achtung drauff?

S. Petrus.

Nein, traun, das ist mir ungelegn, 620
Daß ich der Aepffel und Nüsse wegn
Solt also weit zurücke lauffn!

Heiliger Christ.

Laß sein, wir wollen andre kauffn.
(Seite 35.) Die Leute werdens finden schon.
Wenn nur die Töchter und der Sohn 625
Sind fromm, so theilen sie zu Hauß
Den frommen Kindern alles aus.
Fahr du nur fort die Strasse dein
Und laßt uns singn ein Liedelein.

Engel-Lied.

Ehre sey GOTT im höchsten Thron, 630
Und Friede hier auf Erden wohn,
Darzu den armen Menschen alln
Geb GOTT ein seeligs Wohlgefalln.

Beschluß.

DRum, traute, liebe Kinderlein,
Seyd ja fromm, singt und betet fein, 635
Dieweil der fromme Heilige Christ
Bereits schon auf dem Wege ist,
Damit, wenn Er nun kömmt herein,
Er finde fromme Kinderlein.
(Seite 36.) Sitzt hin und betet ja mit Fleiß, 640
Denn er hört alles, siehts und weiß,
Kennt auch die Kinder, die da treten
Her vor den Tisch und gerne beten,
Denselbigen beschert er gern.
Den Bösen will er nichts beschern. 645

Und wer sich gar nicht bessern thut,
Dem giebt er eine scharffe Ruth.
Derwegen seyd fein still u. fromm,
Bett fleissig, daß er balde komm.
650 Amen, komm bald, HERR JEsu Christ,
Weil es nun Abend worden ist.
Dein Wort, o HERR, das helle Licht,
Laß ja bey uns ausleschen nicht.

Amen.



(Seite 37.) Ein schönes Lied, in welchem || das Kindlein JEsus die Kinder ver- || mahnet, daß sie fleißig beten und studiren || sollen, so wolle er ihnen alles gutes || bescheren.

Im Thon:

Singen wir aus Hertzen-Grund ꝛc.

1.

Hört, ihr liebsten Kinderlein,
Spricht das hertze JEsulein,
Lebt züchtig und lernet fein
Fleißig in dem Namen mein,
So will ich stes bey euch seyn
Mit mein'n lieben Engelein,
Euch allzeit behüten fein.

2.

Werd ihr Morgens früh aufstehn,
Gern zur Schul und Kirchen gehn
Und studiern mit gantzem Fleiß,
Daß ihr mir singt Lob und Preiß,
Werd ihr mein Wort gerne hörn,
So will ich euch alles beschern,
Was eur Hertz nur wird begehrn.

3.

(Seite 38.) Es solln euch mein Engelein
Allzeit gleiten aus und ein,
Daß ihr nicht stoßt an ein Stein,

Auch nicht fallt und brecht ein Bein;
Eure liebsten Mütterlein,
Vater, Brüdr und Schwesterlein
Solln sie auch behüten fein.

4.

Euren Eltern will ich gebn
Ein gesund und langes Lebn,
Daß sie euch können ernehrn
Und aufziehn zu GOttes Ehrn
Und euch kauffen Kleidr und Schuh,
Büch'r, und was ihr dürfft darzu,
Daß ihr lernt mit guter Ruh.

5.

Drum, ihr liebsten Kinderlein,
Seyd gehorsam, lernet fein,
Eur Emanuel will ich seyn;
Hab euch von der Höllen-Pein
Erlöst durch mein Blut und Tod,
(Seite 39.) Drum halt fleißig mein Gebot
Und rufft zu mir in der Noth.

6.

So solt ihr diß Neue Jahr
Sicher seyn für viel Gefahr.
Kein Krieg, Theurung, Pestilentz
Soll kommen in eure Grentz.
Seyd nur fromm und lernet fein,
O ihr liebsten Kinderlein,
So will ich stets bey euch seyn.

Ein schönes
Weyhnacht-Lied,

Darinnen eine gläubige Seele || dem neugebohrnen JEsulein für || seine heilige Menschwerdung und Ge- || burth hertzlich dancket und seine, dem || gantzen menschlichen Geschlechte da- || durch erworbene unzehliche Gut- || und Wohlthaten rühmet || und preiset.

(S. 40.) Mel.: Helfft mir GOttes Güte preisen, etc.

MIt Ernst, o Menschen-Kinder, u. s. w.

(4 Strophen, Adventslied von Valentin Thilo. Vgl. A. Fr. W. Fischer, Kirchenlieder-Lexicon. 2, 90.)

(Seite 41.) Ein anders.

Mel.: Helfft mir GOttes Güte preisen, etc.

NUn jauchzet all ihr Frommen, u. s. w.

(6 Strophen, Adventslied von Michael Schirmer. Fischer, a. a. O. 2, 111.)

(Seite 44.) Ein schön Neu-Jahrs-Lied.

1.

JESU nun sey gepreiset u. s. w.

(3 Strophen, Neujahrslied von Johann Hermann. Fischer, a. a. O. 1, 383.)

(Seite 46.) **Ein schön Gebetlein vom neugebohrnen JEsulein.**

JESU, du kleines Kindelein,
Dir sag ich Danck von Hertzen mein,
Daß du bist wahrer Mensch gebohrn
Und hast gestillt deines Vaters Zorn.
Ich bitt, laß die Menschwerdung dein
An mir ja nicht verlohren seyn,
So will ich mit den Englein gleich
Dir lobsagen in deinem Reich
(Seite 47.) Und preisen deinen heilgen Nahmen,
Samt allen Auserwehlten, Amen.

Gebetlein am neuen Jahres-Tage.

NUn treten wir ins Neue Jahr;
HERR JEsu Christ, uns auch bewahr!
Gieb Gnad, daß wir diß gantze Jahr
Zubringen mögen ohn' Gefahr,
Gieb Glück und Heyl, gieb Fried und Ruh,
Darnach die Seligkeit darzu,

Amen.



Kleinere Mitteilungen.





Ritter Hans von Gehofen auf Gautzsch.

(Tafel I.)

Von **Paul Benndorf.**

An der Südseite der umgebauten Kirche zu Gautzsch befindet sich seit dem Sommer 1903 ein alter, etwa $1^1/_2$ m hoher und $^3/_4$ m breiter, aus Rochlitzer Porphyr gehauener Grabstein, der ehemals die Gruft eines Ritters Hans von Gehofen bedeckte, aber bei einem Umbau der Kirche — wahrscheinlich 1717 — hinter die zur ersten Empore führende, rechts vom Haupteingange befindliche Treppe zu stehen kam, die ihn fast vollständig verdeckte, so daß nur der obere Teil 30 cm hoch den Treppenrand überragte, jedoch der weißen Übertünchung wegen nicht weiter beachtet wurde.

Das wohlerhaltene Relief zeigt den Ritter in knieender, nach Osten gerichteter Stellung. Das unbedeckte Haupt trägt wohlgepflegtes Haar. Das ausgeprägte Gesicht läßt auf festen Charakter schließen. Das Barthaar ist nach spanischer Art verschnitten. Der ernste Blick wendet sich einem zur Seite angebrachten Kruzifixe zu. Brust, Arme und Oberschenkel tragen das Panzerkleid. Gewaltige Sporen befinden sich an der bis zum Knie reichenden Fußbekleidung.

Das zweischneidige Schwert mit eckigem Knauf und abgespitztem Speer wird von der Gestalt teilweise verdeckt, während an der rechten Seite der Dolch zu bemerken ist. Unter dem rechten Knie hat der Helm seinen Platz. Zwei Wappen sind am Fußende des Steines eingehauen. Das rechts befindliche ist das der Familie von Gehofen, das unter dem Helme stehende das der Familie von Bernstein. Das Gehofensche Wappen stellt zwei mit dem Außenbogen gegeneinander gekehrte Regenbogen dar. Dieselben trägt auch der Wappenhelm als Zierat. Zwischen ihnen ragt ein Pfauenwedelbusch empor. Graphisch dargestellt erscheinen die Bögen golden im blauen Wappenfelde.

Das zweite Wappen trägt im Felde einen aufgerichteten Bären in Seitenansicht, auf dem Helme denselben halb aufwachsend. Hieraus ist auf eine Verwandtschaft der Familie von Gehofen mit der von Bernstein[1]) zu schließen. Es ist indes nicht in Erfahrung zu bringen gewesen, ob Hans von Gehofen etwa mit einem Fräulein von Bernstein verheiratet gewesen ist.

Den Stein umläuft folgende Inschrift:

ANNO · 79 · IAR · DEN · 19 · MAI · AVF · DEN · ABENT · VMB 9 · VHR · IST · IN · GOT · SELIG · ENTSCHLAFEN · DER · E · G · ERENVEST · HANS · VON · GEHOFEN · AVF · GAVTZ · VND · ZEWIEP · SEIN · ALTER · 50 · IAP .

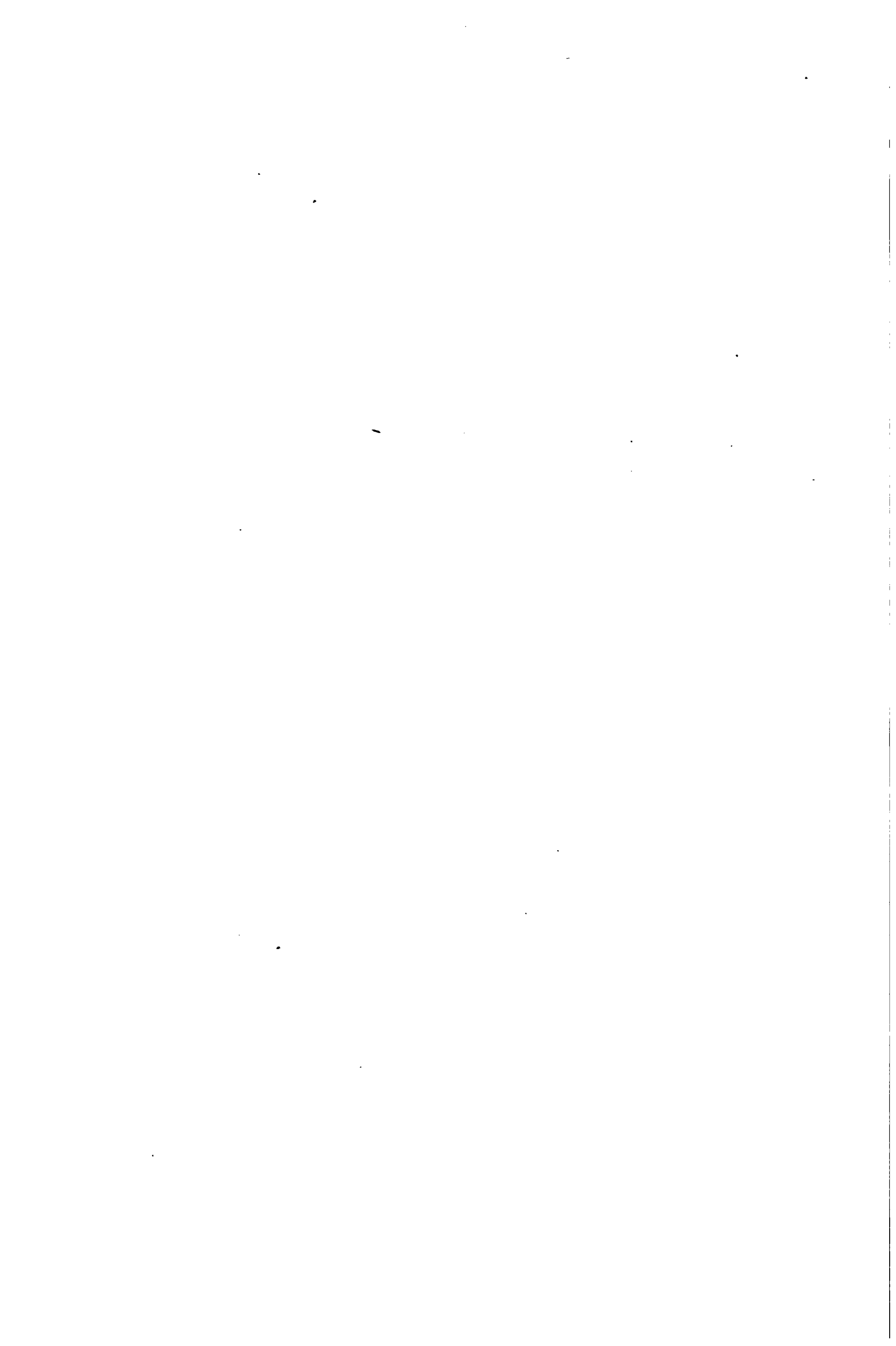
Hieraus ist zu ersehen, daß jener Ritter 1529 geboren und am 19. Mai 1579 zu Gautzsch verstorben ist. Die Familie von Gehofen, die mit Ernst Albrecht von Gehofen, Erb- und Gerichtsherrn auf Ichstedt und Borxleben, i. J. 1711 ausstarb, war ein altes

[1]) Das Bernsteinsche Rittergeschlecht entlehnt seinen Namen dem Orte Bärenstein im Erzgebirge.

Tafel 1.



Grabstein des Ritters Hans von Gehofen zu Gautzsch.



thüringisches Adelsgeschlecht, das sich nach dem bei Artern gelegenen Stammsitze nannte. Schon 1263 wird ein Heinrich in Gehoven urkundlich erwähnt[2]), doch muß die Familie ihren Stammsitz schon um 1300 aufgegeben haben, da er 1309 eine Pfründe der Tempelherren ist. Um 1310 wurde der Orden aufgehoben, und Gehofen kam in den Besitz der Herren von Heldrungen, eines Geschlechts, das 1414 ausgestorben ist. Die Herrschaft Gehofen wurde dann um 1390 zu Artern geschlagen, und im selben Jahre kam sie durch Kauf an Bruno IX., Edlen Herrn zu Querfurt, dessen Nachfolger Bruno X. das Besitztum (nebst Artern und Voigtstedt) 1448 an den Grafen Ernst von Hohenstein und dessen Schwiegersohn, den Grafen von Mansfeld, verkaufte.

Gehofen bildete einen freien Rittersitz (Schloß genannt) und einen freien Siedelhof. Ersteren erwarben später die Herren von Cannewurf, während der abgezweigte Siedelhof in die Hände der Herren von Hacke (auch Hake geschr.) überging.[3]) Diese Familie war mit der Gehofschen verwandt, weshalb sie das gleiche Wappen führt. Sie kommt zuerst 1314 im Orte Pfüffel vor, woraus Hackpfüffel wird. Die Annahme, daß das Wappen 2 Haken zeigt, läßt sich kaum aufrecht erhalten; wahrscheinlich nahmen die Herren von Hacke das Gehofensche Wappen an.

Die Familie von Cannewurf veräußerte Gehofen-Schloß an die Herren von Harras um 1486.[4]) Im Jahre 1529 gehen Schloß und Siedelhof an die

---

[2]) Zeitschrift des Harzvereins. 18 (1885), Seite 62.

[3]) Mencken, Script. rer. Germ. I. 657, Nr. 132.

[4]) Mencken a. a. O. I. 667 ff.

Brüder Hans und Philipp von Eberstein über[5]) als Lehen des Grafen Ernst von Mansfeld.

Das Gehofensche Besitztum wechselte noch öfters den Besitzer und fiel nach dem Tode des letzten seines Stammes, der mit der Familie von Eberstein verwandt war und in Gehofen am 18. Mai 1711 starb, an den mitbelehnten Christian Ludwig von Ebra. Die Chronik von Ichstedt[6]) sagt kurz darüber: „Ihre (der Gehofenschen Familie) durch Ritterdienste empfangenen Lehen vergrößerten sich durch Erbschaft[7]) und den Ankauf bäuerlichen Besitzes. So lange sie die Landwirtschaft emsig betrieb, nahm ihr Wohlstand zu. Die Übernahme von Staats- und Militärämtern war demselben nicht förderlich. An Energie scheint es keinem ihrer Mitglieder gefehlt zu haben; nicht wenigen ist Übermaß daran vorzuwerfen; ein solches scheint auch den frühen Tod des letzten Ichstedter Gehofen mit verschuldet zu haben."

Wenden wir uns nun zu Hans von Gehofen. Im Jahre 1495 wird Friedrich von Gehofen als Besitzer von Gautzsch genannt.[8]) Diesen Besitz erwarb die Familie wahrscheinlich von Nickel Pflugk, dem ältesten Sohne Dam Pflugks, der seiner Tapferkeit wegen der „eiserne Pflugk" genannt wurde und unter dem Kurfürsten Friedrich dem Sanftmütigen Kriegsdienste leistete. Er besaß Großzschocher. Friedrich war wahrscheinlich der Bruder des in Thüringen begüterten Heinrich von Gehofen. Er hatte zwei Söhne, Ernst Friedrich und Hans, und brachte 1505 auch die

---

[5]) Lehnbrief von 1531.

[6]) Chronica von Ichstedt von E. Schoenau, S. 148.

[7]) Ichstedt und Borxleben 1463; Solgstedt. Voigtstedt 1601.

[8]) Regest Nr. 670. Rich. Frh. v. Mansberg, Erbarmannschaft Wettiner Lande, Bd. I, S. 287.

Güter Zöbigker und Prödel durch Kauf von Merten von der Jahne an sich.[9]) Bei seinem 1540 erfolgten Ableben wurden beide Söhne mit den 3 Gütern belehnt, sowie mit dem Wüstdorf Harthdorf (das nicht mehr vorhanden ist). Mitbelehnt waren die Vettern Jobst und Heinrich von Gehofen. Friedrich, der Bruder von Hans, starb 1575 und hinterließ einen Sohn Ernst, der das Erbe seines Vaters antrat. Hans von Gehofen, der seinen Bruder nur 4 Jahre überlebte, starb ohne leibliche Erben. Von ihm erbten seine Vettern Michel von Gehofen Zöbigker und Hans Georg Gautzsch. Letzterer war noch unmündig. 1581 hatte Michael Streit mit der Gemeinde Zöbigker. Er war auch in Thüringen reich begütert und besaß Ichstedt, Borxleben und Vockstedt. Am 28. Juni 1599 starb er um $^1/_2$11 Uhr vormittags zu Ichstedt als „Erbsaß auf Zöbigker, Ichstedt und Borxleben, nachdem er an die 15 Wochen geseuchelt im Alter von 80 Jahren.“ [10]) Sein Sohn Bethmann von Gehofen übernahm Zöbigker. 10 Jahre vorher war diesem (wahrscheinlich bei einem Besuch in Zöbigker) am 18. Mai sein Söhnchen Richard Wilhelm gestorben und in der Kirche zu Zöbigker beigesetzt worden. 1612 verzog Bethmann von Gehofen († 1625) nach Verkauf seines Gutes an Otto von Diesfau auf Knauthain aus Zöbigker. Gautzsch war bereits 1586 in den Besitz dieser Familie gekommen. Hans Georg war nach Thüringen verzogen, da er und Michael mit dem Berggut Vockstedt belehnt worden waren.

---

[9]) Lehnbrief IV v. 1505. — Regest Nr. 665, 705.
[10]) Chronica von Ichstedt, S. 70.

Ein Humanist über Leipzig.

Mitteilung

von **Dr. Armin Tille.**

Städtebeschreibungen können unter Umständen wichtige geschichtliche Quellen darstellen, und jede einzelne verdient deshalb ihre Untersuchung selbst auf die Gefahr hin, daß wir nichts wesentlich neues daraus erfahren. Solche Beschreibungen, die aus dem 17. und 18. Jahrhundert in Masse vorliegen und wie für jede Stadt so auch für Leipzig eine zusammenhängende Behandlung verdienen, sind aber aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts nicht allzu zahlreich, denn damals erst erwachte in weiteren Kreisen der Wirklichkeitssinn, ohne den eine Stadtbeschreibung sich nicht denken läßt. Ja der unten mitgeteilte lateinische Aufsatz über Leipzig, dem eine möglichst sinngemäße deutsche Übersetzung beigegeben ist, zeigt gerade, daß konkrete Beobachtungen mehr nebenbei zum Ausdrucke kommen, während im ganzen eine übertreibende Verhimmelung vorherrscht und die Anspielung auf die antike Mythologie[1]) und künstliche Worterklärung[2]) uns in den Ideenkreis der schönrednerischen Humanisten versetzt. Wir dürfen deshalb das Mitgeteilte durchaus nicht als bare Münze nehmen; weniger als Stadtbeschreibung

---

[1]) Bei dem Preis der Leipziger Mädchen ist dem Verfasser allerdings eine böse Verwechslung passiert, indem er die goldenen Äpfel der Hesperiden mit dem Schönheitsapfel des Paris verwechselt. Die Übersetzung beseitigt die Verwechslung, da der Text sonst unverständlich würde.

[2]) So die Herleitung des Wortes Osterland von einem Volke, der Osen.

kommt der humanistische Erguß in Betracht, denn als literarisches Zeugnis dafür, wie man in den Zeiten, da Petrus Mosellanus hier lehrte, in den Kreisen der Humanisten über Leipzig dachte. Eine sachliche Besprechung des Inhalts soll an dieser Stelle unterbleiben, da es ersprießlicher sein wird, gelegentlich bei Behandlung von Einzelfragen die Angaben der vorliegenden Stadtbeschreibung zu verwerten, einzuschränken oder richtig zu stellen. Aber über die Person des Verfassers, Erasmus Sarcerius, und die Umstände, unter denen er die Stadt Leipzig beschrieb, mögen noch einige Angaben folgen.

Erasmus Sarcerius kann in mehr als einer Beziehung als typischer Vertreter der protestantischen Humanisten gelten und ist in seiner ganzen Wirksamkeit auch schon literarisch gewürdigt worden von Röselmüller[3]), wesentlich besser und eingehender jedoch von Eskuche.[4]) Sarcerius war am 19. April 1501 in Annaberg geboren, besuchte in Freiberg das Gymnasium unter Petrus Mosellanus und folgte diesem 1517 nach Leipzig. Hier studierte er sieben Jahre — die Erinnerung an jene glückliche Zeit spricht aus seiner späteren Schilderung der Musenstadt —, wandte sich 1524 nach Mosellans Tode nach Wittenberg und lebte 1529 in Wien, 1530 in Garsen bei Laibach und noch in demselben Jahre in Rostock. Als 1531 Bugenhagen

---

[3]) Leben und Wirken des Erasmus Sarcerius [Programm des Realgymnasiums zu Annaberg 1888].

[4]) Sarcerius als Erzieher und Schulmann [Programm des Realgymnasiums zu Siegen 1901] 74 S. 8⁰. Wertvoll ist besonders das sorgfältig bearbeitete Verzeichnis der 59 von Sarcerius veröffentlichten philologischen und theologischen Schriften.

die Reformation in Lübeck einführte, ward Sarcerius, dessen Fähigkeiten man dort von seinem früheren Aufenthalte her gewiß noch kannte, als Konrektor an das neu gegründete Gymnasium berufen: er bezog neben freier Dienstwohnung 100 Gulden Jahresgehalt. Hier heiratete er, schrieb aber auch ein Schulbuch: Rhetorica, plena ac referta exemplis[5]), worin er seine Schüler zur Abfassung lateinischer Aufsätze und vor allem lateinischer Reden anleitet. Zahlreiche Musterbeispiele sind darin enthalten, und als Beispiel für eine Stadtbeschreibung wird neben Lübeck, dessen Behandlung natürlich am nächsten lag, Leipzig herangezogen. Dies war die einzige Stadt, wo Sarcerius bisher längere Zeit gelebt hatte und die ihm, dem begeisterten Humanisten, so erscheint, wie sie unter Mosellanus ihm entgegen getreten war. Sarcerius fingiert dabei, daß ein geborener Leipziger in der Fremde gelehrten Humanisten und Studiengenossen bei einer Festgelegenheit einen Vortrag über seine Heimat hält, die zwar jeder dem Namen nach kennt, deren Aussehen aber den wenigsten bekannt ist. In Lübeck ist die Rhetorica, die einem anderen Buche Dialectica entspricht, entstanden, d. h. spätestens 1536, denn am 15. Juni dieses Jahres übernahm Sarcerius das Rektorat der Lateinschule zu Siegen im Gebiete des Herzogs Wilhelm von Nassau: der höchst lehrreiche Anstellungsvertrag ist von Eskuche aufgefunden und veröffentlicht worden. Schon 1537 vertauscht Sarcerius das Lehramt mit dem geistlichen Amt und

---

[5]) Das Buch ist sicher noch in Lübeck entstanden, wenn auch der Druck der ersten Auflage erst im August 1537 in Marburg erschien. Mir war nur die zweite Auflage (Marburg 1542) zugänglich, wo der mitgeteilte Text Bl. 33b—36b zu finden ist.

wird Superintendent in Siegen, siedelt 1541 nach Dillenburg über und wirkt von dort aus 1543 und 1546 im Kurkölnischen für die Reformation, die Hermann von Wied einzuführen versuchte. Da er sich dem Interim nicht beugte, mußte ihn Graf Wilhelm auf Befehl Karls V. 1548 seines Amtes entheben. Sarcerius lebte dann kurze Zeit in seiner Heimat Annaberg, war 1549—1555 Pfarrer an der Thomaskirche zu Leipzig und gehörte zu den Evangelischen, die 1552 Melanchthon zum Tridentiner Konzil begleiten wollten. Von 1553—1558 war er Generalsuperintendent der Grafschaft Mansfeld in Eisleben und folgte dann einem Rufe als Prediger und Senior Ministerii nach Magdeburg, wo er am 28. November 1559 nach einem bewegten Leben und doch erst 58jährig gestorben ist.

Paradigma, in quo laudatur Lipsia, Ositiae urbs.

Vere dixit ille, doctissimi viri ac bonorum studiorum felicissimi tyrones, quemque potissimum ea tractare, erga quae laborat affectibus, et eo diligentius ac studiosius, quo maiores sunt illi affectus, quibus ducitur aliquis ad tractandum aliquid. Sic et ego, cum in maxima argumentorum silva versarer nec pro temporis ratione satis scirem, quodnam prae aliis excerperem, in quo explicando et vobis, doctissimis auditoribus, et mihi ipsi satis facerem. Tandem post longam consultationem amore patriae meae victus sum et elegi commendationem Lipsiae urbis, quam ideo libentius commendo, relictis aliis argumentis, quod scio vos omnes singulari amore erga patriam meam flagrare, et non immerito quidem, quum haec sola sit omnium studiosorum commune asylum, quod non solum vagabundos excipit hospicio, sed alit fovetque pro dignitate. Praeterea et in hac re mihi satis facio, qui sumpsi materiam viribus et naturae meae aptam, ut ab omni parte instructus essem, quo ubi deficeret ars, tamen adforet natura, quae mea vice, aliquomodo potissimo vestro iudicio responderet. Quaeso itaque, ut tacitis et benignis auribus me dicentem audiatis, eo attentius, quo certius scitis Lipsiam longe celebriorem esse urbem, quam ut queat aversas mentes et ingratas ferre.

Beschreibung Leipzigs, der Hauptstadt des Osterlandes.

Gelehrte Herren und junge Freunde der Wissenschaft! Mit Recht heißt es: ein jeder treibt am liebsten das, was seiner Neigung entspricht, und ein jeder ist um so fleißiger und eifriger bei seinem Werke, je stärker die Neigung ist, die ihn zur Beschäftigung mit dem fraglichen Gegenstande hinzieht. So ging es auch mir, als ich mir überlegte, welches Vortragsthema ich wählen sollte, um damit bei euch, gelehrte Zuhörer, Beifall zu finden und zugleich mich selbst befriedigt zu fühlen.

Nach längerer Überlegung hat die Liebe zur Heimat in mir gesiegt: ich will euch eine Beschreibung von Leipzig geben, und ich tue dies gern, um von anderen Gründen zu schweigen, schon deshalb, weil ich weiß, daß euch alle eine innige Hinneigung zu meiner Heimat beseelt, und weil ich mir bewußt bin, daß mein Vorhaben auch an sich nicht unberechtigt ist, denn nur Leipzig ist aller Studenten gemeinsame Heimstätte; hier findet der fahrende Gesell nicht nur gastliche Aufnahme, sondern wird auch nach Gebühr geschätzt. Schließlich handle ich damit aber auch in meinem eigenen Interesse, da ich weiß, daß dieser Gegenstand den von einer gütigen Natur mir verliehenen Fähigkeiten entspricht: hier fühle ich mich in jeder Hinsicht sattelfest, und sollte es mir an Geschick mangeln, dann wird, so hoffe ich, schon meine natürliche Befähigung für mich eintreten und mir dazu verhelfen, daß ich einigermaßen vor eurem strengen Urteil bestehe. Ich bitte euch deshalb jetzt, mir geneigtest zuzuhören; ihr alle kennt ja Leipzig und wißt, daß es eine prächtige, über jedes mißgünstige Urteil erhabene Stadt ist.

A situ et amplitudine.

Caeterum ut omnia ordine explicem, adeoque iuxta rhetorum praecepta: primum situs Lipsiae urbis nobis attingendus est. Longe enim errant, qui Lipsiam Misniae urbem faciunt, quando Misnia proprie illa regio dicatur, quam olim inhabitaverunt Camanni. Ea vero pars, quae ab Ositio urbe Winsenfelsium usque vergit, in qua Lipsia sita est, Ositia vocatur, testante adhuc Germanica appellatione, Ostland[1]) ab Osis populis sic appellata: quanquam hodie Misnia et Ositia regiones confundantur, idque propter unum principem, cuius imperio ambae subiacent, tamen prope a se invicem discernendae sunt, ut recte intelligi possit aliquando fuisse duplicem regionem, quam hodie unam propter vicinitatem reputamus. De amplitudine hic nihil dici potest; est enim Lipsia non admodum ampla, sed talis, quae sua angustia quasvis amplissimas Germaniae urbes exuperat.

A ducibus.

Duces, quibus paret patria mea, ne hoc quidem incertum est; verum quantae virtutis et cuius stemmatis illi sint, quibusque avis proavisque floruerint semper celeberrimi et strenuissimi, hoc in loco dicendum venit. Traxerunt enim originem Lipsiae principes ex nobili Saxonum stemmate, quo non est aliud neque antiquius neque famosius in orbe, si vel internas animi virtutes vel res egregie gestas externe inspicere volueritis.

---

[1]) Vorlage: Ostladt.

Lage und Grösse.

Um hübsch der Reihe nach, wie es die Regel vorschreibt, zu verfahren, muß ich zuerst von Leipzigs Lage sprechen. Es ist ein großer Irrtum, wenn man Leipzig die Hauptstadt Meißens nennt, denn Meißen heißt nur das Land, das einst die Camannen bewohnten. Aber die Landschaft, die von Oschatz bis nach Weißenfels reicht, — und in dieser liegt Leipzig — heißt Osterland, und dieser Name geht, wie noch heute die deutsche Bezeichnung beweist, auf das Volk der Osen zurück.

Obwohl man heute in der Tat Meißen und Osterland vielfach miteinander verwechselt, weil beide einem und demselben Landesherrn untertan sind, so waren es doch einst zwei verschiedene Gebiete, wenn wir sie auch gegenwärtig als eine Landschaft betrachten, was bei den Lageverhältnissen nicht weiter wunderbar ist. Von der Ausdehnung läßt sich nicht gerade viel Rühmens machen, denn Leipzig ist nicht etwa weit angelegt; im Gegenteil, trotz der herrschenden Engigkeit zeichnet es sich vor andern deutschen Großstädten aus.

Die Landesherren.

Die Fürsten, die in meiner Heimat herrschen, sind niemandem unbekannt, und doch muß ich hier von ihren Vorzügen und ihrer Herkunft sprechen, muß ihrer Ahnen und Urahnen gedenken, die sich als tüchtige Männer bewährt haben und jederzeit als solche geschätzt worden sind. Leipzigs Beherrscher stammen bekanntlich aus einem edlen sächsischen Geschlecht, das sich durch Alter und Ruf vor jedem anderen auf dem ganzen Erdball auszeichnet, mag man an die ihnen eigenen Gaben des Geistes und Herzens oder die Taten, die sie vollbrachten, denken.

A republica.

Et quando res parvae concordia crescunt, magnae autem discordia dilabuntur, videtis, quo brevi in tempore tantum propter mirandam concordiam res Lipsie processerint. Concordia enim servatur respublica et promovetur a die in diem ad maiora. Nescio, an queat etiam hisce praecipue temporibus in tota Germania reperiri respublica, quae ita aliena est a civilibus discordiis, ut est Lipsia patria mea dulcissima. Aristoteles beatam praedicat rempublicam, quae vivit secundum virtutem. Plato beatiorem et rectius institutam rempublicam commendat, in qua omnia sunt communia atque in qua valet dictum illud: Quod tuum est, meum est, et quod meum est, est tuum. Socrates beatissimam rempublicam illam celebrat, in qua uxores et liberi habentur communes. At omnium felicissima et beatissima est respublica patriae meae, quae non solum secundum virtutem vivit, sed etiam quae pacis et publicae honestatis gratia communitatem bonorum, uxorum et liberorum reprobat.

A senatu.

Huic beatissimae reipublicae ex divino beneficio etiam prudentissimi et sapientissimi senatores contigerunt, e quorum authoritate et iudicio totum Misnensium, Duringorum et inferioris Saxoniae ius pendet, quod in dubiis causis ad praedictas regiones mittunt.

Die Stadtverfassung.

Unbedeutendes wird durch Eintracht groß, und selbst das Gewaltigste geht durch Zwietracht zugrunde — sagt das Sprichwort. Gerade an Leipzig läßt sich beobachten, wie eine Stadt in kurzer Zeit infolge einer geradezu wunderbaren Eintracht ihrer Bewohner emporblühen kann. Wenn alle in einer Richtung tätig sind, dann bleibt ein Gemeinwesen nicht nur das, was es ist, sondern entwickelt sich täglich weiter. Schwerlich ist in ganz Deutschland und vor allem, wenn man an die jüngst vergangenen Zeitläufte denkt, eine Stadt zu finden, in der so wenig Bürgerzwist vorgekommen wäre wie in meiner geliebten Heimat Leipzig. Aristoteles nennt das Gemeinwesen glücklich, in dem jeder so lebt, wie es das Sittengesetz vorschreibt; Plato dagegen ist ein Freund der Verfassung, die alles als Gemeingut betrachtet nach dem Grundsatze: was dein ist, das ist mein, und was mein ist, das ist dein; und Sokrates findet es gar am empfehlenswertesten, wenn Frauen und Kinder allen gemeinsam gehören. Dem gegenüber muß ich betonen, daß es keine bessere Verfassung gibt, und keine, bei der es sich glücklicher leben ließe, als bei der, die in meiner Heimat herrscht, denn dort lebt die Bevölkerung nicht nur nach dem Sittengesetz, sondern es gibt auch um des Friedens und ehrenhaften Wandels willen keine Gütergemeinschaft und noch viel weniger eine solche der Frauen und Kinder.

Der Rat.

Dieser gesegneten Stadt hat göttliche Gnade kluge und verständige Ratsherren beschert, deren Urteil für die Rechtsprechung in Meißen, Thüringen und Niedersachsen maßgebend ist, denn in zweifelhaften Fällen senden sie ihren Wahrspruch an die Gerichte der ge-

Et sicut aquilae volando altissimas coeli partes occupant, sic senatus Lipsensis citra omnem controversiam prudentiae et sapientiae magnitudine ad sidera usque evehitur, qui non ex opificum indocta turba, sed ex doctissimis viris collectus est.

A frequentia populi.

Et quanto frequentia populi etiam nonnihil laudis urbibus conciliat! Vix credo reperiri posse in tota Germania urbem, quae ita non admodum ampla adeo frequentes ac plures homines continet. E quorum numero sunt bonarum artium studiosi, qui catervatim quotidie ad stuporem usque incedunt multi, Apollinem sequentes, non pauciores quam olim consueverit ille deus suo numeroso comitatu relicta Lycia Delum maternam reinvisere, Cretensibus Driopibusque pictisque Agathyrsis stipatus.

Hic sibi pulchram Jove nata sedem
Pallas elegit, teneramque virgo
Imbuit summi patris erudita
Dote iuventam.

Mercatorum copia facile Corinthum Achaiae nobilissimam metropolim vincit. De mulieribus et illis quidem pulcherrimis ac pudicissimis nihil dicam, quae enim et quales illae sint, colligitur satis ex elegantissimis puellis, quarum pulchritudinem et elegantiam nemo potest pro dignitate adsequi oratione.

Educat pulchras Venus hic puellas
In Jovis summi thalamos ituras,
Poma quae solae teneant Atlantis
Aurea dignae.

nannten Gebiete. Wie der Adler im Fluge in die höchsten Höhen des Himmels emporsteigt, so steht der Leipziger Rat hoch über dem Hader der Parteien und erhebt sich infolge seiner großen Klugheit und Weisheit in die Region der Gestirne; denn nicht aus unwissenden Handwerkern ist er zusammengesetzt, sondern hoch gelehrte Männer sitzen darin.

Die Einwohnerzahl.

Wieviel trägt doch die Einwohnerzahl dazu bei, den Ruf einer Stadt zu mehren! Kaum wird sich in ganz Deutschland eine Stadt finden lassen, die so geringen Umfang besitzt und doch so viel oder etwa noch mehr Einwohner aufweisen könnte. Dazu gehören vor allem die Studenten der freien Künste, die hier in einer Zahl, die gerechtes Staunen erweckt, auf den Spuren Apolls wandeln; fast sind sie so zahlreich wie jene Jünger, die einst dem Gotte folgten, als er Lycien verließ und das mütterliche Delos besuchte, umringt von Kretern, Dryopern und bemalten Agathyrsen.

Hier schuf sich Athene ein trauliches Heim,
Senkt hier in die Brust der Jugend den Keim
Des Wissens, das Vater Zeus sie gelehrt.

Die Zahl der Kaufleute hier ist wohl größer als in Korinth, der ersten Stadt Griechenlands. Von den Frauen, ihrer Schönheit und ihrem züchtigen Wesen will ich nicht weiter reden; ich brauche es nicht, denn genügendes Zeugnis legen dafür die prächtigen Mädchen ab, deren Schönheit und Chic niemand mit Worten entsprechend zu preisen vermag.

Frau Venus selber zieht die Mädchen groß:
Ein Weib zu werden, ist jedweder Los.
Sollt Paris hier den Apfel zuerkennen,
Jedwede könnte ihn ihr eigen nennen!

A domorum magnificentia.

Domorum vero magnificentia superat omnes Germaniae civitates. Boioarii valde gloriantur de Monaco Bavariae urbe, quam pulchritudine et domorum magnificentia supra omnes Europae urbes extollunt. At si aequalitatem structurarum et ordinem domorum spectare velis, non solum Lipsia vincit Monacum, sed etiam longe post se relinquit, potissimum in hoc, quod Lipsia tota communiter magnificis aedibus ornata est, Monacum vero in quibusdam etiam locis tantum lutosis tuguriolis constet. Domus in universum lapideae sunt, intus tabulatae, foris miro artificio et maiestate depictae.

A bellicositate.

Quantum ad res bellicas attinet, primum moeniis, vallibus, propugnaculis, bombardis aliisque rebus ad bellum necessariis, facile vincit multas Germaniae urbes; verum cum parum prosit habere instrumenta bellica, nisi et adsint, qui pro experientia ea tractare norunt, habet itaque Lipsia cives rei bellicae peritissimos, quorum si vellem enumerare victorias, non sufficeret mihi dies. Quare satius esse duco, omnino de illis tacere quam aliquid frigide de eis recensere.

A studio pacis.

Verum cum is demum fortis dicatur, qui animum suum pro temporis ratione et flectere et incitare potest, sic Lipsia tales etiam cives habet, qui malunt

Häuserluxus.

An Häuserpracht überragt Leipzig alle Städte Deutschlands. Die Baiern brüsten sich zwar gewaltig mit ihrer Hauptstadt München, das, wie sie sich ausdrücken, hinsichtlich der Schönheit und Großartigkeit oben ansteht unter allen Städten Europas. Doch zieht man die Gleichmäßigkeit in der Bauweise und Anordnung der Häuser in Betracht, dann ist Leipzig nicht nur schöner als München, sondern übertrifft es bei weitem, vor allem schon deshalb, weil Leipzig von vorn bis hinten mit stattlichen Gebäuden besetzt ist, während München in ganzen Teilen nur aus schmutzigen Hütten besteht. Die Häuser sind durchweg aus Stein gebaut, besitzen innen Holztäfelung und haben außen eine schöne künstlerisch ausgeführte Bemalung.

Das Verhältnis der Stadt zum Krieg.

Mit Hinsicht auf kriegerische Ereignisse ist Leipzig mit Mauern und Gräben umgeben, besitzt Bastionen und hat Kanonen sowie allerlei Kriegsgerät, ja vielleicht mehr als manche andere deutsche Stadt. Doch wenig nur nützt das kriegerische Handwerkszeug, wenn es an Leuten fehlt, die es zu handhaben verstehen und auch Erfahrung darin besitzen: in Leipzig gibt es eine kriegserfahrene Bürgerschaft, und wollte ich alle die Siege aufzählen, die sie erfochten hat, dann würde ich bis zum Abend nicht fertig werden. Doch lieber will ich ganz darüber schweigen als eine einförmige Aufzählung zu geben.

Friedensliebe.

Ein wahrhafter Held ist nur der, welcher je nach den Umständen nachzugeben weiß oder tüchtig drauf los geht. Leipzigs Bürger ziehen es manch-

pacem saepe magna pecunia redimere quam se temere in belli pericula praecipitare. Ante omnia igitur hoc mihi reservatum volo, quod Lipsia nulli bello atque expeditioni bellicae unquam, quantum mihi licuit historias perlegere, occasionem praebuerit, sed semper propter maximas causas coacta moverit bella.

Ab urbanitate civium.

Plato illam urbem vere beatam praedicat, quae cives bonis moribus ornatos quam plurimos habet. Et quum hoc verum sit, sane beatissima erit Lipsia, quae et urbanissimos et hospitalissimos cives fovet. Neque hoc mirum est; ibi enim non possunt esse degeneres aut ignobiles animi, ubi[1]) Pallas Academiam nutrit, in qua docentur artes, quae faciunt homines mansuetos et molles iuxta illud:

> Adde, quod ingenuas didicisse fideliter artes
> Emollit mores nec sinit esse feros.

A varietate mercium.

Merces Lipsia copiosissimas ac varias habet, nec ita magno precio venales. Quare etiam ex publico ac certo rumore malunt mercatores Lipsiam venire mercatum quam vel Venetias aut Francofordiam.

---

[1]) Vorlage: ibi.

mal vor, sich den Frieden mit ihrem guten Gelde zu erkaufen, ehe sie waghalsig einen Kampf riskieren. Vor allem aber ist, so scheint mir, darauf Gewicht zu legen, daß Leipzig niemals, so weit ich aus der Geschichte feststellen konnte, Anlaß zu einem Kriege oder irgend einer kriegerischen Unternehmung gegeben hat, sondern daß es stets unter dem Drucke der Notwendigkeit zum Kampfe geschritten ist.

Die Bildung.

Plato nennt die Stadt die glücklichste, welche die meisten gebildeten Einwohner aufweisen kann. Wenn er recht hat, dann ist Leipzig wahrlich die gesegnetste Stadt, denn es hegt in seinen Mauern fein gebildete und gastfreie Bürger. Darüber brauchen wir uns nicht weiter zu wundern, denn gemeine und rohe Menschen können hier nicht leben, wo unter dem Schutz Athenes die hohe Schule blüht, an der man die Wissenschaft treibt, die ja die Menschen feinfühlig macht, nach jenem Dichterwort:

> Merk dir: wer pflegt die hehre Wissenschaft
> Getreulich, dessen Sinn verfeinert sich,
> Und alle Roheit schwindet aus dem Herzen.

Die Mannigfaltigkeit der Waren.

Handelswaren gibt es zu Leipzig in gewaltigen Massen und zwar jeglicher Art, und man kann zu einem recht niedrigen Preise einkaufen. Und deswegen — so spricht man es öffentlich und ungescheut aus — besucht der Kaufmann lieber den Leipziger Markt als den zu Venedig oder Frankfurt.

Epilogus.

His et pluribus aliis rebus donata est Lipsia, multarum regionum percelebris metropolis, videlicet aëre prospero, vicinis urbibus, villis et praediis, quae omnia brevitatis gratia hic transeo.

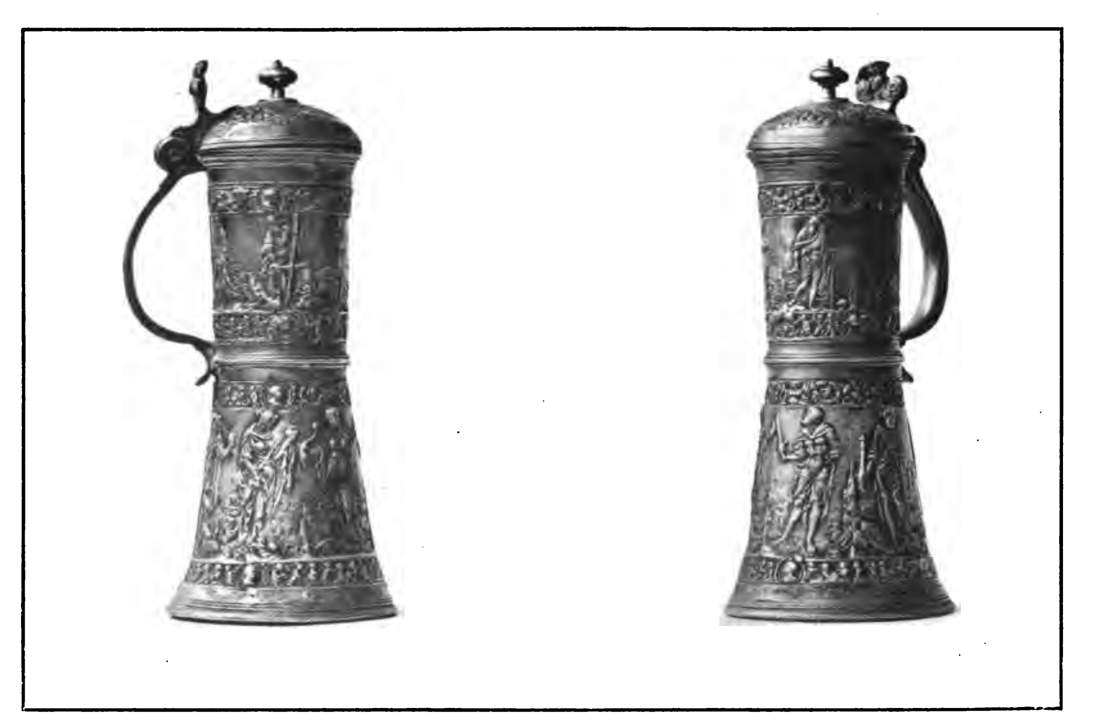
Mitteilungen aus unseren Vereinssammlungen.

(Tafel II—IV.)

Von **Dr. Albrecht Kurzwelly.**

1. Die Armensünderkanne aus dem Leipziger Polizeiamt.

Das Museum des Vereins für die Geschichte Leipzigs birgt eine ganze Reihe wertvoller Kunstdenkmäler, die von der Kunstforschung bisher nur wenig oder gar nicht beachtet, ja nicht einmal in dem sächsischen Denkmälerinventar hinreichend gewürdigt worden sind. In erster Linie kommen hier die Werke kirchlicher Kunst, Taufsteine, Kanzeln, Schnitzaltäre, einzelne gotische Holzskulpturen, Altargemälde und kirchliche Gewänder in Betracht. Unter den kunstgewerblichen Arbeiten ist an erster Stelle die auf Tafel II abgebildete reichverzierte Zinnkanne zu nennen, die im Jahre 1873, mit der Bezeichnung „Armensünderkanne" versehen, aus dem Leipziger Polizeiamt in unsere Vereinssammlungen ge-



Die sogen. „Armesünderkanne“ aus dem Besitz des Polizeiamts zu Leipzig.

Schluss.

Mit diesen Vorzügen und noch manchen anderen ist Leipzig, der berühmte Mittelpunkt weiter Landstriche, ausgestattet. Es sei nur noch daran erinnert, daß es in einer gesegneten Gegend liegt und daß man in seiner näheren Umgebung Städte, Dörfer und Güter dicht beieinander findet; doch, um mich kurz zu fassen, will ich nicht weiter darauf eingehen.

---

langte, gleichzeitig mit einer ähnlich geformten, aber schmucklosen zweiten Zinnkanne, die ebenfalls die Bezeichnung „Armensünderkanne" führt, und mit siebzehn Folterwerkzeugen verschiedener Art.

Wiewohl sich die Forschung bereits mehrfach mit ihr beschäftigt hat, entbehrte die abgebildete Kanne bisher einer genaueren Beschreibung.[1]) Bereits 1889, als sie auf der Zinnausstellung im Königl. Kunstgewerbe-Museum in Dresden ausgestellt war, wandte sich ihr die Aufmerksamkeit der Zinnkenner zu.[2]) Dem bekannten Zinnsammler und Zinnforscher Oberregierungsrat Dr. Demiani gebührt das Verdienst, uns über die Herkunft der Kanne und ihre Stellung innerhalb der Entwicklung des künstlerischen Zinngusses volle Klarheit verschafft zu haben.

In seinem grundlegenden Werk „François Briot, Caspar Enderlein und das Edelzinn" (Leipzig 1897) weist Demiani[3]) auf eine Gruppe reich ausgestatteter Zinn-

---

[1]) Kurze Beschreibungen bieten Konrad Lange, Peter Flötner, Berlin 1897, S. 174 und Gurlitt in „Beschreibende Darstellung der älteren Bau- und Kunstdenkmäler des Königreichs Sachsen", Heft XVIII (Leipzig, II. Teil) S. 339.

[2]) Gurlitt, Kunstgewerbeblatt N. F. 1 (1890) S. 31.

[3]) A. a. O. S. 72/3 sowie S. 55/6.

gefäße der Renaissancezeit hin, die sich durch die Art und die Motive ihres gegossenen figürlichen Reliefdecors von den sonstigen Edelzinnarbeiten dieser Epoche, im besonderen aber von den Meisterwerken Briots und Enderleins scharf unterscheiden. Alle diese Gefäße — es sind in der Hauptsache Kannen und seidelartige Krüge — zeigen die Eigentümlichkeit, daß die ihren Reliefschmuck bildenden mythologischen und allegorischen Figurenreihen (die Tugenden und Laster, die Musen, die Planetengötter, die ältesten deutschen Könige) auf Plakettenfolgen des Nürnberger Ornamentisten und Modelleurs Peter Flötner zurückgehen.[4]) Bei genauerem Zusehen bemerkt man, daß sie direkt aus Abformungen der Flötnerschen Plakettenfolgen gegossen sind. Allenthalben sind zwischen den einzelnen Figuren Gußnähte zu erkennen. Die Herstellung der die Gefäßkörper bildenden Figurenfriese muß man sich somit folgendermaßen vorstellen.[5]) Die Stücke einer Flötnerschen Plakettenfolge wurden nebeneinander gelegt, derart, daß sich ihre Ränder berührten, und als langes Band in Blei oder einem anderen für Zinnformen üblichen Material abgegossen. Aus dieser bandartigen Form wurde mittels Gusses ein entsprechender Zinnstreifen gewonnen. Dieser wurde je nach Bedarf beschnitten, über einer Walze zu einem zylinderartigen Hohlkörper zusammengebogen und an den Enden zusammengelötet. Damit war ein Teil eines Gefäßkörpers fertiggestellt. Bei Kannen sind durchweg mehrere solche Figurenfriese übereinander gesetzt, abwechselnd mit kleinfigurigen

---

[4]) Über Flötner-Plaketten siehe Domanig, „Peter Flötner als Plastiker und Medailleur" im Jahrbuch der Kunsthistorischen Sammlungen des Allerhöchsten Kaiserhauses XVI (1895) S. 1 ff. und Lange a. a. O. S. 118 ff., besonders S. 123 ff.

[5]) Demiani a. a. O. S. 55.

schmalen Putten- oder Laubfriesen, die sich nicht mit Sicherheit auf Flötner zurückführen lassen.

Die stattlichste und kunstreichste Kanne dieser Art ist die 45 cm hohe Zunftkanne[6]) der Zittauer Maurerinnung von 1562 im Städtischen Museum zu Zittau, ihren Stempeln nach eine Arbeit des Zittauer Zinngießers Paul Weise. Eine ähnliche Kanne von Paul Weise besitzt das South Kensington Museum in London. Da sich auch andere Gefäße dieser Art durch ihre Stempel als sächsische Erzeugnisse zu erkennen geben, so ein Kännchen in der Sammlung Demiani in Leipzig und ein ähnliches in der Sammlung Schönherr in Innsbruck sowie ein sehr schöner seidelartiger Krug in der Marienbibliothek in Halle a. S. als Schneeberger Arbeiten, so glaubt Demiani die ganze Gattung als sächsisch ansprechen zu dürfen, um so mehr als sich einige an verschiedenen Stellen verstreute zinnerne Tinten- und Streusandfässer des 16. Jahrhunderts, die in der beschriebenen Weise aus Abformungen von Plaketten zusammengesetzt sind, auf die kurfürstlichen und städtischen Kanzleien Sachsens zurückführen lassen[7]), und als der 1577 datierte Taufstein der Marienkirche in Zwickau einen in Zinn gegossenen Fries von Flötnerplaketten aufweist.[8]) Zweifelsohne hat Demiani mit der Annahme sächsischen Ursprungs das Richtige getroffen.

Neben den genannten Stücken sieht er auch die Leipziger Armensünderkanne als eine sächsische Arbeit an, wiewohl sie der Stempel entbehrt. Die Abbildung zeigt auch dem ungeübten Auge deutlich, daß

---

[6]) Näheres über diese wie über die im folgenden erwähnten Kannen s. Demiani a. a. O. S. 72 f. und Lange a. a. O. S. 147 f.

[7]) Demiani a. a. O. S. 55/6.

[8]) Demiani a. a. O. S. 73; Lange a. a. O. S. 147.

in ihr eine Arbeit von der gekennzeichneten Eigenart vorliegt. Selbst in der Abbildung sind die Gußnähte zwischen den ihre Wandungen schmückenden Figuren deutlich zu erkennen. Die Lötfuge sitzt auf der Rückseite der Kanne genau unter dem Henkel.

Unsere Kanne ist in ihrer zierlichen Form wie in der Gliederung des Körpers in großfigurige und kleinfigurige Friese und selbst in Einzelheiten mit dem schon erwähnten Kännchen in der Demianischen Sammlung nahe verwandt. Nur daß dieses der Einschnürung des Körpers entbehrt und nur zwei Puttenfriese zeigt, dagegen eine Ausgußschnauze besitzt. Beide Kännchen zeigen zwei großfigurige Friese, und beide am oberen Friesband die ältesten deutschen Könige Flötners. Die unteren Friese sind verschieden. Der der Demianischen Kanne enthält die Flötnerschen Tugenden, derjenige der Armensünderkanne hingegen sechs von den Planetengöttern Flötners, und zwar Mercur, Venus, Luna, Jupiter, Sol und Mars.[9]) In dieser Folge reihen sie sich vom Henkel aus nach rechts. Von den deutschen Königen Flötners finden sich sechs an unserer Kanne, und zwar rechts vom Henkel zunächst Heriwon, dann der namenlose dreizehnte König der Flötnerschen Folge, fernerhin Ariovistus, Wygewon, Marsus und Arminius.[10])

[9]) Langes Verzeichnis der Flötnerschen Plaketten a. a. O. S. 124 (vergl. S. 147) N. N. 16, 15, 17, 12, 14 und 13.

[10]) Langes Verzeichnis a. a. O. S. 126 f. (vergl. S. 147 und 143) N. N. 48, 57, 54, 47, 50 und 55. Die Benennungen der Könige sind die von Lange eingeführten; sie beruhen auf den Unterschriften der aus Silbergüssen ausgeschnittenen Flötnerschen Könige im Deckel der 1589 datierten silber-vergoldeten Schale von Jonas Silber im Königl. Kunstgewerbe-Museum in Berlin. Der oben als namenlos bezeichnete 13. König fehlt an der Schale von Jonas Silber.

Die vier schmalen Friese, die sich ober- und unterhalb von diesem Hauptfriese hinziehen, sind in der nämlichen Weise wie jene aus einzelnen Modeln zusammengestückt, und zwar der Fries am Halse der Kanne und derjenige unter dem den Gefäßkörper halbierenden profilierten Ring ganz willkürlich aus den gleichen Putten- und Laubmotiven. Zwei in Medaillons gestellte antikische Köpfe bilden die Trennungsglieder. An der Vorderseite der Kanne zeigen diese Friese eine Sirene, von der symmetrisch angeordnete Akanthusranken ausgehen, rechts davon entwickelt sich eine Akanthusranke aus einem Triton; zwischen diesen beiden Laubfriesen sitzt ganz unvermittelt ein Puttenmotiv. Es zeigt eine Reihe von Putten, die auf einen zu Boden gefallenen Putto zueilen. Das nämliche Motiv kehrt an den beiden anderen Schmalfriesen wieder, die beide lediglich aus Puttenmotiven und Kopfmedaillons zusammengesetzt sind, und zwar beide aus denselben. Neben der eben beschriebenen Kinderszene zeigen sie in mehrfacher Wiederholung Putten, die auf einen sitzenden Genossen zueilen. Die beiden Schmalfriese der Demianischen Kanne sind ganz anderer Art.

Den elegant geschwungenen Henkel unserer Kanne schmückt logisch aufsteigendes, eigentümlich lappiges Akanthusblattwerk. Den kräftig gewölbten Deckel ziert ein Laubfries, in dem sich ein auf der Muschel blasender Triton, eine die Laute spielende Nereide und Hippokampen tummeln.[11]) Auf der Innenseite des Bodens ist eine runde Plakette in der Größe eines Fünfmarkstücks angebracht, die, so arg sie zerstört ist, doch noch deutlich einen stilisierten Blumenstock erkennen läßt.

Unsere Kanne ist ähnlich der Demianischen ein-

---

[11]) Denselben Fries zeigt der zinnerne Deckel eines 17 cm hohen Serpentinsteinkrugs in der Sammlung Jul. Zöllner in Leipzig.

schließlich der Deckelbekrönungen 27 cm hoch[11]) und hat einen Bodendurchmesser von 11,3 cm. Die Erhaltung ist, wie schon aus der Abbildung ersichtlich, eine bessere, als es die kurze Beschreibung der Kanne im Denkmälerinventar annehmen läßt: der Fußring weist einige Risse auf, der Reliefdecor hier und da Lötstellen; die zierliche, im Kostüm der Zeit gekleidete Sirene, die die Bekrönung des Deckelcharniers bildet, entbehrt des Kopfes.

Die Verwandtschaft der Kanne mit der Demianischen legt die Vermutung nahe, daß sie wie diese eine Arbeit der Lichtenhanschen Werkstatt in Schneeberg i. E. ist. Dafür spricht auch der Umstand, daß der Schneeberger Zinngießer Stephan Lichtenhan 1558 für die Nikolaikirche in Leipzig eine Tauffanne und 1561 für die Thomaskirche einen Taufbrunnen samt Becken lieferte.[13])

Die bereits erwähnte zweite Armensünderkanne aus dem Leipziger Polizeiamt ist sichtlich ihrer edleren Schwester nachgebildet, aber wie ihr Meisterzeichen beweist, mehr als hundert Jahre jünger als jene. Der glatte zylindrische Körper ist wie dort in der Mitte schwach eingezogen und mit einem profilierten Ring ausgestattet. Das Deckelcharnier bekrönt ein starker Knopf. Die Höhe beträgt 27 cm., der Bodendurchmesser 13 cm. Die Kanne zeigt im Innern des Deckels das Leipziger Zeichen und ein Meisterzeichen, das eine Reifrockdame und die Buchstaben J. F. aufweist.

Inwieweit die beiden Kannen den Namen „Armensünderkanne" mit Recht führen, muß dahingestellt bleiben. Jedenfalls haben wir keinen Anlaß, die Richtigkeit der traditionellen Bezeichnung anzuzweifeln.

---

[12]) Die Demianische Kanne ist 27,9 cm hoch.

[13]) Demiani auf Grund einer Mitteilung von Gurlitt, a. a. O. in Anm. 297 (S. 100).

2. Die Richterstäbe aus dem Leipziger Polizeiamt.

Neben der Armensünderkanne verdienen von den kunstgewerblichen Arbeiten im Vereinsmuseum vor allem die auf Taf. III abgebildeten Richterszepter, die wie jene Kanne aus dem Polizeiamte stammen, Beachtung und eingehendere Würdigung;[1]) in Sonderheit hat der unter c, d und e wiedergegebene silberne Stab mit seinem elegant verzierten Griff hierauf Anspruch. Die dem Historiker naheliegende Frage, ob uns diese Szepter von dem Schöppengericht oder vom Stadtgericht[2]) Kunde geben, bleibe vorläufig unberührt. Zunächst sei das älteste und wertvollste, das 1585 datierte silberne Szepter, einer genauen Untersuchung unterzogen. Gurlitt sagt nicht zuviel[3]), wenn er es als „eine interessante Arbeit" bezeichnet.

Das Szepter ist 1,53 m, der unter d und e von zwei Seiten abgebildete Griffteil 9 cm lang. Der

---

[1]) Sie sind mit wenigen Worten, leider unzureichend und zum Teil unrichtig beschrieben von Gurlitt in „Beschreibende Darstellung der Bau- u. Kunstdenkmäler des Königreichs Sachsen", Bd. XVII/XVIII S. 340 (s. Berichtigung S. 506), sonst in der Literatur nicht erwähnt.

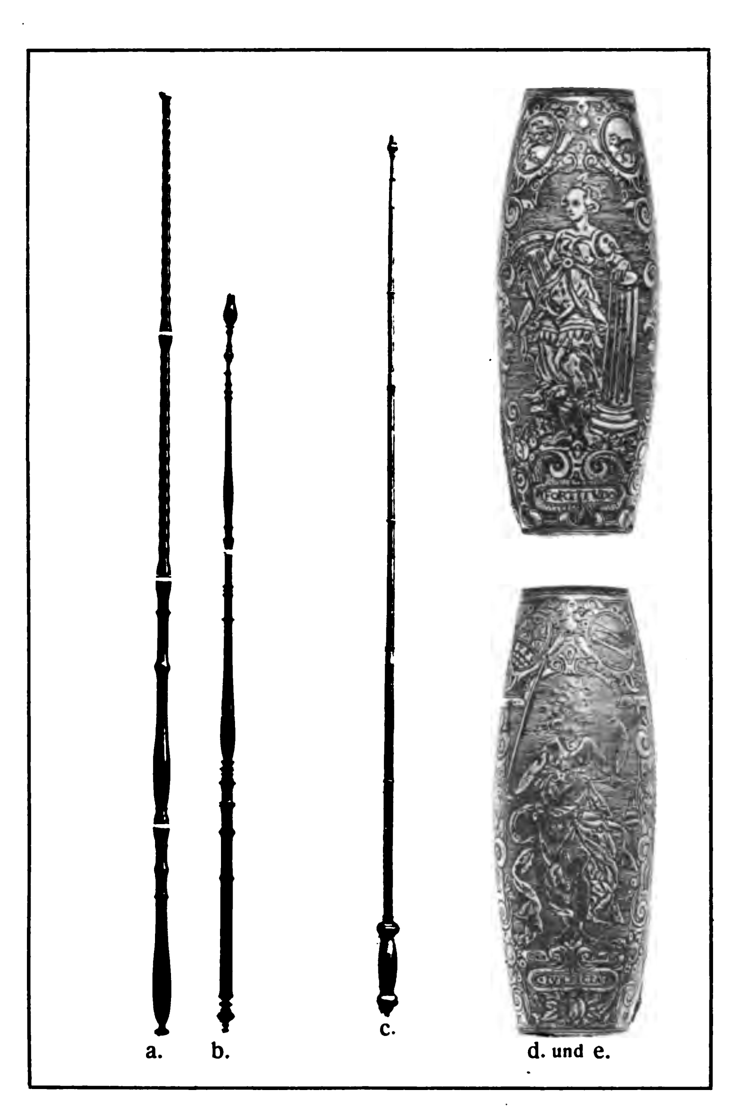
[2]) Über Wesen und Geschichte des Schöppenstuhls und des Stadtgerichts orientiert am besten und kürzesten Wustmann in „Quellen zur Geschichte Leipzigs" (Leipzig 1895), 2. Band, S. 70/71 und S. 77 ff. Eine eingehende Darstellung der Geschichte des Leipziger Schöppenstuhls gibt Distel in der Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte VII. Bd. (1886), 2. Heft, S. 89 ff. und X. Bd., 1. Heft, S. 63 ff. („Beiträge zur älteren Verfassungsgeschichte des Schöppenstuhls zu Leipzig"). Vergl. auch Große, „Geschichte der Stadt Leipzig". Leipzig 1842. Neudruck Leipzig 1897, 1. Bd., S. 323 ff., 2. Bd., S. 162 ff. und S. 645.

[3]) a. a. O. S. 340.

glatte schmucklose Schaft setzt sich aus sechs Röhren zusammen, die sich nach oben verjüngen und durch vergoldete Ringe miteinander verbunden sind. Die letzteren sind allem Anschein nach zum Teil nachträglich angebracht worden, als der Stab schadhaft wurde, sicher ein röhrenartig langes Verbindungsglied am zweiten Schaftteil von unten. Die Spitze des Stabes bildet eine hübsch modellierte vergoldete Eichel an kurzem Stengel.

Während der Schaft jeglichen Schmucks entbehrt, ist der Griff aufs reichste mit gravierten und sorgfältig ziselierten Verzierungen ausgestattet. Die walzenförmige, nach der Mitte zu stark anschwellende Handhabe zeigt in eleganten Rollwerkkartuschen, die oben in Bögen schließen, auf schraffiertem Grund die lebendig gezeichneten Gestalten der Justitia und der Fortitudo. Die kartuschenartigen Umrahmungen sind an den Seitenteilen mit hübschen Masken aufgeputzt, die der Fortitudo mit chimärischen Vogelköpfen, die der Justitia mit Faunmasken. Die allegorischen Frauen tragen unruhig flatternde lose antikische Gewänder, aus denen die Spielbeine unverhüllt heraustreten. Die Fortitudo wendet sich im Halbprofil nach links, in der Rechten einen kanellierten Säulenstumpf haltend, mit der Linken sich auf einen solchen stützend. Die Justitia steht ganz en face, wendet indessen den Kopf in scharfem Profil nach rechts. Die Hände halten die hergebrachten Attribute, die Linke das Schwert, die erhobene Rechte die Wage. Auf kleineren Rollwerkkartuschen (unterhalb der Figuren), um die sich Fruchtbündel gruppieren, sind die Namen »FORTITVDO« und »JVSTICIA« eingraviert.

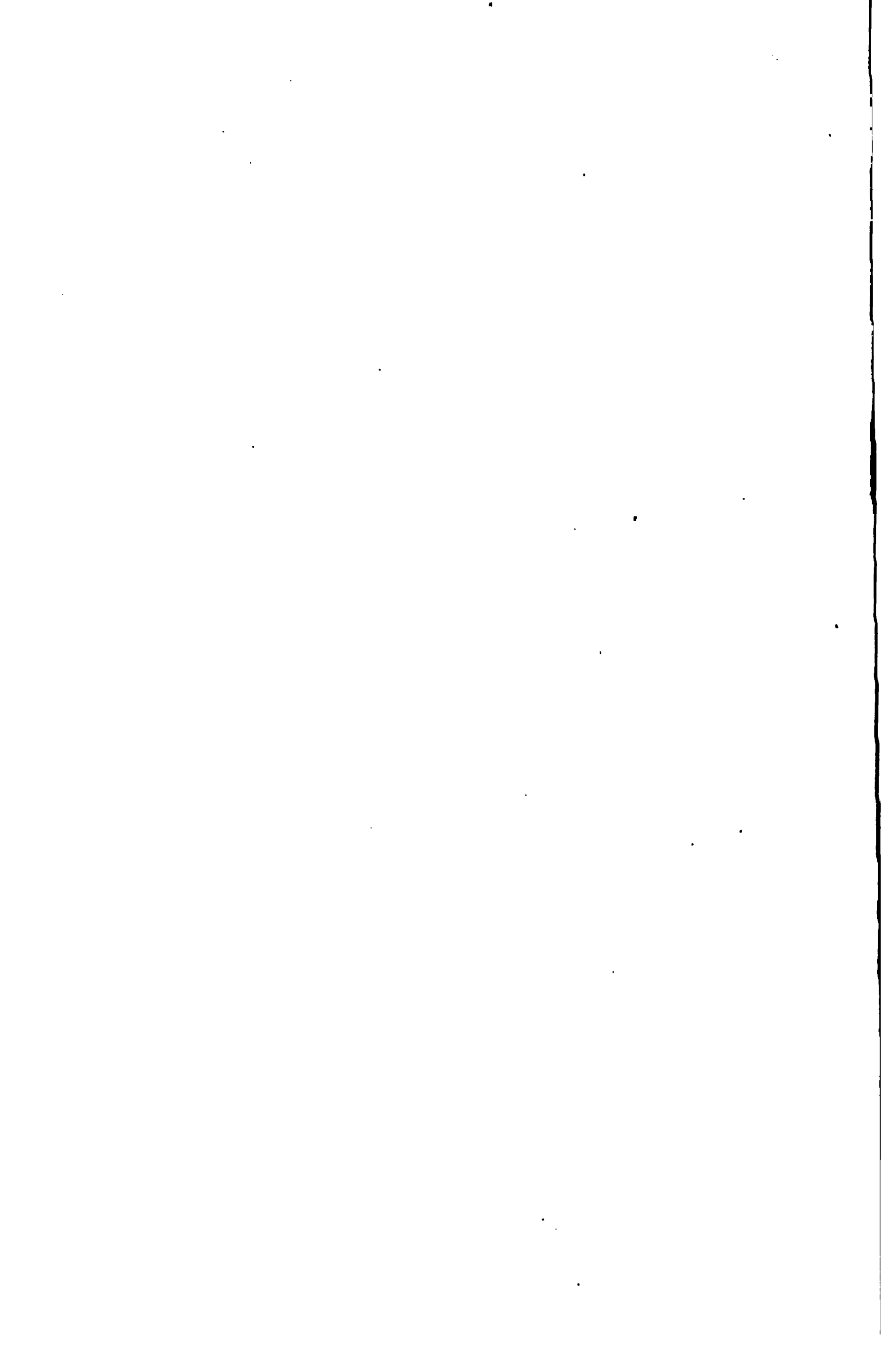
Die Zwickel oberhalb der Figuren füllen zwei Paare von schräg gegeneinander gestellten Wappen,



Leipziger Richterstäbe

a. und b. Scepter in Ebenholz und Elfenbein.

c. Scepter in Silber, mit ornamentiertem Griff. (Abb. d. und e.) von 158



deren Inhaber an den Rollwerkbekrönungen der ovalen Wappenschilder durch die Anfangsbuchstaben ihrer Namen kenntlich gemacht sind. Das Wappen links über der Justitia zeigt einen nach rechts laufenden Löwen mit geringeltem Schwanz und einem Szepter in der rechten Tatze über einer Mauerzinne sowie die Buchstaben I Q, das mit diesem verbundene Wappen einen Fisch auf schrägem Band, das von rechts unten nach links oben verläuft und auf schraffiertem Grunde steht, sowie die Buchstaben D L. Von den auf der anderen Seite (über der Fortitudo) angebrachten Wappen zeigt das linke einen nach rechts springenden Löwen und die Buchstaben L O, das rechte ein nach links stehendes Lamm und die Buchstaben R B.

Die beiden Seiten der Handhabe werden durch Bänder aus quadratischen Feldern gebildet, die in regelmäßigem Wechsel mit Rosetten und Halbmonden gefüllt sind. Die kugelförmigen Knäufe ober- und unterhalb der Handhabe ziert ebenfalls reiche Gravierung. Leider sind sie sehr abgegriffen und zudem gelegentlich einer Reparatur, die die wagerechte Teilung der Knaufkugeln in zwei gleiche Hälften nötig machte, falsch zusammengesetzt. Die Art der Verzierung ist daher nur schwer zu erkennen. Die beiden Hälften des oberen Knaufs werden durch einen plumpen vergoldeten Reifen zusammengehalten. Der Decor seiner arg verdrückten oberen Hälfte ist völlig unkenntlich geworden. Die besser erhaltene untere Hälfte läßt bei genauem Zusehen erkennen, daß dieser Knauf auf der einen Seite mit dem von springenden Löwen gehaltenen kursächsischen Wappen, auf der anderen Seite mit dem von anscheinend weiblichen nackten Gestalten gehaltenen Stadtwappen geziert war.

An dem noch mehr abgegriffenen unteren Griffknauf

lassen sich deutlich drei Familienwappen und mit diesen wechselnde Frauenmasken unterscheiden. Von den Wappenzeichen ist nur eines deutlich zu erkennen, es besteht in einem Steinbock. Auch diese Wappen sind mit den Anfangsbuchstaben der Namen der Inhaber signiert. Zum Glück sind die Buchstaben noch deutlich lesbar. Das Wappen mit dem Steinbock zeigt P F, das nächste nach rechts W P, das dritte A S.

Offenbar sind in diesen wie in den übrigen Wappen und den zugehörigen Buchstabenpaaren[4]) die Wappen und Namen derer gegeben, die aktiv oder passiv an der Stiftung des Szepters beteiligt waren. Es liegt nahe, die in Betracht kommenden Persönlichkeiten unter den Ratsmitgliedern und Schöppen des Stiftungsjahres (1585) zu suchen. Das im Ratsarchiv befindliche handschriftliche Register der Ratsmitglieder „Nahmen Derer Raths-Personen, wie sie von Anno 1552 an, in Rats-Stuhl kommen"[5]), setzt uns in den Stand, sämtliche sieben Monogramme zu deuten bez. die Inhaber der am Szepter angebrachten Wappen zu bestimmen. Die vier Wappen und Monogramme der Handhabe (J Q, D L, L O und R B) beziehen sich auf den Stadtrichter des Jahres 1585, Isaac Quelmicz, und seine drei Assessoren, die Ratsherren Daniel Leicher, Leonhard Oehlhaff und Reinhard Bachofen.[6])

---

[4]) In der Beschreibung Gurlitts sind diese Wappen und Monogramme nicht erwähnt.

[5]) Ratsarchiv VIII 35 a. Vergl. Gg. Christoph Wintzer, Summarische Nachricht von dem Rats-Collegio in der Königl. Poln. und Churfürstl. Sächs. Stadt Leipzig, 1718.

[6]) In einer Ratsverordnung, die Wustmann um 1530 ansetzt „Wie und welcher gestalt es zu Leiptzck in erwelunge der Rethe und vorordenung der Ampter gehalten wirdet" (Ratsakten VIII 36 a) wird bezüglich der Assessoren des Stadtgerichts folgendes bestimmt: „Dem Richter werden drei herren, auß

Die Buchstabenpaare der drei Wappen am unteren Griffknauf (PF, WP und AS) zeigen die Namen der drei Bürgermeister an, die 1585 an der Spitze der Stadtverwaltung standen. Der regierende Bürgermeister war 1585 Paul Franckenstein (seit 1569 Ratsmitglied, seit 1579 Bürgermeister, gestorben 1586). Mit ihm hatten das Bürgermeisteramt inne Wolf Peilicke (seit 1577, gestorben 1596) und Andreas Sieber (seit 1584, gestorben 1594).[7])

Neben den Wappen und Monogrammen gibt auch noch eine unmittelbar über dem oberen Griffknauf am Fußende des Schaftes eingravierte vierzeilige Umschrift Auskunft über die Stiftung des Szepters. Gurlitt gibt diese Inschrift im Denkmälerinventar von Leipzig unkorrekt wieder, nämlich folgendermaßen:

DAVIDT LASAN IVDEX, NICKEL GOITZ ASS. IVDICIS AC · · · VEL · MIT · · · ANNO 158.[8])

In Wirklichkeit lautet sie, soweit sie noch vorhanden ist, folgendermaßen:

DAVIDT LASAN · IVDEX:
NICKEL · GOITZ · ASS:
ANNO 158 . .
IVDI-IS ● AC ● VELMIT ● . . .

Aus der vorstehenden genauen Wiedergabe ist ersichtlich, daß die Buchstaben der beiden unteren Zeilen

itzlichem Radte einer, und furnemlichen der, so daß vorgangen Jahr Richter gewest, zu beisitzern zugegeben, . . ." Wustmann, Quellen II, S. 162.

7) Bei der Feststellung dieser Namen sind mir Herr Prof. Dr. Wustmann und Herr Dr. Kroker in dankenswertem Entgegenkommen an die Hand gegangen.

8) „Beschreibende Denkmäler &c." Bd. XVIII, S. 506.

der Umschrift wesentlich kleiner gehalten sind, als die der oberen. Im übrigen sind die beiden unteren Zeilen auch durch Vergoldung des Grundes von den oberen unterschieden. Die durch die großen schwarzen Punkte kenntlich gemachten Verstümmelungen der untersten Zeile sind durch nachträglich bei einer Reparatur eingeschlagene grobe Nägel verursacht. Die unterste Zeile sitzt auf einem Reifen, der zum Griff gehört und in dem das Schaftende befestigt ist.

Die unteren beiden Zeilen zu ergänzen, bereitet keine Schwierigkeit. Die letzte Zeile ist unverkennbar zu lesen „Iodex Isaac Quelmitz", um so mehr als das Q in seinem untern Teil deutlich erkennbar ist. Daß der Stadtrichter des Stiftungsjahres nicht allein durch sein Wappen und die Anfangsbuchstaben des Namens angezeigt, sondern außerdem noch mit seinem vollen Namen genannt ist, kann nicht überraschen. Das Anno 158. gehört, da in gleicher Größe gehalten, offenbar zur untersten Zeile, die Jahreszahl ist in diesem Zusammenhang zweifelsohne als 1585 zu lesen. Das gleiche Jahr ist in guter Erhaltung auf dem Knopf des unteren Griffknaufs zu lesen. Die Ziffern sind hier im Kreis angeordnet und jede einzelne in einen Ring gestellt.

Die beiden in den oberen Zeilen der Umschrift genannten Namen lassen sich mit den unteren Zeilen in einen logischen Zusammenhang nicht bringen.

David Lasan wurde erst 1587 Stadtrichter; den Nickel Goitz der zweiten Zeile dürfen wir ohne Bedenken in dem Ratsherrn Nickel Goricz suchen, der 1586 unter Leicher Assessor des Gerichts war. Damit erweist sich die Notwendigkeit, diese Zeilen als eine spätere Ergänzung der unteren aufzufassen. Die Verschiedenheit in der Größe der Buchstaben ist demnach

keine zufällige Erscheinung. Es liegt nahe, anzunehmen, daß Goricz und Lasan 1586 bez. 1587 mit der Verwahrung des Szepters betraut waren, und daß deshalb ihre Namen an diesem verewigt sind.

Da sowohl aus der Umschrift wie aus den Wappen und ihren Monogrammen hervorgeht, daß lediglich die Vertreter des Stadtgerichts und die drei Bürgermeister bei der Stiftung des Szepters beteiligt waren, haben wir keinen Anlaß, es mit dem Schöppenstuhl in Verbindung zu bringen. Höchstens der Umstand, daß die drei Bürgermeister des Stiftungsjahres kenntlich gemacht sind, könnte hierzu ermutigen. Denn seit der Reformierung und völligen Neubesetzung des Stuhles, die Kurfürst August am 15. und 16. November 1574 vornehmen ließ, hauptsächlich, weil sich die bisherigen Schöppen als lässig erwiesen hatten[9]), mußten ihm jederzeit sämtliche drei Bürgermeister angehören.[10]) Allein, wenn das Szepter dem Schöppenstuhl von den Vertretern des Rats geschenkt worden wäre, welchen Sinn hätte es dann gehabt, Wappen und Monogramme des Stadtrichters und seiner sämtlichen drei Assessoren an dem Szepter anzubringen? Wäre es in diesem Falle nicht richtiger gewesen, neben den Namen der drei Bürgermeister die der übrigen 1585 amtierenden Schöppen an dem Stabe zu verewigen[11])?

[9]) Distel a. a. O., X. Bd., S. 63 ff. Wustmann a. a. O., S. 78 ff., bes. S. 83.

[10]) In der Urkunde der Neugründung des Stuhles im Jahre 1574 heißt es „Es sollen darinnen forthin sieben personen siezen, als nemblich die drey burgermeister der Stadt Leipczigk 2c.“ s. Distel, a. a. O., X. Bd., S. 87.

[11]) Neben den genannten drei Bürgermeistern saßen 1585 im Schöppenstuhl das Ratsmitglied Georg Rothe (seit 1577) und die Doktoren Georg Kost, Marcus Scipio und Johann Roßbach (die beiden ersteren seit 1574, Roßbach seit 1580). Distel a. a. O., X. Bd., S. 95 f.

Und welchen Grund hätten der Stadtrichter von 1587 und der Assessor von 1586 gehabt, ihre Namen an dem Szepter des Schöppenstuhls anbringen zu lassen?

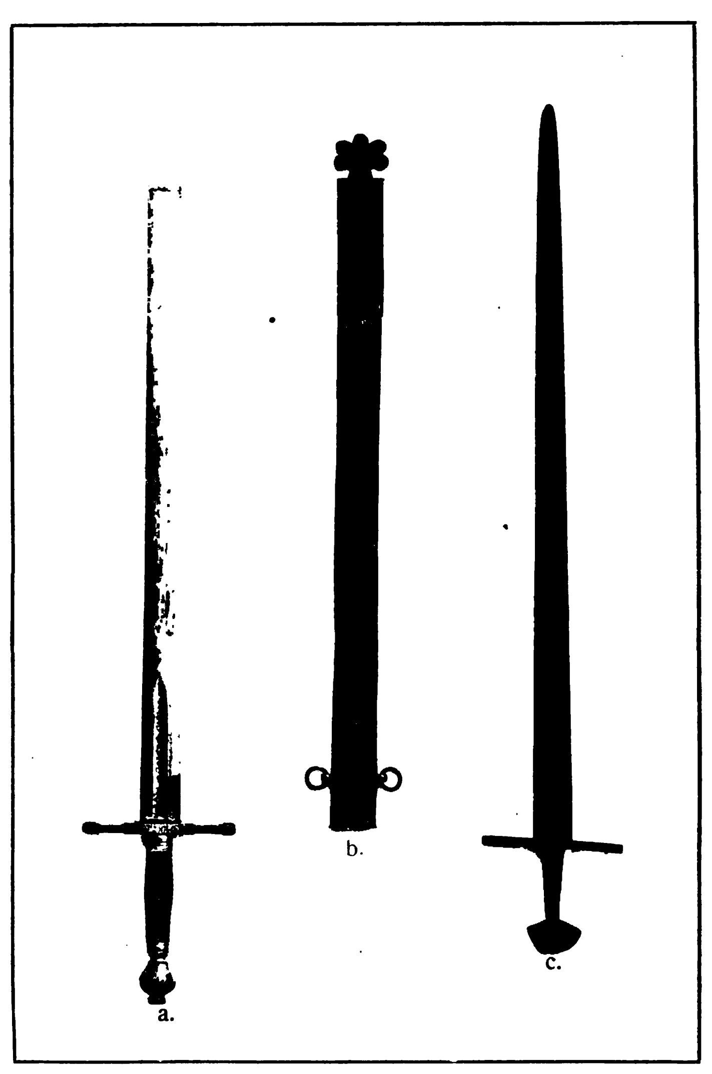
Wie die Verhältnisse liegen, haben wir somit allen Grund, eine Erinnerung an das Stadtgericht in dem Szepter von 1585 zu erblicken.

Da es bereits im Urinventar unseres Museums aufgeführt ist, muß es schon früh in unsere Sammlungen gelangt sein. Die beiden anderen Szepter sind erst 1885 vom Polizeiamt abgegeben worden. Leider läßt sich nicht ermitteln, von welcher Gerichtsstelle sie stammen. Ich bin geneigt, anzunehmen, daß sie mit dem Schöppengericht ebensowenig zu tun haben, wie das Szepter von 1585.

Wie ihre Herkunft, so läßt sich auch die Zeit ihrer Entstehung nicht genau bestimmen. Jedenfalls sind sie beide wesentlich jünger als das Szepter von 1585. Vielleicht sind sie gar erst in den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts gestiftet worden. Beide Stäbe sind kunstvoll in schwarzbraunem Ebenholz gedrechselt und mit Elfenbeinauslagen ausgestattet, beide zeichnen sich durch fein abgewogene Proportionen und reiche Profilierung aus.

Der längere Stab ist 1,63 m lang, der andere 1,29 m. Letzterer ist ungemein elegant und fein gebildet. Während das längere Szepter in einem einfachen Elfenbeinknopf endet, bildet hier eine zierliche lotosartige halbgeschlossene Blüte die Bekrönung. Die Schäfte setzen sich aus teils balusterförmigen, teils glatten und gekerbten Stäben zusammen, die durch ringförmige Anschwellungen gegliedert und voneinander getrennt werden.

Noch ein Wort über die Art der Verwendung dieser Stäbe! Aus der Literatur und aus archivalischen



a. und b. Leipziger Richtschwert von 1712 mit Scheide.
c. Schwert aus dem ehemaligen Zeughaus, 14. Jahrhundert.

Quellen konnte ich nichts über ihre Bestimmung erfahren. Vermutlich haben sie in der Hauptsache als Schwurstäbe gedient, außerdem wohl bei feierlichen Handlungen, vor allem bei der Verkündigung der Urteile eine Rolle gespielt.

3. Das Leipziger Richtschwert.

Das auf Taf. IV mit der zugehörigen Scheide abgebildete Richtschwert wurde dem Vereinsmuseum 1873 von den Fabrikbesitzern Julius und Louis Gebhardt in Leipzig geschenkt, in deren Familie das Scharfrichteramt erblich war. Der Großvater der Schenkgeber hat es Jahrzehnte lang in Leipzig ausgeübt. Das abgebildete Schwert kann daher mit Recht beanspruchen, als Leipziger Richtschwert bezeichnet zu werden.

Wie aus einer Inschrift hervorgeht, die beiderseits auf dem, weil vergoldet, in der Abbildung dunkel erscheinenden Heft der Klinge in querliegender Kursivschrift eingraviert ist, wurde es 1712 einem Ahnherrn der Schenkgeber gestiftet. Die Inschrift lautet:

»A · Mons: Johann George · Gebhartt.«

Die Schriftfläche ist mit Wellenlinien belebt und wird von vergoldetem Blattwerk eingerahmt. Das Jahr der Widmung ist in den reich verzierten Knauf des in Bronze gegossenen und vergoldeten Griffes eingeschnitten.

Die erhabenen Verzierungen des Knaufes bestehen in geknickten Laubranken, wie sie für den Beginn des 18. Jahrhunderts typisch sind. Die Querstange des Griffes ist an den Enden mit hübschen plastischen Akanthusblättern verziert. Akanthuslaubwerk bildet auch die plastische Verzierung des birnenförmigen Griffknopfes. Die Handhabe ist mit braunem Samt belegt und mit zopfartig geflochtenem Kupferdraht um-

wunden. Die Klinge zeigt in den Blutrinnen, die von vergoldeten Ranken und Schnörkeln eingefaßt werden, beiderseits die Worte »Soli Deo Gloria«, in einer altertümlichen verschnörkelten Majuskelschrift. Das Schwert ist 1,10 m lang. Die 0,92 m lange Lederscheide ist an beiden Enden mit getriebenen und vergoldeten Bronzebeschlägen im Empiregeschmack montiert. Die Verzierung der Beschläge besteht in steif stilisiertem Akanthuslaub. Auch die in Bronze gegossene Palmette, die den unteren Abschluß der Scheide bildet, hat etwas ausgesprochen Klassizistisches. Die dem eisernen Kreuz gleichenden Ordenskreuze, die die Beschläge zieren, nötigen zu der Annahme, daß die ganze Scheide erst nach den Befreiungskriegen entstanden ist.

Lediglich des Vergleichs wegen ist neben diesem Richtschwert ein schönes mittelalterliches Kampfschwert aus dem Vereinsmuseum abgebildet, ein Stück, das jedem Waffenkenner als ein begehrenswerter Besitz erscheinen wird. Nach Gurlitt, der es in Umrißzeichnung abbildet und ihm eine kurze Beschreibung widmet[1]), stammt es aus dem 14. Jahrhundert. In der fast bis in die Spitze verlaufenden Blutrinne ist einerseits die Inschrift »Benedictus deus meus« eingraviert, auf der anderen Seite eine Marke aus dreiteiligem, stilisiertem Blattzweig und Halbmond.[2]) Das Schwert ist 1,115 m lang. Der Charakter der Schriftzeichen bestätigt die Gurlittsche Datierung. Die Angabe Gurlitts, daß das Schwert aus dem Zeughaus stamme, wird durch die Inventare des Museums nicht bestätigt.

[1]) „Beschreibende Darstellung ꝛc.“, Bd. XVII/XVIII, S. 372 und Abb. 244.

[2]) Inschrift und Marke sind a. a. O. abgebildet, die Marke inkorrekt, insofern als der Halbmond nicht deutlich zu erkennen ist.

Ein Brief Chodowieckis an Anton Graff.

Mitgeteilt
von Prof. Dr. **Julius Vogel.**

Anton Graff, der berühmte Dresdner Porträtist, und Daniel Chodowiecki, der klassische Illustrator der Meisterwerke unserer deutschen Literatur von Lessing bis auf Goethe, waren vertraute Freunde und haben viele Jahre lang in eifrigem Briefwechsel gestanden. Von diesem Briefwechsel sind die Briefe, die Graff an Chodowiecki in Berlin gerichtet hat, leider, wie es scheint, alle verloren gegangen. Dagegen hat uns ein günstiges Geschick die Briefe Chodowieckis aufbewahrt. Es sind im ganzen 113 Nummern, die bald nur kurze, geschäftliche Mitteilungen, bald aber auch eingehende künstlerische Betrachtungen und interessante kritische Urteile des Berliner Meisters enthalten. Der verstorbene Verlagsbuchhändler Dr. Wilhelm Engelmann hat die Reihe dieser Briefe im Laufe der Jahre erworben und ihren Inhalt teilweise für die kurze biographische Einleitung verwenden lassen, die er über Chodowiecki seinem in Fachkreisen berühmt gewordenen Verzeichnisse der sämtlichen Kupferstiche Chodowieckis (Leipzig 1857) vorangestellt hat. Besitzerin dieses Briefwechsels ist seit Dr. Engelmanns Tode dessen Witwe, Frau Dr. Therese Engelmann, deren Güte der Herausgeber die Durchsicht der wichtigen Zeugnisse zur Kunstgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts verdankt. Auch Wolfgang von Oettingen hat den Briefwechsel für seine Biographie Chodowieckis (Berlin 1895), sowie der Herausgeber in seinem Werke über Anton Graff (Leipzig 1898)

ausgenutzt. Aus dieser Fülle von wichtigen Äußerungen über kunstgeschichtlich interessante Personen und künstlerische Zustände und Ereignisse wird nachstehend ein Brief mitgeteilt, in dem Chodowiecki von einer Reise von Berlin nach Dresden, Leipzig und Halle im Sommer 1789 über Leipziger Kunstzustände spricht. Einzelheiten dieser Reise waren uns schon aus dem Tagebuche Chodowieckis bekannt, das im Schornschen „Kunstblatt", Jahrgang 1839, veröffentlicht worden ist. Der Brief dagegen wird nachstehend zum ersten Male abgedruckt. Was die erwähnten Malereien von Adam Friedrich Oeser anlangt, so mag der Kürze wegen auf die Monographie über den Künstler von Alphons Dürr, Seite 137 ff., verwiesen werden.

Den 6. Jully 89.

Tausend Dank mein sehr lieber Freund für alle Güte und Freundschafft die Sie mir und den meinigen wärend unserm Aufenthalt in Dreßden erwiesen haben. Wir haben offt von Ihnen auf unserer Weiterreise gesprochen und uns über Ihre Munterkeit (obwohl Sie nicht immer gesund waren) gefreut. Auch für die Expedirung des Kupfers danke ich Ihnen.

Wir ritten erst um halb Sechs auß Dreßden ab, kamen mit einem sehr angenehmen kühlen winde um 9 Uhr in Meißen [an] und besahen die Porcelainfabricke und besuchten die Madam Wagnern, die für ihre Jahre noch ganz munter ist, sie mahlt noch und der Geschwindigkeit wegen in Waßerfarbe, kleine Landschafften, die wie sie sagt ihr gut bezahlt werden. Ihr Mann kann nicht mehr arbeiten. Nach dem Mittags Essen ritten wir über Hubertsburg bis Wurtzen, wo wir um 12 Uhr ankamen.

Den Morgen darauf gings nach Leipzig, um 9 Uhr waren wir da, wir besuchten Herrn Bause, der an einem Bilde von Ihnen (ein hübscher junger Mann, den Nahmen hab ich vergessen) stach, er befand sich wohl, desgl. seine Frau und Tochter, ein gutes sanfftes Mädchen. Nun gings zum Herrn Huber, Weise war nicht zu Hause, Dumas auch nicht, nun hatte es aufgehört zu regnen, und wir gingen nach Eutritsch zu Herrn Geyser, der an Podagra laborirte.

Am Mittwoch war Feyertag, da bekammen wir Besuch von Herrn Penzel und Schwarz. Wir besuchten die Nicolai Kirche, sahen aber noch sehr wenig von Öserschen Arbeiten, darin aber desto mehr architektonische Verzerrungen, die mir nicht immer behagen wolten. Das Gothsche Gewölbe ist mit vielen (aber doch geschmackvollen) Verzierungen bekleidet und aus den Gothschen Pfeilern (die vom Altar herunter in zwey Reihen vortgehen), sind Palm Säulen gemacht worden, welche mit den übrigen kleinen Säulen, die Korinthisch sind, nicht harmoniren wollen. Wir besuchten nochmals Herrn Bausen, gaben Herrn Penzel und Schwarz ihre Visiten wieder, und besuchten Herrn Malvieux, der in Wien sehr gute Studien gemacht hatt, die er allen Anschein nicht in Leipzig vortsetzt und vielleicht nicht vortsetzen kann. Gegen Abend setzten wir uns zu Pferde und ritten nach Döhlitz zu Herrn Öser, der uns versprach uns den Morgen darauf in der Stadt seine Arbeiten zu zeigen.

Den 25. bekammen wir wiederum verschiedene Besuche und besahen hernach mit Hülffe [von] Herrn Bause das Wincklersche Cabinet, nachher Herrn Oeser. Nachdem wir uns in seinem Arbeitszimmer besehen hatten, bestellte er uns nochmahls auf den Nachmittag zu sich um seine neuen Bilder für die Nicolai Kirche zu sehen.

Wir gingen darauf in das Concert Hauß wo wir etliche Platfond Stücke sahen, und ritten zu Mittage nach Eutritsch zu Herrn Geyser, wo wir eingeladen waren. Von hier hätten wir sogleich nach Halle reiten können, aber wolten wir Herrn Öser seine großen Bilder sehen, so mußten wir wieder in die Stadt zurück, und zu Herrn Öser. Er ging mit uns zu eben den Concert Hause wo wir schon gewesen waren, und da sahen wir in dem Tanz Saal das Altar Blath der Länge nach an die Wand gelehnt; es war nur angelegt. Er ging von da mit uns in unser quartier l'hotel de Saxe und wünschte uns eine glückliche Reyse. Die andern 6 Kirchen Bilder die in der Pleisenburg in seiner Bildhauer Werkstadt stehen wieß er uns nicht.

Nun setzten wir uns um 6 Uhr zu Pferde und kamen um 11 Uhr Abends in Halle an.

Den Morgen drauf besahen wir eine Kirche, der Salz Boten, besuchten die 2 franz. Prediger, die Professores Forster, Niemeyer, Eberhardt, Semler und Prange, bei dem wir eine sehr schlecht copierte Magdalena nach Batoni und den Amor

von Mengs beyde in Öl gemalt, sahen. Um 5 Uhr Abend ritten wir bis Burgsdorff, wo wir Abends um 12 Uhr nach einer mühseligen Reyse und verschiedenen Verirrungen ankamen.

Den 27. kammen wir um 8 Uhr Morgens nach Dessau, besuchten Basedow und mußten zu Mittag bey ihm bleiben, um zwey Uhr ritten wir nach Wörlitz, besahen das Schloß und den Garten, in letzterm fanden wir viel schöne Partien, die mit Kunst und Natur abwechselten, und so gut miteinander verbunden sind, daß alles Natur zu sein scheint, nur zu viele Gebäude im Gothischen Geschmack, denen man es beym ersten Blick ansieht, daß sie neu sind, und alsdann sind sie dem Auge eben so zuwieder als wenn man Portraite und Geschichten im Geschmack des Lucas Cranach mahlen wolte und sähe an der Farbe, daß sie neu sind.

In Dessau besahen wir auch das Philantropin, welches jetzt nur 25 Schüler hatt.

Von Wörlitz ritten wir Abends um 6 Uhr weg, fuhren über die Elbe bey Koswig und blieben die Nacht in Poßdorf.

Den 28. kammen wir über Treuenbrietzen und Berlitz des Abends um 8 Uhr nach Potsdam und den 29. des Morgens um 8 Uhr nach Berlin, wo wir alles in unserer Familie gesund antraffen.

Mlle. Sophie Cassaert ist mit Herrn — Maitre d'hotel du Roy de Prusse versprochen, es herrscht eine große Freude im ganzen Cassaertschen Hause, und sie scheint sich mit dem Gott der Liebe aussöhnen zu wollen, von den sie bisher nichts hören wolte, nur die kleine Coinette scheint bestürzt zu sein, und näht Hemden und Bettlaken.

Herr Abel Miniatur Pastel Mahler und Zeichner, ein alter Mann der ehmals in Berlin war, nachher Frankreich, Italien, Engeland und Holland durchreist ist, zuletzt in Hamburg sich aufgehalten hatt, ist schon ein Paar Monath hier und kann keine Arbeit bekommen, in seinen Arbeiten in Pastell ist Wahrheit, aber eben deswegen fürcht ich wird er nicht gefallen, seine Zeichnungen sind sehr schlecht, in Zeichnung und Geschmack.

Ihrer lieben Frau Gemahlin bitte ich mich bestens zu empfehlen und ihr für alle uns erwiesenen Höfflichkeiten herzlich zu danken, Gott erhalte Sie alle miteinander, laße Ihnen Freude an Ihren Kindern erleben, sie haben mir vieles Vergnügen gemacht, der älteste scheint mir viel Soliditaet zu haben und der andere verspricht ein aufgeweckter Kopf zu werden.

Der kleine hatt eine sehr glückliche Physionomie, alle drey machen der Erziehungs Kunst Ihrer Frau Gemahlin Ehre. Ihre Unpäßlichkeiten abgerechnet hatt es mir viel Freude gemacht Sie eben so glücklich in Ihrem Häuslichen als in Ihrer Kunst zu sehen.

Ich muß doch noch ein Blatt nehmen!

Da ich Ihren neuen Brief bekamm vergaß ich ganz den alten und nun da ich anfange an H. Zingg zu schreiben, erinnere ich mich, daß doch noch etwas nachzuholen wäre, und das hole ich nun auch nach.

Die Mamsell Cassaert ist — ich glaube mein Gedächtniß ist mir sehr untreu, den 15ten glücklich und mit wenigen Umständen verheyrathet, ich habe sie seit der Zeit nicht gesehen, wie ich denn jetzt für all das genossene Vergnügen auf der Reyse — desto mehr zu Hause bleiben muß um einzuholen was versäumt worden war, aber davor freue ich mich auch so offt ich daran gedenke.

Auch die Zulage die Ihnen Ihr würdiger Churfürst gemacht hatte freut mich, Gott lasse Ihnen sie lange mit Gesundheit genießen. Nichts desto weniger verdrießt mich die Unartigkeit unsers Ministers, der Vollmacht hatte Sie zu engagiren, hätte er Ihnen Rthl. 1500 gebothen, vielleicht hätten Sie sie angenommen, und der König hätte gewiß seine Offerte approbirt.

Aber lieber Freund wenn Sie dann nicht auf Michaelis nach Berlin kommen und auch nichts herschicken, was werden wir dann von Ihnen ausstellen? Die alte oder die junge Königinn — oder Mlle. Cassaert? oder waß haben Sie sonst noch hier gelassen?



Wie 1627 in Lucka das Weichbild bezogen wurde.

Mitgeteilt von Dr. Ernst Kroker.

Vor vierhundert Jahren, am 30. Oktober 1504, wurde von Herzog Georg dem Bärtigen das Weichbild der Stadt Leipzig nochmals erklärt und erstreckt. Die Urkunde, in der die Grenzen des Stadtgebietes genau festgestellt werden, ist erhalten, aber über die Feierlichkeiten, unter denen man damals von Grenzstein zu Grenzstein wanderte und — wie man das nannte — das Weichbild „bezog“, erfahren wir nichts, und auch bei den späteren Weichbildbeziehungen in den Jahren 1580, 1613, 1648 und 1671 verzeichnen unsre Leipziger Chronisten[1]) nur kurz die Tatsache, ohne der näheren Umstände zu gedenken. Doch scheint sich, wenn auch nicht in Leipzig selbst, so doch in unsrer weiteren Umgebung und in kleineren Ortschaften lange Zeit ein alter und eigentümlicher Brauch erhalten zu haben, der den Zweck hatte, auch den Kindern ein so wichtiges Ereignis, wie es das Begehen des Weichbildes war, fest ins Gedächtnis zu prägen. Eine Handschrift der Leipziger Stadtbibliothek[2]) enthält unter mehreren Beiträgen zu der Geschichte der Stadt Leipzig auch die Abschrift einer handschriftlichen Chronik der kleinen Stadt Lucka oder Lucke im Herzogtum Sachsen-Altenburg. Der Verfasser der ältesten Abschnitte dieser Chronik ist Magister Otto Freund, der am 16. Januar 1620 als Pastor nach Lucka berufen worden war und

[1]) Vgl. J. J. Vogels Leipzigisches Geschichtbuch, Seite 241, 351, 639 und 742.

[2]) Naumann, Catalogus libr. mscr. in bibl. Senat. Civ. Lips. Seite 116, Nr. CCCLXVIII. (Rep. II. 4°. 139 c. Blatt 291 ff.)

das Lucker Pfarramt bis zu seinem Tode 1642 verwaltete; er nennt sich zwar nicht als Verfasser, spricht aber gelegentlich von sich selbst in der ersten Person, sodaß an seiner Verfasserschaft kein Zweifel sein kann. In seinen Aufzeichnungen schildert er nun auch ausführlich, wie 1627 in Lucka das Weichbild bezogen wurde, und zum vierhundertjährigen Jubiläum der Festsetzung des Leipziger Weichbildes durch Herzog Georg lassen wir diese Schilderung hier abdrucken:

„Nach dem E. E. Rath mit Consens des Ambts einen gewissen tag außgesetzt und selbigen denen Benachbarten Dorffschafften notificiret, zog ein theil der Bürgerschafft mit Ober- und Untergewehr gerüstet unter aufführung des Regierenden Bürgemeisters aus dem Städlein, denen die andern mit Schippen, Hauen und Spaten, die Zimmerleute aber mit Aexten folgeten, wie auch ein gutes theil derer Knaben von 5., 6. und mehr Jahren. Sobald sie an den ersten Grenzscheideort kamen, da die Benachbarten sich bereits fandten, bestetigten sie gegen einander ihre Nachbarliche Freundschafft, und ward an dem nechsten Baum ein Creutz eingehauen und mit Röthelstein ausgestrichen; zugleich ward auch ein Creutz in die Erde mit außstechung des Rasens gegraben und von denen Knaben mit Feldsteinen, so sie in ihren Hüthen zusammen trugen, erfüllet. Inzwischen machte sich der Burgemeister herzu, errinnerte die Knaben, auf diese Markscheidung guten acht zu haben, und wie sie beysammen, warff er eine Handvoll Geld auf das gegrabene Creuz und Steine. Hierauf fielen die Knaben zu und schlugen einander über der aufraffung der Müntze tapffer ab. Wie sie nun also über einander lagen, ward eine Persohn mit 2. Kannen Waßer bestelt, der solch Waßer über die Knaben schüttete und ihnen also dieses Verlauffs ein Denckmahl einprägete."

„Dieses kombt fast mit dem überein, waß Christoph Lehmann in der Speyerischen Chron. lib: II. cap. 29. p. 114 von der alten Teutschen Contrahiren und Kauffen anführet, da man denen Junggesellen und Knaben, so zu einem Contracte als Zeugen, weil alles mündlich abgeredet und verglichen ward, erfordert worden, an den Ort, worumb gehandelt, geführet und ihnen einen Backenstreich gegeben und die Haare gerupfft."


Julius Klinkhardt.
Leipzig.





